

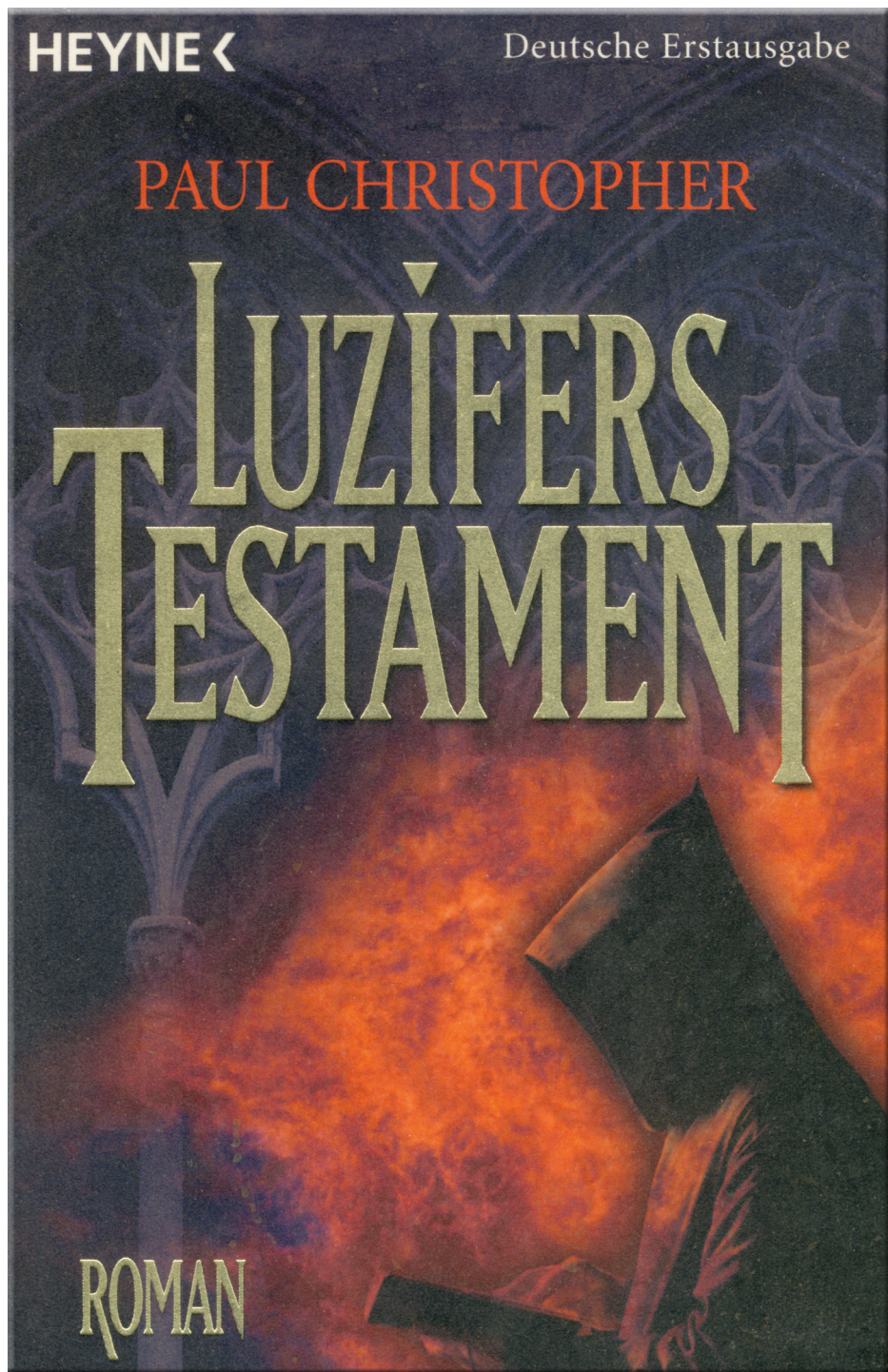
HEYNE <

Deutsche Erstausgabe

PAUL CHRISTOPHER

LUZIFERS TESTAMENT

ROMAN



Paul Christopher

Luzifers Testament

Inhaltsangabe

Die Archäologin Finn Ryan reist nach Ägypten, um nach ihrem Studium ihren ersten Job bei einer Ausgrabung anzutreten. Als wissenschaftliche Zeichnerin einer amerikanischen Expeditionsgruppe sucht sie nahe der libyschen Oase Al-Kufrah nach dem verschollenen Grab eines Apostels. Bei einem Rundflug in der Wüste stößt Finn gemeinsam mit dem Piloten Virgil Hiltz auf einen Jahrzehnte zurückliegenden Mord sowie ein antikes Goldmedaillon, dessen Inschrift auf Luzifer, den Lichtbringer, verweist und den Hinweis birgt, dass Jesus als Eremit in der Wüste weiterlebte und selbst ein Evangelium hinterließ. Die brisante Entdeckung macht die beiden zu Gejagten und zwingt sie auf eine Flucht rund um den Globus, die sie schließlich bis in karibische Meerestiefen zu einem verschwundenen Schiffswrack führt. Ein mörderischer Wettlauf mit der Zeit beginnt, denn das Medaillon mit der unmissverständlichen Botschaft könnte die Geschichte des Christentums grundlegend verändern.

Die Originalausgabe THE LUCIFER GOSPEL
erschien 2006 bei ONYX,
a Division of Penguin Group, New York

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2007
Copyright © 2006 by Paul Christopher
Copyright © 2006 by Onyx, Penguin Group, New York
Copyright © 2007 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007
Umschlagfotos: © mauritius images/age fotostock;
© Nele Schütz Design
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43228-4
www.heyne.de

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

*Für Lloyd und Sharon,
meine Freunde in der Tschechischen Republik,
weil sie zumindest eins verdienen*

Danksagung

Ein großes Dankeschön an Kara Welsh und Claire Zion und natürlich an meinen unvergleichlichen Lektor, Brent Howard. Möge es euch wohl ergehen.

1

Die 777 der American Airlines flog in einem weiten Bogen um die uralte Metropole, die unter einer dunkelbraunen Smogschicht kaum zu erkennen war. Stirnrunzelnd sah Finn Ryan aus dem Fenster des Großraumjets. Nicht gerade erhebend, ihr erster Eindruck vom Land der Pharaonen. Pittsburgh am Nil.

»Urin«, sagte der Mann auf dem Sitz neben ihr und reckte den Hals, um aus der Luke zu schauen. Er hatte dunkle Haare, war Anfang dreißig und nicht unattraktiv, wenn man auf diesen etwas schlampig-zerzausten Look stand.

»Wie bitte?«, entgegnete Finn. Sie war jünger als er, eine rothaarige, schöne Frau.

»Urin«, wiederholte der Mann. »Das wird Ihnen beim Verlassen des Flugzeugs als Erstes auffallen. Es stinkt überall nach Pisse.«

»Danke für die Warnung«, sagte Finn.

Ein breites Grinsen zog sich über das Gesicht des Mannes. »Jede Stadt hat ihren ganz eigenen charakteristischen Geruch – haben Sie das noch nicht gemerkt? London riecht wie eine feuchte Zigarre, Dublin wie eine Brauerei ... was ja auch passt, finde ich. In Hongkong stinkt es wie in einer Legehennenbatterie. New York hat diesen leichten Beigeschmack von verrottendem Müll.«

»Das ist mir in New York noch nie bewusst geworden.« Finn hatte den größten Teil ihres Lebens in ihrer Heimatstadt Columbus verbracht; dann hatte sie sich für einen Ortswechsel nach New York City entschieden. Sie war noch nicht viel herumgekommen.

»Das liegt sicher daran, dass Sie wahrscheinlich dort leben«, sagte der Mann. »Sie haben sich nur daran gewöhnt, mehr nicht, aber es ist wahr, glauben Sie mir. Prag riecht exakt wie ein alter Schweinebraten,

Genf wie Raumspray, Paris wie die Schuhe einer Greisin. Saigon wie Fischsuppe. Das stimmt wirklich.«

Finn überlegte, ob Columbus einen spezifischen Geruch hatte. Das Einzige, woran sie sich erinnern konnte, waren der frische Hauch des Scioto River im Sommer und die Apfelblüte im Frühling. »Wie riecht es denn da, wo Sie herkommen?«, fragte sie.

»Nach einem riesigen Autoaschenbecher«, sagte er. »Los Angeles.« Er hielt ihr die Hand hin. »Ich bin Hilts.«

Sie nahm sie kurz. Sein Griff war kräftig, die Handfläche trocken. »Finn Ryan.«

»Finn. Kurz für Fiona, oder?«

»Richtig.« Sie nickte überrascht. Ziemlich schnell von Begriff, der Bursche.

»Mir gefällt Finn aber besser. Fiona hat ein bisschen was ... Gezier-tes, finde ich.«

Sie beschloss, darauf nicht einzugehen. »Haben Sie auch einen Vor-namen?«

»Hilts. Einfach nur Hilts.« Er deutete mit dem Kinn aus dem Fenster. »Das erste Mal in Kairo?«

Finn nickte. »Eigentlich das erste Mal überhaupt irgendwo. Ich habe gerade meinen Magister gemacht. Mir ist, als hätte ich mein ganzes Le-ben hinter Büchern verbracht.«

»Auf Urlaub?«

»Nein, beruflich. Als wissenschaftliche Zeichnerin einer archäologi-schen Expedition.« Sie fand, das hörte sich irgendwie gut an. Archäo-logische Expedition. Es weckte Assoziationen an Männer mit Tropen-helmen und Tutanchamuns Grab. Und Krimis von Agatha Christie. Bei dem Wort ›Krimi‹ zuckte sie innerlich zusammen. Davon hatte sie ein Jahr zuvor mehr als genug abgekriegt. Schaudernd dachte sie an den sterbenden Mann in dem unterirdischen Gang.

»Hört sich ja richtig spannend an.«

»Das muss sich erst noch zeigen.« Finn zuckte mit den Achseln. »Die Grabung ist in Libyen. Es ist seit mehr als fünfzig Jahren das erste Mal, dass sie dort den Amerikanern eine Genehmigung erteilt haben.«

»Unser Verhältnis zu Libyen war ja auch eine Weile nicht gerade das beste«, bemerkte Hilts. »Irgendwie ist die Libysche Wüste unheimlich. Eigentlich ist sie wie ein zugefrorenes Meer. Ein zu Sand erstarrter, schrecklicher Sturm. Die Dünen sind wie die größten Surfwellen auf Hawaii, nur noch gewaltiger und gefährlicher, wenn auch aus anderen Gründen.« Er hielt inne und verzog das Gesicht. »Und die flache Wüste ist sogar noch schlimmer, sie ist wie ein endloser Steinstrand ohne Wasser. Am Tag glühend heiß, nachts bitterkalt. Sie muss Dante als Vorlage für seine Hölle gedient haben.«

»Waren Sie schon mal da?«

Hilts lachte. »Mädchen, ich war schon überall.«

Sie sah ihn an; es war keine Angeberei, nur eine Feststellung. Das Wort ›Mädchen‹ kam heraus wie ein reisemüder Seufzer. »Und was machen Sie beruflich, dass Sie schon überall waren?«, fragte Finn.

»Ich bin Fotograf«, antwortete er. Plötzlich neigte sich die Maschine stark nach rechts. Finn hielt den Atem an. Die Unterhaltung wurde durch das Knacken der Lautsprecheranlage unterbrochen. Eine Stewardess forderte sie auf, sich anzuschnallen. Sie setzten zur Landung an.

2

Finn wurde zusammen mit fünfhundert anderen Passagieren aus dem Flugzeug geschwemmt, die meisten von ihnen Ägypter, die auf Urlaub nach Hause kamen, um ihre Familien zu besuchen. Sie schlängelte sich durch die lachende, schnatternde Menschenmenge, bekam schließlich ihr Gepäck und wartete dann fast eine Stunde in der Schlange an der Zollabfertigung. In der Ankunftshalle herrschte unglaubliches Gedränge, aber letztendlich schaffte sie es doch, den Ausgang des Flughafengebäudes relativ heil und unbelästigt zu errei-

chen, sah man einmal von den paar flüchtigen anonymen Grabschversuchen und von einem unbeholfenen Versuch bei der Zollabfertigung ab, den Reißverschluss ihres Hüftbeutels zu öffnen und ihre Brieftasche zu stehlen. Bis sie die Warteschlangen am Zoll und die noch längeren an der Passkontrolle hinter sich gelassen hatte, war sie an die hundert Dollar an ›Trinkgeldern‹ und ›Gebühren‹ losgeworden.

Als sie ins Freie trat, schlug ihr die Hitze – und der Geruch – entgegen wie eine Faust. Auf der Erde war vom Smog außer einem metallischen Dunst in der Ferne fast nichts zu sehen, aber es roch genauso, wie dieser Hilts gesagt hatte. Wie in einem riesigen Mülleimer. Fast hätte sie laut losgelacht. Da war sie nun jahrelang zur Uni gegangen, und das hier kam dabei heraus.

Sie schaute sich um. Überall waren Menschen. Tausende. Zehntausende, und alle schienen genau zu wissen, wo sie hingingen. Die Hälfte der Männer trug moderne westliche Kleidung, die übrigen ein langes, weites Gewand in allen nur erdenklichen Formen, das *Dschalabia* heißt. Einige hatten Turbane auf, andere ein kleines weißes, besticktes Käppchen, das man, so wusste sie, *Taqia* nannte, und wieder andere trugen im Stil Lawrences von Arabien eine *Kefija* mit geflochtenem Seidenreif. Die Frauen, in Röcken oder traditionellen Gewändern, hatten alle die Köpfe bedeckt, einige nur mit Tüchern, manche waren vollständig verschleiert. Finn, die ihr kupferfarbenes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und nur mit einer Baseballmütze bedeckt hatte, zog scharenweise die Aufmerksamkeit der Männer auf sich. Ihre Blicke verrieten keineswegs Zustimmung.

Auf der Straße drängten sich Pkws, Laster, Kleinbusse, Motorroller, Taxis und Reisebusse. Autos hupten, Menschen gestikulierten lautstark; sogar ein mit verbeulten Radkappen beladener Pferdewagen auf riesigen Gummireifen fuhr vorbei. Finn grinste über beide Ohren. Es herrschte eine glühende Hitze und das Licht war unangenehm grell. Der Lärm schmerzte in ihren Ohren, die Abgase stanken grauenvoll. Es war der reine Wahnsinn.

Aber es war toll.

Beladen mit ihrem Handgepäck und ihrem Koffer, den sie hinter sich

herzog, bahnte sich Finn einen Weg durch das Gewühl und hielt nach dem Fahrer Ausschau, der sie abholen sollte. Sie rechnete mit einem dem Anlass entsprechend abenteuerlichen Toyota Land Cruiser à la Discovery Channel oder noch besser, einem Landrover. Stattdessen erwartete sie ein gefährlich rostiger Fiat-Krankenwagen, der an irgendeinem Punkt seiner langen Laufbahn in einen Minibus umgebaut worden war. Irgendwann einmal war der Fiat rot gewesen, aber die Farbe war längst zu einem staubigen Rosa verblasst, in dem man das weiße Kreuz auf der Tür und das Wort ›Krankentransport‹ gerade noch erkennen konnte. An dem Gefährt lehnte ein junger Mann in Bluejeans, einem hautengen Phil-Shoenfelt-T-Shirt und einer glänzenden Elvis-Presley-Haartolle. Zwar sah er aus wie sechzehn, aber ihr war klar, dass er älter sein musste. Er rauchte eine Zigarette und gab sich große Mühe, Al Pacino in *Scarface* zu ähneln. In der Hand hielt er ein Pappschild, auf dem ADAMSON EXPEDITION stand. Ihr Grinsen wurde noch breiter; erstaunlich, welche Wirkung das Wort ›Expedition‹ nach einem langen Flug auf die Energiereserven haben konnte.

Sie wuchtete ihr Gepäck über den breiten Gehsteig und ging auf den Fiat zu. »Ich bin Finn Ryan.«

Der junge Mann seufzte gelangweilt und ließ den Rauch durch seine Nasenlöcher entweichen. Er sah lächerlich aus. »Was sind Sie?«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, wie ich es gesagt habe. Grabung? Labor? Freiwillige? Spezialistin?« Sein Englisch war fehler- und fast akzentfrei.

»Ich bin die wissenschaftliche Zeichnerin.«

Er nickte, musterte sie von Kopf bis Fuß. Wäre er nicht so jung gewesen, hätte sie seinen Blick als anzüglich bezeichnet. »Also Spezialistin.«

»Wer sind Sie eigentlich?«

Der junge Mann setzte eine verdrossene Miene auf. »Achmed, der Fahrer. Achmed, der Dolmetscher. Achmed, der Laboraufseher.«

»Demnach heißen Sie also Achmed.«

»Meinen richtigen Namen könnten Sie nicht aussprechen. Amerikaner denken, alle Ägypter heißen Achmed oder Abdullah oder Mo-

hammed, deshalb bin ich Achmed. Achmed, der Ägypter.« Er stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus.

Finn grinste. »Wie heißen denn nach Meinung der Ägypter alle Amerikaner?«

»In Ihrem Fall *Ah'mar katha ath nan*«, antwortete Achmed und zog eine Augenbraue hoch.

»Wie bitte?«

»Es heißt rothaarig ... so in etwa jedenfalls«, ertönte hinter ihr eine Stimme. Es war Hilts, der dunkelhaarige Fotograf aus dem Flugzeug. Inzwischen trug er eine ramponierte, bernsteinfarbene Serengeti Drivers-Pilotenbrille, eine sehr alte dunkelblaue Uniformkappe mit goldenen Pilotenflügeln auf dem Mützenband und eine abgewetzte, rissige Fliegerlederjacke, die viel zu warm für diese Wahnsinnshitze war. Sein einziges Gepäck war ein großer grauer Seesack, auf den mit einer Schablone HILTS geschrieben war.

»Ich bin Hilts«, sagte er, beugte sich zu Achmed vor und flüsterte ihm zu: »*Balaak bennana derri law Tul'a!*«

Achmed fiel die Kinnlade herunter. »*Aawwaah!* Sie sprechen Dardja?«

Hilts ratterte ein paar weitere Worte in dem melodischen Hochgeschwindigkeitsdialekt herunter, und aus dem Gesicht des jungen Ägypters wich alles Blut. Er murmelte etwas in Richtung Finn, aber seine Augen weigerten sich, sie anzusehen.

Hilts übersetzte. »Er entschuldigt sich für das, was er gesagt hat und dass er Sie beleidigt hat, und außerdem bittet er Sie um Verzeihung.«

»Was hat er denn gesagt?«

»Ich glaube nicht, dass Sie das wissen wollen.« Er wandte sich wieder Achmed zu. »Warum laden Sie nicht schon mal unsere Sachen ein?«

»Aber sicher, selbstverständlich, Mr. Hilts«, sagte Achmed mit einem Nicken und machte sich daran, das Gepäck im Minibus zu verstauen.

»Sie gehören zur Expedition?«, fragte Finn überrascht.

»Ich sagte Ihnen doch, ich bin Fotograf.«

»In diesem Aufzug sehen Sie eher aus wie ein Pilot.« Sie deutete mit dem Kopf auf seine Mütze und Jacke.

»Das auch.« Er grinste. »Ich bin ...«

»Lassen Sie mich raten«, unterbrach ihn Finn und lachte. »Sie sind Luftbildfotograf.«

»Für ein Mädchen ganz schön schnell von Begriff.«

Sie stiegen in den Minibus. Achmed setzte sich ans Steuer, und sie starteten. Die Fahrt in die Stadt war ein Schnellkurs in Sachen Verkehrschaos. In Ägyptens Hauptstadt lebten dreizehn Millionen Menschen, und wie es aussah, waren alle im Auto unterwegs. Die meisten Fahrzeuge waren alt und japanischer, russischer oder französischer Herkunft, und oftmals fehlte mindestens ein Karosserieteil. Alle hupten. Rote Ampeln wurden ignoriert. Es gab nichts, was an Fahrbahnstreifen erinnerte, und überall waren Verkehrspolizisten, die allerdings keinen Einfluss zu haben schienen.

»Am besten lässt man sich hier treiben wie ein vom Baum gefallenes Blatt in der Strömung eines reißenden Flusses«, warnte Hilts philosophisch, als sich Achmed seinen Weg ins Stadtzentrum bahnte. »Irgendwann kommt man auf jeden Fall an, wenn auch nicht unbedingt auf dem beabsichtigten Weg oder zum geplanten Zeitpunkt.«

Das Nile Hilton war ein unförmiger Betonklotz aus den späten Fünfzigerjahren und das erste moderne Hotel, das in Kairo gebaut worden war. Es stand da wie eine riesige Zigarettenschachtel und versperrte den Blick auf den Nil am Midan Tahir, dem menschenwimmelnden Mittelpunkt des Finanzviertels der Stadt, auf den diese ganze Verkehrsflut zuströmen schien. Achmed setzte sie am Eingang in der Corniche El Nil ab, stellte ihr Gepäck auf den Gehsteig und versprach, sie in achtundvierzig Stunden wieder abzuholen, um sie zusammen mit den übrigen Grabungsteilnehmern zum Zivilflugplatz im Imbaba-Viertel auf der anderen Seite des Flusses zu bringen. Der junge Mann nickte ihnen kurz zu, stieg wieder ein und kämpfte sich laut hupend und eine stinkende Abgaswolke ausstoßend in den brodelnden Verkehrsstrom zurück.

»Willkommen in Kairo«, sagte Hilts. Er half Finn mit ihrem Koffer, und nachdem sie an der Rezeption ihre Schlüsselkarten abgeholt hatten, fuhren sie im Aufzug nach oben. »In einer Stunde im Da Mario,

einverstanden?«, fragte der Fotograf, als er auf seinem Stockwerk ausstieg. »Ich könnte jetzt eine Lasagne vertragen.«

»Im Da Mario?«

»Der beste Italiener in Kairo. Entweder dort oder im Latex.«

»Im Latex?«

»Das ist die Hotelbar, sehr stilvoll, ob Sie's glauben oder nicht. Dort haben sie Wasserpfeifen mit Wodka-Aroma.«

»Mir ist mehr nach einer Lasagne.«

»Sehr vernünftig. Dann also im Da Mario, in einer Stunde.« Die Tür glitt zu. Finn fuhr zwei Etagen höher, ging in ihr Zimmer und warf den Koffer auf das Fußende des Betts. Sie trat auf den Balkon hinaus. Inzwischen ging die Sonne unter, und im Westen war der Horizont ein blutiger Dunststreifen aus fahlem Tageslicht. Es war das Düsterste, Gefährlichste, Schönste, was sie jemals gesehen hatte, so, als blickte man auf die Erinnerung einer vor langem geschlagenen Schlacht oder auf die Vision einer noch bevorstehenden. Sie dachte an die Expedition, zu der sie in zwei Tagen aufbrechen würde – gleich um die Ecke warteten sechstausend Jahre Geschichte. Kurz genoss sie noch die Stimmung, dann wandte sie sich ab. Ihr Herz klopfte vor Aufregung. Sie ging in ihr Hotelzimmer zurück und begann auszupacken.

3

Im Da Mario gab es alte Lampen, viel dunkles Holz und bastumhüllte Chianti-Flaschen. Sehr ägyptisch aussehende Kellner gingen mit riesigen Pfeffermühlen herum und animierten die Gäste, sich Pfeffer aufs Essen streuen zu lassen. In einer dunklen Ecke spielte jemand auf einer 12-saitigen Gitarre »Che sera, sera«. Hilts machte sich über eine Riesenportion kräftig gepfefferte Lasagne her, und Finn hatte einen kleinen Salat vor sich stehen. Sie teilten sich eine Flasche Rotwein.

Hilts trug inzwischen Shorts und ein einfaches rotes T-Shirt, während sich Finn in einer Jeans und einem New-York-University-Sweatshirt gegen die eiskalte Klimaanlage schützte.

Finn biss in eine Tomate und schüttelte den Kopf. »Mein erstes Essen in Ägypten, aber es unterscheidet sich nicht von dem, was ich auch in einer Pizzeria der Mulberry Street bekäme.«

»Wir könnten natürlich in ein einheimisches Lokal gehen, wo es leckeres *Bamya* oder vielleicht auch *Shakshukat beed iskandarani* gibt, wenn Ihnen nach was Leichterem ist, aber dann kommen Sie die nächsten drei Tage nicht mehr vom Klo runter, wenn ich das mal so sagen darf.« Er nahm einen Schluck Wein und machte sich wieder über seine Lasagne her. »Regel Nummer eins in Ägypten lautet: Nie das Wasser trinken. Und Regel Nummer zwei: Nie das Essen essen.«

»Ist es wirklich so schlecht?«

»Das ist keine Frage von gut oder schlecht. Es ist eine Frage der Akklimatisierung. Sie kochen mit Leitungswasser, und alles, was sonst noch so im Wasser ist, landet im Essen. Sie sind an diese ganzen Keime gewöhnt. Wir nicht. An sich ganz einfach.«

»Wie wird das bei der Grabung?«

Er zuckte mit den Achseln. »Ein paar Tage werden Sie sich wahrscheinlich hundeelend fühlen. Aber höchstwahrscheinlich wird das Wasser abgekocht. Sie werden es schon überleben.«

»Das sind lauter Dinge, die mir mein Vater nie über das Leben eines Archäologen erzählt hat.«

»Sie sind L. A. Ryans Tochter, nicht?«

»Ja. Kannten Sie ihn?«

»Ich habe von ihm gehört. Ich habe seine Grabung in Mexiko noch mal fotografiert.«

»Die in Yucatán? Das Einzige, woran ich mich erinnern kann, sind die Spinnen. So groß wie Suppenteller.«

»Genau. Quintana Roo. Chan Santa Cruz. Das war das erste Mal, dass sie Infrarotaufnahmen machen ließen. Nicht ganz einfach zu fliegen.«

»Sie waren wirklich schon überall.«

Er grinste. »Ja, ich komme weit rum. Mein Job eben.«

»Was halten Sie von diesem hier?«

»Von diesem Job?« Er zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nur, dass Rolf Adamson ein ziemlich schräger Vogel ist.«

»Alles, was ich über ihn weiß, habe ich aus einem Artikel über ihn, der vor einiger Zeit mal in *Newsweek* erschienen ist. Es war das Einzige, was ich in der Unibibliothek dazu auftreiben konnte.«

»Diese Geschichte vom Milliardär, der sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen hat?«

»Würde mich mal interessieren, wie viel davon tatsächlich stimmt. Für mich hörte es sich jedenfalls so an, als wäre er eine Mischung aus Bill Gates, Steven Spielberg und Howard Hughes.«

»Mit einem Schuss von dem Typen, dem Virgin Records gehört. Erdumrundung im Ballon, Südpolexpeditionen, lauter solcher Kram.«

»Ein Abenteurer mit einem Faible für Archäologie«, sagte Finn. »Lässt es sich immerhin eine Million kosten, um eine Grabung in der Wüste zu finanzieren. Da stecken doch ernsthafte Interessen dahinter.«

»Wenn man meinen Quellen trauen darf, hat er eher so eine Art fixe Idee.«

»Was meinen Sie damit und von wem wissen Sie das?«

»Ich weiß das von der Teilnehmerin einer Grabung, die er letztes Jahr in Israel begonnen hat. Allerdings haben sie ihm dann da die Genehmigung wieder entzogen. Es ging dabei um eins dieser gefälschten Ossarien, die oftmals im internationalen Antiquitätenhandel in Umlauf sind. Er hat versucht, einen dieser antiken Knochenkästen außer Landes zu schmuggeln, und wurde dabei erwischt. Wie sich dann auch noch herausstellte, war es einer der gefälschten, was aber nichts an seiner Absicht änderte. Wenn er etwas will, kriegt er es auch, egal, wie viel es kostet oder ob es legal ist oder nicht.«

»Und was ist seine fixe Idee?«

»Wenn Sie den *Newsweek*-Artikel gelesen haben, wissen Sie auch, wer sein Großvater war.«

»Irgendein bekannter Prediger aus den Zwanzigerjahren.«

»Schuyler Grand. »Die große Armee Gottes in der letzten Stunde sei-

ner Erlösung.« Es gibt eine ganze Reihe von Büchern über ihn. Kaliforniens erster Radioprediger. Three Angels Broadcasting Network – der Drei-Engel-Rundfunk. Hat Millionen verdient, das ganze Geld in Orangenplantagen angelegt und damit noch mehr Millionen umgesetzt. Dann wurde ihm seine Sendelizenz entzogen, weil alle sagten, er sei insgeheim ein Nazi. Beging am Morgen von Pearl Harbor Selbstmord. Adamson hat jahrelang versucht, seinen Ruf wiederherzustellen. Seinen Namen zu läutern, seine Ansichten wieder zu verbreiten.«

»Was hat er mit der Grabung zu tun?«

»Unter anderem war Schuyler Grand Amateurarchäologe. Er glaubte an diesen ganzen pseudowissenschaftlichen Unsinn, den die Nazis über die Herrenrasse verbreiteten, und verquirlte ihn mit allen möglichen alten Mythen, wie zum Beispiel auch der Gralslegende. Unter anderem behauptete er, einer der Jünger Jesu hätte den Gral nach Amerika gebracht.«

»Soviel ich gehört habe, graben wir ein altes koptisches Kloster in der Oase Al-Kufrah aus.«

»Tun wir auch. Die Italiener haben dort schon Ende der Dreißigerjahre gegraben. Ein gewisser Lucio Pedrazzi. Sie haben ebenfalls nach dem Kloster gesucht.«

Finn grinste lauernd. »Sie verschweigen mir doch was?«

»Offiziell handelt es sich hier um eine Ausgrabung von Klosterresten. Aber ich weiß, dass Lucio Pedrazzi nach dem Grab eines bestimmten koptischen Mönchs gesucht hat. Einem gewissen Didymus. Das bedeutet sowohl auf Hebräisch als auch auf Griechisch ›der Zwilling‹. Besser bekannt ist er allerdings als der Apostel Thomas, der Zweifler. Anscheinend lagen Pedrazzi Hinweise vor, dass Thomas nach der Kreuzigung gen Westen, in die Wüste zog und nicht gen Osten, nach Indien.«

»Das hört sich wie eine Indiana-Jones-Story an.«

»Pedrazzi war für Mussolinis archäologische Mission in Libyen tätig. Es gibt eine andere Version dieser Geschichte, der zufolge der fragliche Mönch keineswegs Thomas war, sondern Jesus selbst, der mithilfe eines römischen Legionärs auf rätselhafte Weise aus seinem Grab ver-

schwinden konnte. Pedrazzi versuchte zu beweisen, dass der römische Legionär der sogenannten Verlorenen Legion angehörte. Als Jesus Jahre später tatsächlich starb, gelangten seine Gebeine in den Besitz dieser Legion. Sie brachten sie in eine verschollene Stadt in der Wüste. Mussolini wollte das alles als Druckmittel gegen den Vatikan einsetzen. Jedenfalls ziemlich krauses Zeug. Pedrazzi verschwand in einem Sandsturm und wurde nie mehr gesehen.«

Finn sah ihn skeptisch an. »Trotzdem sehe ich noch nicht, was das alles mit Rolf Adamson zu tun haben soll.«

»Angeblich brachte der Legionär die Gebeine schließlich nach Amerika, und dazu kommt dann noch dieser ganze sonstige pseudowissenschaftliche Kram über Pyramiden in Kansas und ägyptische Galeeren auf dem Mississippi – die riesigen Bestattungshügel können doch unmöglich unsere unzivilisierten indianischen Wilden gebaut haben, oder? Rassistisch gefärbter Unsinn, aber eine Menge Leute glauben es.«

»Und Sie denken, Adamson gehört auch dazu.«

»Ich denke, Adamson zahlt mein Gehalt. Da bin ich ganz pragmatisch. Man muss sehen, was man kriegt.« Er machte eine Pause und nahm einen Schluck Wein. Dann stellte er sein Glas ab und lehnte sich zurück. »Und Sie?«

»Wie Sie ganz richtig gesagt haben: Man muss sehen, was man kriegt.« Sie spielte mit ihrem Glas. »Und außerdem, ein Abenteuer ist ein Abenteuer.«

»Darauf scheinen Sie ja zu stehen.«

»Inwiefern?«

»Jetzt spielen Sie mal nicht die Ahnungslose. Wie viele Finn Ryans, Tochter des bekannten Archäologen Lyman Andrew Ryan, wird es wohl geben? Letztes Jahr waren doch die Zeitungen voll von Ihrem Abenteuer unter den Straßen von New York.«

»Daran war aber nicht nur ich beteiligt.«

»Natürlich nicht. Außer Ihnen waren in diese Sache auch noch der uneheliche Sohn eines Papstes verwickelt und der Enkel Mickey Hearts', eines New Yorker Gangsterbosses aus den guten alten Zeiten.

Gar nicht erst zu reden von jeder Menge Leichen und Beutekunst im Wert von einer Milliarde Dollar. Und jetzt tauchen Sie plötzlich hier auf. Apropos, wie sind Sie eigentlich an diesen Job gekommen?»

»Auf eine Empfehlung hin.«

»Von Mickey Hearts junior?«

Finn fuhr ihre Krallen aus. »Er heißt Michael Valentine und ist Buchhändler, kein Gangster. Es gibt keine Mafia mehr.«

Hilts lachte. »Wer hat Ihnen denn das erzählt? Etwa Ihr Mr. Valentine?« Er schüttelte den Kopf. »Kennen Sie diese alte Geschichte über den Teufel – dass sein geschicktester Schachzug war, der Welt weiszumachen, dass es ihn gar nicht gibt? Ganz schön raffiniert. Jeder spricht von den Russen und den Japanern und den Hongkong-Triaden, aber von der Mafia ist keine Rede mehr.«

Finn wollte schon dagegenhalten, doch dann sah sie das Blitzen in Hilts Augen. »Sie wollen sich ja nur über mich lustig machen.«

»Nicht wirklich. Michael ist auch ein Freund von mir. Er hat mich gebeten, auf Sie aufzupassen. Er ist von einigen Leuten, mit denen Adamson zu tun hat, nicht gerade angetan.«

»Sie kennen Michael?« Sie merkte, wie sie sauer wurde. Michael und sie waren kurz zusammen gewesen, aber es gefiel ihr nicht, so von ihm bevormundet zu werden.

»Wir tun uns immer wieder mal gegenseitig einen Gefallen.«

»Ich brauche keinen Babysitter, Mr. Hilts.«

»Ich habe auch nicht vor, den Babysitter zu spielen, Ms. Ryan. Michael hat mich nur gebeten, ein bisschen auf Sie achtzugeben, mehr nicht.«

»Das will ich aber nicht.«

»Die Wüste ist ein gefährlicher Ort, Finn. Auch ich könnte auf dieser Expedition einen Freund gebrauchen.« Er hielt ihr die Hand hin. »Friede?«

Finn zögerte kurz, dann zuckte sie mit den Achseln. Sie schätzte ihre Unabhängigkeit, aber sie hatte am eigenen Leib erfahren, dass Verstärkung manchmal durchaus von Vorteil war. In einem fremden Land wie diesem konnte ein Freund nicht schaden. »Friede.« Sie wandte sich

wieder ihrem Salat zu, während Hiltz seine Lasagne zu Ende aß. »Und wann treffen wir uns mit unserem Wohltäter?«

»Er ist bereits auf der Grabung. Wir warten noch auf den letzten Neuzugang, und dann fliegen wir übermorgen nach Al-Kufrah.«

»Wer ist dieser geheimnisvolle Neue?«

»Ein gewisser Laval, Franzose. Er ist Spezialist für koptische Inschriften, von der École Biblique in Jerusalem.«

»Ein Priester?«

»Ein Mönch.«

»Könnte interessant werden.«

»Könnte sogar sehr interessant werden«, sagte Hiltz. »An Pedrazzis Expedition in den Dreißigerjahren nahm ebenfalls ein Mönch dieses Instituts teil. Ein gewisser DeVaux. Er befand sich in Pedrazzis Begleitung, als dieser verschwand. Möglicherweise ist Laval nicht nur an irgendwelchen Wandkrakeleien interessiert.«

Finn lachte. »Woher wissen Sie das eigentlich alles?«

»Ich weiß immer gern, mit wem ich zusammenarbeite, und auf langen Flügen habe ich viel Zeit zum Lesen.« Er zog eine Augenbraue hoch. »Außerdem bin ich ein Fan von Verschwörungstheorien. Setzen Sie mir ein unaufgeklärtes Verbrechen vor, und ich bringe es mit dem Verschwinden Jimmy Hoffas und dem Kennedy-Attentat in Zusammenhang.«

»Wann trifft der geheimnisvolle Mönch ein?«

»Morgen Abend.«

»Dann kann ich also noch einen Tag auf Normaltourist machen.«

»Ich muss eine Fotostory für den *National Geographic Traveler* machen. Kommen Sie doch mit.«

»Wo müssen Sie dafür hin?«

»In die Stadt der Toten. Den lebendigsten Friedhof der Welt. Wird Ihnen bestimmt gefallen.«

4

Im alten Häusermeer Kairos gibt es fünf große Friedhöfe. Sie liegen am Fuß der Muqattam-Hügel, die einmal den östlichen Rand der Stadt bildeten, inzwischen aber längst von der unaufhaltsam wachsenden Metropole verschluckt wurden. In den alten Zeiten, als die Hinterbliebenen vierzig Tage und Nächte am Grab eines Verstorbenen trauerten, waren selbst die Gräber der Ärmsten mit kleinen Unterständen für die Lebenden versehen; für die Reichen und Prominenten errichtete man große Moscheen und Totenhäuser. Zwischen den Gräbern verliefen Straßen und Gassen, und die fünf Kairoer Friedhöfe wurden als »Stadt der Toten« bekannt. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts trieben schließlich Platzmangel, extreme Armut und eine täglich vierstellig wachsende Bevölkerung die Lebenden in die Gefilde der Toten. So entstand im Lauf der Jahre eine Stadt innerhalb der Stadt, in der mehr als eine Million verzweifelter Seelen wohnten, die alle ohne Heizung, Strom oder sanitäre Anlagen auskommen mussten.

Es war Freitag, der heilige Tag der Muslime, und auf den Straßen von Kairo herrschte kaum Verkehr, was angesichts der Verhältnisse am Tag zuvor fast an ein Wunder grenzte. Finn stand unter dem überdachten Eingang des Hotels und sah auf den Platz hinaus. Links stand rund ein Dutzend Reisebusse vor dem alten Ägyptischen Museum, deren Insassen bereits die Ausstellungsräume belagert hatten. Rechts war der sandfarbene Klotz des Sitzes der Arabischen Liga, und direkt gegenüber befand sich der Eingang zum Kairoer Busbahnhof.

Sie hatte Hilts' Rat hinsichtlich der heimischen Sitten und Gebräuche berücksichtigt und für den Ausflug eine weite Leinenhose und ein ähnlich großzügig geschnittenes, züchtiges grünes Seidentop angezogen. Das Haar hatte sie so unter einem Tuch zusammengebun-

den, dass nicht einmal ihr Pony zu sehen war. Sie trug einfache North-Face-Wanderschuhe und ihre Supermarkt-Sonnenbrille. Den Pass hinterließ sie an der Rezeption, sodass sie nur fünfhundert ägyptische Pfund – das waren weniger als hundert Dollar – und als Ausweis ihren internationalen Führerschein bei sich hatte. Ihre Digitalkamera hatte sie in ihrem abgeschlossenen Koffer im Hotel gelassen und im Souvenir-Shop des Hotels erwarb sie eine Einweg-Fuji. Laut Hilts kam es bei einem Ausflug in die Stadt der Toten vor allem darauf an, dass man so aussah, als lohnte es sich nicht, überfallen, vergewaltigt oder umgebracht zu werden.

Ein ohrenbetäubendes Röhren durchdrang die morgendliche Stille, die für Kairoer Verhältnisse ungewöhnlich war, und Finn sah vom Nil her ein riesiges schwarzes Motorrad auf das Hotel zu knattern. Der Fahrer hielt direkt vor ihr an und nahm seinen dunklen Integralhelm ab. Es war Hilts. Er trug Motorradstiefel, Jeans und ein T-Shirt, auf dem HARLEY-DAVIDSON EGYPT stand. Dem Schriftzug auf dem Tank des Motorrads zufolge handelte es sich bei der Maschine um eine Norton. Hilts fasste hinter sich und reichte Finn einen Helm.

»Steig auf.«

»Wollten wir nicht möglichst unauffällig auftreten?«

»Ein bisschen Spaß muss auch ab und zu sein. Ich komme nicht mehr allzu oft dazu, Motorrad zu fahren.«

»Du spinnst echt.« Sie setzte den Helm auf und befestigte den Kinnriemen. Plötzlich hatte die Welt den Bernsteinton des Visiers angenommen.

»Durchaus möglich«, erwiderte er grinsend. Sie stieg hinter ihm auf das Motorrad, legte die Arme um ihn, und sie fahren los.

5

Zunächst fuhren sie auf der Corniche El Nil durch smoghaltigen Dunst, bevor sie die fast leere Salah Salim nahmen, eine breite Ausfallstraße, die vom Fluss und der Insel Roda fortführte. Rechts von ihnen waren unbebaute Grundstücke und aufgelassene Baustellen; links von ihnen lag das Viertel Telal Zenhom, das von dem schweren Erdbeben im Jahr 1992 heimgesucht worden war. Es war wie in einer Wüstenversion von *Blade Runner*. Dicke Stromkabel wanden sich wie fette schwarze Schlangen über Flachdächer, und von Minaretten hingen Fernsehantennen.

An der Ausfahrt Al-Qadiraya fuhren sie von der Salah Salim ab. In dem Gassen- und Straßengewirr der stinkenden, vor sich hin gammelnden Nekropole kamen sie deutlich langsamer voran, und schon nach wenigen Sekunden hatte Finn in dem Meer aus Gräbern und Grabsteinen jede Orientierung verloren.

Sie hielten an. Vor ihnen stand eine breite runde Moschee, deren weiße Außenwände nur von elegant geschwungenen Fenstern in Tropfenform durchbrochen waren. Daneben, auf dem Dach eines großen Totenhauses mit dicken Mauern, befand sich ein chaotisches Gebilde aus Kisten und Schachteln, das mehr wie ein Hühnerstall als eine menschliche Behausung aussah. Finn stieg vom Motorrad und nahm den Helm ab. Ihre Augen begannen zu brennen. Wegen des gräulich weißen Staubs, der in der Luft hing und sich sofort in Nase und Mund festsetzte, war hier die Luftverschmutzung noch schlimmer. Hilts fasste in seine Hüfttasche, nahm eine Atemmaske heraus und reichte sie ihr. Sie nickte ihm dankbar zu und setzte sie sogleich auf.

Hilts holte eine zweite Maske heraus und streifte sie sich über. »Wenn

man in Kairo lebt, ist das etwa so, als würde man täglich ein bis zwei Schachteln Zigaretten rauchen.«

»Camel?«

»Sehr witzig. Behalte unbedingt die Maske an.« Er befestigte seinen und Finns Helm am Gepäckträger des Motorrads. Mittlerweile umringte sie eine Schar Kinder, lauter Jungen in allen Größen und Altersstufen. Sie nahmen die zwei Amerikaner stumm in Augenschein.

»Was wollen sie?«, fragte Finn.

»Alles, was du bei dir hast«, antwortete Hilts. »Es sind Bettler.«

Aber diese Kids waren keine harmlos herumbalgenden, die Hände nach ein paar Münzen reckenden Lausbuben, wie Finn das aus dem Kino kannte. Das war ein Rudel gieriger junger Wölfe, die finsternen Augen voller Hass auf jeden, der mehr hatte als sie, was praktisch auf alle Welt zutraf. Einer von ihnen, der größte, trug eine schmutzige Kappe, zerrissene Shorts und ein verblichenes rosa T-Shirt, auf dem FEELING LUCKY stand. Wie alles andere war auch er von einer dünnen grauen Staubschicht überzogen. Eine Hand hatte er tief in die Tasche seiner Shorts geschoben, in der anderen hielt er einen faustgroßen Steinbrocken.

»*Shu ismaq?*«, fragte Hilts und machte einen Schritt auf ihn zu.

»*Baqir*«, antwortete der Junge und wog den Stein in seiner Hand.

»Was?«

»Er heißt Baqir. Das bedeutet auf Arabisch ›aufreißen‹.«

»Kriegen wir Ärger?«

»Ich könnte ihnen immer noch dich überlassen und dann schnellstens abhauen.«

»Nein, jetzt im Ernst.«

»Das ist kein Witz«, sagte Hilts, aber sie konnte ihn unter der Maske grinsen sehen. Er fasste in die Tasche seiner Jeans und schnippte dem Jungen zwei Münzen zu, eine nach der anderen. Baqir fing beide auf, musste dafür aber den Stein fallen lassen. Hilts sagte wieder etwas auf Arabisch, und der Junge nickte. »*Shukran*«, sagte Hilts und verneigte sich leicht. »Das heißt danke«, erklärte er Finn. »Ein Wort, das du dir unbedingt merken solltest. Und *saadni!*«

»Was bedeutet *saadni*?«, fragte Finn, der die Aussprache hörbar Mühe bereitete.

»Hilfe!«

Hilts öffnete die Satteltasche der Norton und nahm zwei ramponierte Nikon F3s heraus. Er hängte sich die Kameras um, nahm Finn am Ellbogen und führte sie fort von den Jungen, die inzwischen um das Motorrad herumstanden.

»Du lässt die Maschine einfach so stehen?«, fragte Finn besorgt.

»Ich habe ihm fünfzig Piaster gegeben. Das sind ungefähr zehn Cent. Außerdem habe ich ihm fünf Pfund versprochen, wenn er auf das Motorrad aufpasst, bis wir zurück sind. Das ist etwa ein Dollar. So viel verdient er auf der Straße an einem ganzen Tag nicht, wenn er nicht gerade ein Touristen-*sariq* ist – ein Taschendieb.«

»Und du vertraust ihm?«

»Ich habe ihm mächtig Bammel gemacht. Er weiß, wem das Motorrad gehört.«

»Wem?«

»Einer Freundin von mir, die auf Zamalek eine Werksvertretung hat – das ist die große Insel mitten im Nil, die von deinem Balkon zu sehen ist. Sie hat sechs Brüder.«

»Und was sind die?«, fragte Finn, die bereits ahnte, wie die Antwort lauten würde.

»*Boukoloi*«, sagte Hilts. »Banditen. Die mächtigste Banditenbande Kairos.«

»Banditen. Wie romantisch.«

»Hängt ganz davon ab, wie man es sieht. Wenn man Verkehrsunfälle nicht mitrechnet, gibt es in Ägypten nicht sonderlich viele Gewaltverbrechen, aber Kairo ist ein wichtiger Umschlagplatz für Heroin auf dem Weg von Südostasien nach Europa und Amerika. Die ganzen Konfliktdiamanten, die in Sierra Leone heimlich geschürft und nach Antwerpen verkauft werden, werden hier zwischengelagert. Die Nigerianer waschen in Kairo Geld in großem Stil. Die Rate für Softwarepiraterie beträgt fast siebzig Prozent. Dazu kommt noch die Milliarde Dollar, die jährlich mit dem Schmuggel gestohlener Kunstgegenstän-

de umgesetzt wird, gar nicht erst zu reden von den fünfzigtausend Taschendieben und hunderttausend normalen Dieben.«

»Und unser neuer Freund Baqir weiß also, wer diese *boukoloi* sind?«

»Er arbeitet wahrscheinlich sogar für sie. Seine Eltern – so er welche hat – sind aller Wahrscheinlichkeit nach Begräbnishändler.«

»Was ist denn ein Begräbnishändler?«

»Eine Art moderner Grabräuber. Irgendjemand, ein Türsteher, ein Polizist, der Nachbar, kriegt spitz, dass es einen Todesfall gegeben hat, und setzt sich umgehend mit einem Begräbnishändler in Verbindung. Dann sucht eine Bande von Kids wie Baqir die Wohnung des Verstorbenen auf und räumt sie leer – manchmal schon, bevor die nächsten Verwandten eintreffen. Die meisten Kleider, die man in den *suqs*, den Märkten, zu kaufen findet, stammen von Toten.«

»Krass.«

»Muslime haben ein engeres Verhältnis zu ihren Toten als Christen. Sie verehren ihre Vorfahren und begraben sie nicht, um sie zu vergessen. Doch das hat allerdings auch praktische Gründe.« Sie blieben an dem primitiven Verkaufsstand einer verschleierten Frau stehen, die, eine kleine Auswahl an Kleidern vor sich, auf dem Boden im Schatten von einem Stofffetzen hockte, der zwischen zwei Granitgruftenspannen gespannt war. Hilts sagte ein paar Worte zu ihr, dann machte er mit einer der Nikons ein Foto von ihr. Er kniete nieder und griff nach einem vliesgefütterten Hemd, das fast nagelneu aussah. Er fragte die Frau nach dem Preis, und sie nannte ihn. »Ein Pfund«, sagte er zu Finn. »Zwanzig Cent. Ich könnte mit ihr handeln und es für die Hälfte kriegen.«

Finn schnupperte an dem Hemd. Es hatte einen unangenehm süßlichen Geruch. »Ist es das, was ich glaube?«

»Manchmal kommen sie erst nach ein, zwei Tagen an die Toten ran. Sein Besitzer hat es wahrscheinlich getragen, als er starb.«

»Nicht deine Größe«, sagte Finn. Hilts legte das Hemd zurück, und sie gingen weiter, tiefer in das Labyrinth hinein. Das Gedränge nahm immer mehr zu, je weiter sie kamen, halb geblendet von wirbelndem Staub, umgeben von lautem Stimmengewirr.

Es gab Haufen von zerbrochenem Spielzeug, kaputten Fernbedienungen, alten Plastikbehältern, Schreibmaschinen, Videorekordern und verbeulten Radkappen. Die größeren Gebrauchtkleiderhändler hatten ihre Ware auf schmutzigen Plastikplanen zu Haufen aufgetürmt. Fast das gesamte Angebot schien amerikanischen Ursprungs, und die Menschen drängten sich wie Fliegen um die Kleiderberge, begutachteten Blusen, Unterwäsche, Hosen, Krawatten, Shorts, T-Shirts und Socken, feilschten um den Preis, kauften manchmal etwas, gingen aber meistens weiter.

»Du kennst doch sicher diese großen Container für abgelegte Kleidung, die in vielen Städten, meistens in Einkaufszentren, aufgestellt werden?«, sagte Hilts. Finn nickte. »Und das hier ist der Ort, an dem diese ganzen Klamotten landen. Die sogenannten Wohltätigkeitsorganisationen, denen man seine Sachen überlässt, verkaufen sie tonnenweise an Dritte-Welt-Makler, und die wiederum verhökern sie an Leute wie hier.«

Ein heruntergekommener Mann, der auf einem Hocker vor einer Auswahl an Schuhen saß, übertönte in erstaunlich gutem Englisch den steten Lärmpegel: »Amerikanische Lady! Julia Roberts! Ich habe Schuhe für Sie!«

Finn stutzte. Im Sortiment waren lauter Männerschuhe. Der Verkäufer hielt eine Wildlederstiefelette mit seitlichem Reißverschluss aus den Sechzigerjahren hoch, etwa Größe 47. Es gab nur eine davon. »Wo ist denn der andere?«, fragte sie deshalb.

Der Verkäufer hielt einen anderen Schuh hoch. Einen wesentlich kleineren Slipper. »Sie sind beide schwarz.« Der Mann lächelte. Seine Zähne hatten die Farbe von feuchten Zigarettenstummeln.

»Aber sie passen nicht zusammen.«

»Ich mache Ihnen guten Preis. Und die Hälfte für einen«, gluckste der Schuhverkäufer, und als sie weitergingen, rief er ihnen hinterher: »Ich liebe Sie, Miss Julia Roberts!«

Sie bogen um eine Ecke und erreichten den nächsten Weg zwischen gemauerten Gräbern und Sarkophagen.

»Der Tiermarkt«, sagte Hilts. »Ziemlich unappetitliche Angelegenheit.«

Ein plötzlicher Windstoß ließ Finn wegen des wirbelnden Staubs die Augen zusammenkneifen. Sie blinzelte, räusperte sich, blinzelte mit tränenden Augen noch einmal. Sie roch den Markt, bevor sie ihn sah. Durch den allgegenwärtigen Gestank von verfaulendem Gemüse und Abwasser, das in den schmalen Rinnsteinen stand, drang der widerlich süßliche Geruch von Tod und Verwesung. Im selben Moment hörte sie den Markt auch, ein aberwitziger Chor aus blökenden Schafen und Ziegen, grunzenden Schweinen und krähenden Hähnen, dazwischen Hundegebell und Affengekreisch.

Eine Frau mit einer großen blauen WAL-MART-Steige aus Plastik zwängte sich an Finn vorbei. Ein kurzer Blick auf die Ware der Frau ließ sie heftig würgen. Der Träger war voll mit Tierinnereien, die in einer Suppe aus Blut und anderen Flüssigkeiten schwammen. Dann kamen sie an einem riesigen Käfig mit übereinandergestapelten Wüstenschildkröten vorbei, Hunderte davon, die unteren erdrückt vom Gewicht der Tiere über ihnen.

Daneben war eine alte Glasvitrine voller Schlangen, manche so dick wie Babyarme, reglos, von Hitze, Staub und Lärm betäubt, fernab von ihrem natürlichen Lebensraum am Unterlauf des Nils. In einem schmalen Durchgang hopsten Kinder in einem Hüpfspiel um eine Art Vogelscheuche herum. Die groteske Figur war in einen Hausrock aus dunkelblauem Samt und eine alte gestreifte Stresemann-Hose gekleidet. Auf ihrem Kopf saß eine Dreadlock-Perücke und darauf eine alte Tweedmütze. Bei genauerem Hinsehen merkte Finn, dass es sich um eine vertrocknete Leiche handelte, die mit Draht an einer Metallstange befestigt war und deren schmutzig braunes Skelett noch von den ledrigen Bändern vertrockneter Sehnen und Muskeln zusammengehalten wurde. Das Gesicht der Vogelscheuche war schwarz und verwest. Finn wendete den Blick ab.

»Alles in Ordnung?«, fragte Hilts.

Sie schluckte den Gallegesmack in ihrer Kehle hinunter, bevor sie nickte. »Ja, es geht schon wieder.«

Hinter dem Fleischmarkt, in einem von drei schlichten Grüften eingefassten Hof, waren ausgestopfte Exemplare einiger der Tiere zu se-

hen, an denen sie gerade vorbeigekommen waren. Es waren seltsame Kreuzungen, die sie, die spitzen Zähne zu einem gehässigen Grinsen gebleckt, aus Kinderpuppen-Glasaugen diabolisch anstarrten, Gänse mit Fuchsohren, Hunde mit aufgepfropften Affenköpfen, bunte Papa-geien mit weit ausgebreiteten Adlerschwingen.

»Wer kauft denn so was?«

»In einer Stadt, die so groß ist wie diese, gibt es für alles einen Abnehmer«, sagte Hilts achselzuckend. Er grinste. »New York mit Pyramiden.« Die Menschenmenge schob sie unaufhaltsam weiter wie Treibholz auf einem Strom, aber Hilts bugsierte sie beharrlich nach rechts.

»Wohin jetzt?«, fragte Finn.

»Dahin.« Hilts deutete auf einen schmalen Durchgang. In der Passage wurden weitere Warenberge feilgeboten. Bei den meisten handelte es sich augenscheinlich um Militaria – Gasmasken, leere Granathüllen, alte Entfernungsmesser, mindestens hundert Paar Wüstenstiefel aus dem Zweiten Weltkrieg, Benzinkanister, sogar eine kleine Kanone, das Mündungsloch zerfetzt, Relikt einer längst vergessenen Schlacht.

Hilts schob sich vor Finn, sodass sie kurz voneinander getrennt waren. Im selben Moment humpelte ein grauhaariger Bettler mit faltigem, sonnenegerbtem Gesicht auf einer rosafarbenen Beinprothese auf sie zu, streckte ihr die Hand entgegen und kreischte mit wild verzerrtem Gesicht in unverständlichem Arabisch auf sie ein. Unwillkürlich wich sie zurück, aber da war kein Platz, und der unaufhaltsame Menschenstrom erfasste sie und spülte sie in eine noch engere Seitengasse. Plötzlich war Hilts verschwunden, und sie war allein.

6

Sie merkte, dass sie vom Markt weggedrängt worden war; hier gab es keine Berge von Waren und keine drängelnden Menschenmassen mehr. Mit einem Mal war sie in eine andere Welt versetzt worden, in eine Welt verfallener Mauern und im Staub hockender Gestalten, durchdrungen von einer eigenartigen Stille, das Lärmen der Menschenmenge von den Totenhäusern abrupt gedämpft, das grelle Licht zu diffuser Halbdämmerung verdunkelt. Schlagartig überkam sie heftige Angst.

Sie stand da, drehte sich langsam um die eigene Achse und versuchte, sich zu orientieren. Vor ihr war eine hohe Mauer aus Lehmziegeln und Stroh, an manchen Stellen bröckelte sie, einige Ziegel fehlten, Löcher klafften wie Zahnlücken. Links sah sie ein fahlgrünes Gebäude mit einem Schrägdach, rechts einen schmalen Durchgang, kaum breit genug, um sich seitlich hindurchzuzwängen. Hinter ihr lag die Gasse, die zu der Straße zurückführte, aus der sie herausgeschwemmt worden war.

Finn wandte sich in diese Richtung. Sie sah noch, wie Hilts auf die Passage mit altem Armeebedarf zugesteuert war. Wenn sie sich beeilte, würde sie ihn wahrscheinlich noch einholen. Sie wollte gerade den Weg zurückgehen, blieb dann aber wie angewurzelt stehen. Vor ihr stand ein Mann in einer weißen *Dschalabia*, über der er ein dunkles Nadelstreifenjackett trug. Er war barfuß, und auf seinem Kopf saß ein lose gebundener, fleckiger Turban.

Der Mann war in den Vierzigern, mit hängenden Schultern und mächtigem Brustkorb, die tiefliegenden schwarzen Augen von dichten Brauen überschattet, die mächtige Nase von zahlreichen Brüchen platt und krumm, Oberlippe und Kinn von einem grau melierten Bart be-

deckt. Wie alles andere in der Stadt der Toten war er von einer schmutzig weißen Staubschicht überzogen.

In einer Hand hielt er einen Furcht einflößenden Säbel, die breite geschwungene Klinge von Rostflecken übersät, die frisch geschärfte Schneide bedrohlich glänzend. Er hob den Pallasch hoch über seinen Kopf und riss mit einem gurgelnden Lallen den Mund auf – in seiner schwarzen Mundhöhle war keine Zunge mehr.

Einen Augenblick lang stand Finn wie versteinert da und starrte ihn nur fassungslos an. Sie spürte, wie ein panischer Lacher über ihre Lippen platzte, und für einen Moment konnte sie an nichts anderes denken als an die Szene aus dem *Indiana-Jones*-Film, in der Harrison Ford einem hünenhaften ägyptischen Schwertkämpfer gegenübersteht. Es kam ihr lächerlich vor, aber es war erschreckend real. Sie war nicht Indiana Jones, und sie hatte auch keine große Pistole, um die groteske Gestalt, die mit gezücktem Säbel vor ihr stand, über den Haufen zu schießen. Der Mann röchelte ein zweites Mal, und dann stürzte er auf sie zu. Finn wirbelte herum und rannte los.

Instinktiv wandte sie sich nach links, lief an der verfallenen Lehmziegelwand entlang, bog dann nach rechts, und hörte dabei die ganze Zeit die stampfenden Schritte ihres wahnsinnigen Verfolgers dicht hinter sich. Sie kam auf einen kleinen Platz, eingefasst von den Mauern großer Steinmausoleen, Türen und Fenster zum Schutz vor Eindringlingen massiv vergittert.

Auf der Fläche war etwa ein Dutzend Steinplatten verteilt, die zu bescheidenen Grabstätten gehörten. Auf einer von ihnen brannte ein Feuer, über dem an einem Eisenhaken ein Kessel hing. Finn rannte kurz entschlossen darauf zu, sprang auf die erhöhte Steinplatte und verteilte darauf mit dem Schuh die glühenden Scheite. Dann packte sie den Griff des dampfenden Kochtopfs und riss ihn mit aller Kraft nach hinten. Das *Kohary* aus dem Eisenkessel klatschte in das Gesicht ihres Verfolgers, der von der brühend heißen Pampe aus Reis und Linsen kurz geblendet wurde.

Mit lautem Gebrüll fuhr er sich mit der freien Hand über das Gesicht und sprang auf die Grabplatte. Im selben Moment rutschte Finn aus

und fiel zu Boden. Der Zungenlose riss seinen Säbel hoch und machte einen Schritt nach vorn. Dabei trat er mit seinen bloßen Füßen auf ein glühendes Stück Holz. Er stieß wieder einen durchdringenden Schrei aus und zuckte so heftig zurück, dass er das Gleichgewicht verlor und in der verstreuten Glut landete. Finn hatte sich inzwischen wieder aufgerappelt und stürmte, ohne sich umzublicken, weiter.

Sie schlüpfte in eine Lücke zwischen zwei Mausoleen, und plötzlich tat sich am Ende der Gasse direkt vor ihr eine offene Tür auf, eine kühle, dunkle Zuflucht vor dem Schergen. In dem bescheidenen Totenhaus lagen ordentlich aufgereiht drei Skelette auf dem blanken Erdboden, alle von einer dicken Schicht aus Staub und Schmutz bedeckt und mit den Füßen in die gleiche Richtung zeigend, wahrscheinlich nach Osten.

Frische Spatenspuren im Boden deuteten daraufhin, dass in der einfachen Grabstätte erst vor Kurzem etwas ausgegraben worden war. Aber hier hatten sich keine Archäologen betätigt; die Skelette waren exhumiert worden, weil Lebende in den einfachen Grabbau einziehen wollten.

Am anderen Ende des Gebeinhauses war eine zweite Öffnung. Finn stieg über die auf der Erde liegenden Skelette und trat auf einen weiten umfriedeten Platz mit mehreren Dutzend Gräbern hinaus. Die beiden Längsseiten des Hofes bildeten kleine Grabkammern, während die hohe Mauer an der Rückseite, wie Finn annahm, zu einer Moschee gehörte. Es lagen Pickel und Vorschlaghämmer herum sowie Haufen zerbrochener Marmor- und Granitplatten, offensichtlich das Werk von Grabräubern, die die Gräber selbst stahlen, ganz nach dem Vorbild der Baumeister Saladins, die damals die glatte Außenverkleidung der Pyramiden zur Errichtung ihrer Stadt abgetragen hatten.

Finn blieb stehen und lauschte mit klopfendem Herzen. Wie es sich anhörte, hatte sie ihren Verfolger abgehängt. Oder es war ihm inzwischen gelungen, sich lautlos an ihre Fersen zu heften. Aber die eigentliche Frage war, warum er überhaupt hinter ihr her war. Natürlich war es ungewöhnlich, dass jemand von draußen in die Stadt der Toten kam, noch dazu eine Frau und ganz alleine, aber wenn dieser Ver-

rückte mit seinem Säbel nicht einfach jeder unschuldigen Maid nachstellte, die ihm in die Quere kam, hatte er es aus einem ganz bestimmten Grund auf sie abgesehen.

Was für ein Grund das allerdings sein mochte, konnte sie sich beim besten Willen nicht vorstellen. Ihre jüngsten Abenteuer, die sie in eine Welt von Kunstraub, Kungelei und vatikanischen Machenschaften geführt hatten, standen nicht im geringsten Zusammenhang mit Ägypten; unter den geraubten Kunstwerken, die sie in einem Versteck unter den Straßen New Yorks entdeckt hatte, waren weder der Stein von Rosette noch irgendwelche Pharaonenschätze gewesen. Und selbst wenn, weshalb hätte ihr dann hier und jetzt jemand nach dem Leben trachten sollen? Dieser Abschnitt ihres Lebens gehörte längst der Vergangenheit an.

Oder vielleicht doch nicht?

Sollte ihr der Mann mit dem Säbel gezielt aufgelauret haben? Das hieß, er hatte gewusst, dass sie an diesem Tag in die Stadt der Toten kommen würde, und der einzige Mensch, der davon außer ihr Kenntnis hatte, war Hilts – eine Bekanntschaft aus dem Flugzeug, ein Fremder, der behauptete, ebenfalls an der Grabung teilzunehmen, seinen Namen aber nur Achmed, dem Fahrer, genannt hatte. Und wer war außerdem Achmed? Nur ein junger Mann, der ein Schild hochgehalten hatte, auf dem ADAMSON stand?

In gutem Glauben hatte sie das alles für bare Münze genommen. Und genau das war, wie ihr Freund Michael Valentine gesagt hätte, die Grundvoraussetzung eines jeden guten Schwindels, eine Täuschung des Opfers, die darauf basierte, dass der oder die Betreffende für wahr hielt, was er sah, weil es seinen Erwartungen entsprach. Dass Hilts gewusst hatte, wer sie war, dass er über ihre Vorgeschichte, Namen und wissenschaftliche Reputation ihres Vaters und über Michaels Vergangenheit Bescheid gewusst hatte ... das waren alles Dinge, die man jederzeit im Internet oder im Archiv jeder größeren Tageszeitung nachlesen konnte, die ein Jahr zuvor über die Sache berichtet hatte. Sie war prompt darauf hereingefallen, hatte es geglaubt, weil sie es glauben wollte und weil Hilts ein gut aussehender, intelligenter Mann mit ei-

nem einnehmenden Lächeln war, der auch noch recht unterhaltsam zu erzählen wusste.

Finn fluchte leise in sich hinein. Diese Suppe hatte sie sich selbst eingebrockt; jetzt musste sie sie auch wieder auslöffeln. Rasch sah sie sich noch einmal auf dem kleinen Platz um. An einem Totenhaus rechts von ihr lehnte eine primitive Leiter aus altem Bauholz. Vielleicht wäre es von einem erhöhten Standort einfacher, sich zu orientieren. Einen Versuch war es jedenfalls wert.

Sie rannte auf die Leiter zu und kletterte auf das Dach des Lehmbaus. Vor ihr breitete sich in allen Richtungen ein riesiger Teppich aus Grabbauten aus, durchzogen von einem labyrinthischen Gewirr aus Gassen und Gängen. Einige der Gräber grenzten direkt aneinander, andere waren durch kleine Höfe voneinander getrennt. Niedrige Bauten standen neben größeren, manchmal zwei oder drei Stockwerke hohen, und ab und zu ragte eine Moschee aus dem Meer aus Ziegeln und Steinen.

In der Ferne war die Zitadelle zu sehen, wo tausend Jahre zuvor Sultan Hatim Ibn Hartama auf einem Kalksteinvorsprung hoch über der Stadt einen als Kuppel der Winde bekannten Pavillon errichtet hatte, der dann zweihundert Jahre später von Saladin zu einem massiv befestigten Herrschaftssitz für sich selbst und künftige Abbasidenherrscher ausgebaut worden war. Davor verlief eine breite Schneise, eine Art Autobahn quer durch die Stadt der Toten. Und noch etwas erblickte sie von ihrem erhöhten Standpunkt: rechts von ihr, keine zweihundert Meter entfernt, lag eine kleine runde Moschee mit tropfenförmigen Fenstern. Daneben, in auffälligem Gegensatz zur Erhabenheit der Moschee, war ein aus Maschendraht und Bauholzresten zusammengeflackter Verschlag. Es handelte sich eindeutig um die Moschee, die sie gesehen hatte, als sie mit dem Motorrad angekommen waren. Irgendwo in ihrem Schatten, in dem fahlen senffarbenen Dunst mussten sich Baqir und seine Bande herumtreiben. Sie mochten vielleicht keine große Hilfe gegen den Irren mit dem Säbel sein, aber besser als nichts waren sie auf jeden Fall. Sie kehrte zu der Leiter zurück, um nach unten zu steigen.

Plötzlich duckte sie sich abrupt. Direkt unter ihr war der unheimli-

che Verfolger. Er blickte sich auf dem kleinen Platz um und überlegte offensichtlich, wie sie von dort hätte entkommen können. Auf die Idee, nach oben zu schauen, war er bisher noch nicht gekommen. Sein langes Gewand war auf einer Seite verkohlt, und er hinkte merklich. Allem Anschein nach war er etwas gehandikapt. Während er langsam den Kopf drehte, um das Terrain zu sondieren, gab er leise, tierähnliche Laute von sich. Vorsichtig zog sich Finn zurück. Dabei löste sich ein Putzbrocken aus dem baufälligen Dach und plumpste geräuschvoll in das Innere des Grabhauses. Augenblicklich schnellte der Blick des Mannes nach oben. Finn überlegte nicht lange. Sie wirbelte herum und rannte ans andere Ende des Dachs, während der Mann mit dem Säbel brüllend vor Wut die Leiter hochzuklettern begann.

Nach kurzem Zögern gab sich Finn einen Ruck und sprang über den eineinhalb Meter breiten Graben. Bei der Landung auf dem nächsten Dach riss sie sich auf dessen rauer Oberfläche die Handflächen und die Knie ihrer Leinenhose auf. Sie rappelte sich hoch. Inzwischen kam der Kerl mit dem Säbel über das Dach hinter ihr her gehumpelt. Sie blickte wieder nach vorn. Der Abstand zum nächsten Dach war nicht so groß. Sie rannte darauf zu und übersprang den schmaleren Spalt mühelos.

Immer die runde Moschee im Auge, schwang sie sich über die niedrige Brüstung zwischen zwei aneinandergrenzenden Totenhäusern und hastete weiter. Ihre Lungen begannen heftig zu brennen, und als sie sich im Laufen kurz umsah, entfuhr ihr ein unterdrückter Aufschrei. Trotz seines Hinkens hatte ihr Verfolger deutlich aufgeholt. Sie erreichte den Rand des Dachs und blieb bestürzt stehen. Bis zum nächsten Gebeinhaus waren es mindestens fünf Meter, und kaum weniger weit ging es in die Tiefe. Unter ihr war ein kahler Fleck Erde mit mehreren zerfallenen Grabsteinen. Daneben hatte jemand ein Stück Stoff zwischen ein paar Stangen zu einem provisorischen Schattendach gespannt. Ihr blieb keine Wahl. Sie sprang auf das durchhängende Tuch.

Im Fallen die Schulter drehend, krachte sie durch den armseligen Fetzen Stoff und brachte das fragile Gestänge zum Einsturz. Ein Frau schrie auf, und die wenigen Töpfe und Pfannen, aus denen die von Finn demolierte Küche bestand, fielen scheppernd zu Boden. Finn er-

haschte einen kurzen Blick auf eine verschleierte Frau mit einem nackten, erschrocken dreinblickenden Kind in den Armen. Sie hockte vor einer Reklametafel, unter deren arabischen Schriftzeichen in leuchtend orangefarbenen Buchstaben das Wort DREAMLAND hervorstach.

Im selben Moment ertönte von oben ein kehliger Laut, und der Mann mit dem Säbel sprang durch die Reste des Sonnendachs und kam breitbeinig vor ihr zu stehen. Den schweren Säbel mit beiden Händen hoch über seinen Kopf erhoben, stieß der Zungenlose einen wilden, unverständlichen Fluch aus und stürzte sich auf Finn. In ihrer Verzweiflung packte sie einen Fetzen der Plane und schleuderte ihn dem Angreifer ins Gesicht, sodass er kurz abgelenkt wurde. Links von ihr lagen auf einem steinernen Sarkophag ein halbes Dutzend gerupfte und ausgeweidete Tauben, und daneben, mit glasigen Augen und weit aufgerissenen Schnäbeln, ihre abgetrennten Köpfe samt gefiederten Halskrausen. Über einer kleinen Holzschale mit den Innereien der toten Tauben schwirrte eine Wolke grün schimmernder Fliegen, und davor lag mit blutiger Klinge das Hackbeil, mit dem dieses Gemetzel veranstaltet worden war. Finn packte es und holte zu einem wilden Rundumschlag aus, der mit einem heftigen Ruck gestoppt wurde, als die Klinge in weiches Fleisch fuhr und über harten Knochen glitt. Ein seltsam schriller Schrei gellte durch die stickig staubige Luft, und Finn rann te erneut los.

Sie bog aus dem kleinen Geviert in eine lange, dunkle Gasse, an deren Ende eine nackte Wand aufragte. Als sie daran nach oben blickte, erkannte sie die vertrauten tropfenförmigen Fenster und rechts davon ein Stück von dem hühnerstallartigen Bretterverhau. Die hohe Mauer musste die Rückseite der Moschee sein, an der sie das Motorrad abgestellt hatten.

Erneut ertönten plötzlich hinter ihr die Schritte und der keuchende Atem ihres barfüßigen Verfolgers, aber sie verlor diesmal keine Zeit damit, sich nach ihm umzublicken. Hektisch nach einem Ausweg ausschauend, rannte sie weiter, so schnell sie konnte. Doch der dunkle, schmale Pfad entpuppte sich als Sackgasse, es gab keine Tür, keine Leiter, keinen Fluchtweg mehr, sie saß in der Falle. Es blieb ihr keine an-

dere Wahl, als ihrem Feind ins Auge zu blicken und sich auf einen vergeblichen Kampf einzulassen, der nur in fürchterlichen Schmerzen und endgültiger Auslöschung enden konnte.

Ihr allerletzter Hoffnungsschimmer war ein Fenster in der Moscheewand, doch es war viel zu weit oben und außerdem von einem geschnitzten Holzschirm geschützt. Es war aussichtslos, sie war so gut wie tot. Verzweifelt suchte sie den Boden nach etwas ab, was ihr als Waffe dienen könnte, aber da war nichts als nackte gestampfte Erde, überzogen von einer Schicht des allgegenwärtigen Staubs.

Sie zögerte noch einen Moment und wollte sich schon umdrehen, um ihrem Schicksal entgegentreten, sah dann aber aus dem Augenwinkel eine rasche Bewegung und ein kurzes Aufleuchten von Farbe an der Moschee. Unter lautem Krachen barst der hölzerne Schirm vor dem hohen Fenster nach außen, und eine Gestalt in einem rosafarbenen T-Shirt erschien in der Öffnung.

Baqir, der Bandenchef.

Der Junge schrie etwas Unverständliches auf Arabisch und beugte sich, beide Arme nach unten gestreckt, aus dem Fenster. Hinter ihm konnte Finn mehrere seiner Kameraden sehen, die ihn festhielten. Mit einem letzten verzweifelten Spurt erreichte sie die Mauer, sprang daran hoch und versuchte, die Hände des Jungen zu fassen. Im selben Moment spürte sie, wie er sie an den Handgelenken packte und nach oben zog. Unter ihr ertönte ein Sausen und das laute Klirren von Stahl auf Stein. Ihr Verfolger hatte mit dem Säbel nach ihr geschlagen, aber nur die Mauer getroffen.

Baqir und seine Bande hieften Finn durch das zerbrochene Fenster in das kühle Halbdunkel der Moschee. Sie standen auf einer Empore, unter ihnen war ein mit herrlichen Teppichen ausgelegter Gebetsraum. Über ihren Köpfen wölbte sich eine weite Kuppel mit wunderbaren Mosaiken in leuchtendem Blau, Grün und Gold – die Sonne, die auf die Wiesen und Bäche des Paradieses schien.

Baqir und seine Freunde bugsiierten sie hastig eine schmale Treppe hinab und über den weichen Boden des weiten, luftigen Kuppelbaus zu einem Bogendurchgang auf der anderen Seite. Sie traten in die stau-

bige, heiße Luft hinaus. Zwei kleine Jungen spielten auf einem Grabstein Murneln. Baqir knurrte einen kurzen Befehl. Die Murnelspieler blickten auf, antworteten prompt und rannten weg. Einer von Baqirs kleinen Leutnants zupfte Finn am Armel und sagte heftig gestikulierend immer nur ein einziges Wort. Dann wies er ihr den Weg durch ein altes schmiedeeisernes Tor, das in einen überraschend grünen Blumengarten vor einem kleinen, aber sichtlich gepflegten Mausoleum mit weiß gekalkten Wänden und prächtigen Holzgittern vor den Fenstern führte.

Von ihrem aufgeregt schnatternden Begleiter zur Eile angetrieben, erreichte Finn schließlich einen kleinen Platz mit zahlreichen Grabsteinen und primitiven Sonnendächern wie dem, das kurz zuvor ihren Fall gebremst hatte. Ein weiterer Ableger des Tiermarkts. Der Gestank war fast unerträglich. In einer Ecke türmten sich auf einem primitiven Tisch frisch geschlachtete Kamelhaxen, aus deren Fleisch und blutigem Fell dicke, gelbe Knochen hervorstanden. Daneben Eimer mit Ziegen-, Esel- und Schafinnereien. Alte Gläser, Dosen und Kanister mit dicken Rinderleberscheiben und rohem Fett standen in der prallen Sonne. Hundert Menschen drängten sich auf einer Fläche, nicht größer als ein paar Autostellplätze.

»Ya'la! Ya'la!«, rief der Junge an ihrer Seite und zog sie quer über den Markt. Kleine Hände schoben sie von hinten, und vor ihr kundschafte Baqir die nächste Gasse aus. Keine Minute später taumelte Finn völlig außer Atem in den Hof, in dem sie und Hiltz die Norton abgestellt hatten. Baqir grinste über beide Ohren und reckte freudestrahlend die Faust in die Luft. Finn wankte auf das Motorrad zu und stützte sich, heftig um Atem ringend, darauf ab. Ihren ganzen Körper durchbebte ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Plötzlich schrie ihr kleiner Beschützer entsetzt auf.

»Shoef!«

Sie konnte sich gerade noch rechtzeitig herumdrehen, um zu sehen, wie die blitzende Säbelklinge durch die Luft sauste und von Baqirs Halsbeuge durch Muskeln, Sehnen und Knochen bis zum Herz hinabfuhr. Das Leuchten in den Augen des jungen Banditen erlosch,

bevor er begriff, wie ihm geschah, und er sank tot auf den staubigen Boden. Mit einem breiten Grinsen zog der Mann die Klinge aus dem zusammengesunkenen Körper des Jungen. Der Oberarm seines alten Cutaway war voll von seinem eigenen Blut, und seine dunklen Augen blitzten.

Mit einem lauten Grunzen, das sich entfernt wie »*Kus umak!*« anhörte, kam er jetzt, den rechten Fuß nachziehend, auf Finn zu und schwang den blutigen Säbel wie eine Keule über seinem Kopf. Baqirs Bande suchte unter entsetzten Schreien das Weite vor der Furcht erregenden Erscheinung – nur Finns kleiner Beschützer blieb heftig zitternd an ihrer Seite und hielt sich an ihrem Ärmel fest. Doch dann machte er einen Schritt nach vorn und spuckte auf den Boden. Den Angreifer schrill beschimpfend, bückte er sich und schleuderte einen Steinbrocken nach ihm.

»*Sharmut!*«, kreischte der kleine Junge mit Tränen der Wut in seinem schmutzig grauen Gesicht.

Der Stein prallte wirkungslos an dem Mann ab. Verrückt grinsend kam er weiter auf sie zu. Finn packte den Jungen und zog ihn mit Gewalt hinter sich. Als der Mann den Pallasch hob, tropfte Baqirs schimmerndes Blut von der Klinge auf seine Hand. Finn blieb das Herz stehen, doch gleichzeitig spürte sie, wie eine tödliche, eiskalte Ruhe von ihr Besitz ergriff. Im Geiste sah sie noch einmal, wie Baqir zusammensackte. Das würde ihr dieser Irre mit seinem blutigen Säbel bezahlen. Zu allem bereit, blickte sie in das unaufhörlich sich nähernde, schreckliche Gesicht und überlegte, ob sie ihm noch mit den Zähnen die Kehle aufreißen könnte, bevor sie starb.

»*W'aleikum sallam.*« Die Worte waren leise und kamen aus nächster Nähe. Überrascht hielt der Mann mit dem Säbel inne und drehte sich leicht zur Seite. Drei Kugeln trafen ihn zwischen den Rippen. Sie zertrümmerten die Knochen des Brustkorbs in Hunderte spitzer, messerscharfer Splitter, die Lunge und Herz durchdrangen, den Mann von den Beinen rissen und ihn wie einen nassen Lappen nach hinten schleuderten. Zwei der drei Kugeln, die durch seine Brust fuhren, fanden ihren Weg wieder aus dem Körper hinaus, durchschlugen da-

bei das rechte Schulterblatt und atomisierten seine Wirbelsäule in einer Explosion aus Blut, winzigen Knochenteilchen und Stofffetzen des alten Nadelstreifen-Cuts. Der tote Mann mit dem Säbel schlug mit einem Geräusch wie ein Sack Rüben auf dem Boden auf.

Finn traute ihren Augen kaum. Vor ihr stand Hilts, einen Arm weit von sich gestreckt, in seiner Hand eine kantige südafrikanische RAP-Automatik, der ganze Auftritt völlig cool und untheatralisch. Im selben Moment sicherte er die Waffe bereits wieder, steckte sie in den Hosensbund und ließ sie unter seinem T-Shirt verschwinden.

Dann bückte er sich, hob rasch die drei Patronenhülsen vom Kaliber .40 auf und steckte sie ein. Mit drei Schritten war er am Motorrad. Er zog ein gefaltetes Bündel ägyptischer Pfand aus seiner Jeans und drückte sie dem kleinen Jungen in die Hand, der immer noch bei Finn stand und mit kindlichem Staunen den Toten mit dem Säbel ansah. Hilts schloss die Hand des Jungen um das Geld und flüsterte ihm kurz etwas ins Ohr. Der Kleine blickte zu Hilts auf und nickte. Das Geld verschwand schnell unter seinem löchrigen, schmutzigen Gewand.

Hilts sagte: »*Imshee, imshee!*«

Mit Tränen in den Augen blickte der Junge rasch zu Finn hoch, küsste ihre Hand und rannte los. Neben dem toten Mann blieb er kurz stehen, um mit dem Fuß etwas Erde in sein Gesicht zu treten und auszuspuken, dann packte er den blutigen Griff des Säbels und zog ihn hinter sich her, sodass seine Spitze eine dünne Spur in die gestampfte Erde ritzte. In der Ferne konnte Finn ganz schwach Trillerpfeifen hören.

»Wir müssen sofort weg hier«, sagte Hilts. Er steckte seine zwei Nikons in die Satteltasche, reichte Finn ihren Helm und setzte seinen eigenen auf. Dann schwang er sich auf das Motorrad. »Auf geht's.«

Finn stieg hinter ihm auf. Die Sirenen kamen näher. »Was heißt ›danke‹ gleich wieder?«, fragte Finn ruhig.

»*Shukran*«, antwortete Hilts.

Sie sah auf Baqirs zerbrechlichen, leblosen Körper hinab. Seinen Kopf umgab eine riesige Lache staubigen Bluts, um die bereits die ersten Fliegen schwirrten.

»*Shukran*, Baqir«, flüsterte Finn und klappte ihr Visier nach unten.

Hilts startete den Motor, ließ ihn einmal aufheulen und brauste los, fort von der Stadt der Toten.

7

Hilts brachte die Norton seiner Besitzerin zurück und ging dann zu Fuß auf der baumbeschatteten Straße zum Hotel Longchamps, wo er Finn abgesetzt hatte. Sie saß an einem abgelegenen Tisch auf der Terrasse im ersten Stock, trank eine Tasse amerikanischen Kaffee und schaute auf die teure Wohngegend der Insel Zamalek hinaus. Die schrecklichen Vorfälle, die sie gerade erlebt hatte, schienen hier in weite Ferne gerückt. Kein beklemmendes Menschengewimmel, keine stikige, staubige Luft, nur der gemächlich vorbeigleitende Verkehr auf der Straße unter ihr, das leise Rauschen des Winds in den Bäumen und das ferne Funkeln des Flusses. Genauso gut hätte sie auch in Westchester oder Mount Vernon sein können. An einem Ort wie diesem war die Stadt der Toten nur noch der ersterbende Nachhall eines fernen Albtraums. Die Augen hinter einer Sonnenbrille verborgen, nahm Hilts neben ihr Platz. Er bestellte ein großes Glas Eistee, das er dann lange nicht anrührte.

Schließlich ergriff Finn das Wort. »Ich habe gerade gesehen, wie ein Junge ermordet wurde, und ich war Zeugin, wie du einen Mann erschossen hast, und dann hast du so getan, als wäre das Ganze nur eine Schießübung gewesen. Es sah so aus, als hättest du so etwas nicht zum ersten Mal getan. Die Polizei wird nach der Person suchen, die diesen Mann umgebracht hat, und nachdem ich in die Sache verwickelt bin, möchte ich jetzt gefälligst wissen, was das alles eigentlich soll.«

»Das weiß ich selber nicht.«

»Was ist zum Beispiel mit dem Mann, der mich verfolgt hat? Wer war er?«

»Keine Ahnung.«

»Wie soll er gewusst haben, dass ich dort auftauchen würde, wenn du es ihm nicht gesagt hast?«

»Ich habe ihn nie zuvor gesehen. Alles, was ich sagen kann, ist: Plötzlich kam einer von Baqirs Freunden auf mich zu und sagte, du wärst in Schwierigkeiten, und dann habe ich mich auf die Suche nach dir gemacht.«

»Mit einer Pistole.«

»Ganz richtig, mit einer Pistole.«

»Könntest du mir das vielleicht erklären?«

»Eigentlich war das der Hauptgrund meines Besuchs in der Stadt der Toten. Es ist nicht mehr so einfach wie früher, eine Pistole auf Reisen mitzunehmen und sie durch den Zoll zu bringen.«

»Ich dachte, du wolltest dort Bilder machen.«

»Habe ich ja auch.«

»Wenn ich bei *National Geographic* anrufen würde, wüssten sie denn dort, wovon ich rede?«

»Sag einfach, du willst Russ Tamblyn sprechen.«

»Das mit der Pistole habe ich aber immer noch nicht kapiert.«

»Ich brauche sie.«

»Wozu?«

»Zum einen, weil ich Adamson nicht traue, und außerdem gefällt mir unser sogenannter Verbindungsmann zur libyschen Regierung nicht.«

»Wer ist das?«

»Ein gewisser Mustapha Hisnawi. Er soll so was wie ein Archäologe sein, aber so viel ich gehört habe, ist er auch regulärer Oberst der *Hai-at amn al Jamahiriya*, der Jamahiriya-Sicherheitsorganisation, sprich: der libyschen Geheimpolizei.«

»Wie kommst du an diese ganzen Informationen?«

»Ich habe viele Freunde, und, wie bereits gesagt, lese ich auch viel.«

»Und im Umgang mit Waffen scheinst du auch geübt zu sein.«

»Einigermaßen.«

»Wo hast du das eigentlich gelernt? Doch sicher nicht aus Büchern.«

»Bei den Pfadfindern.«

»Ach ja.«

»Nein wirklich. Ich habe ein Verdienstabzeichen. Außerdem war ich ein paar Jahre bei den Marines.«

»Ich weiß nicht, ob ich das alles glauben soll.«

»Glaub meinetwegen, was du willst. Ich weiß nur, dass es so aussah, als würde dich dieser Kerl gleich mitten durchhacken.«

»Und stattdessen hat er Baqir mitten durchgehackt.«

»Ich bin zu spät gekommen. Das tut mir leid. Ich gäbe wirklich alles dafür, wenn ich es hätte verhindern können.«

»Wenn du erst gar nicht dort hingegangen wärest, um dir eine Pistole zu besorgen, müsste dir gar nichts leid tun.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Wie kannst du so herzlos sein? Ein Kind ist tot.«

»Ich habe ihn nicht umgebracht. Das war dieser Irre mit dem Säbel. Dieser Wahnsinnige, der hinter dir her war und nicht hinter mir, wenn ich das mal anmerken darf.«

»Womit wir wieder beim Anfangspunkt wären. Warum war er hinter mir her?«

»Vielleicht hängt es mit der Expedition zusammen.«

»Und wie? Ich werde als wissenschaftliche Zeichnerin und Kartographin Grabungsdiagramme und Artefakte anfertigen. Das ist kein besonders verantwortungsvoller Posten.«

»Ein alter Feind vielleicht.«

»Solche Feinde habe ich nicht.«

Hilts überlegte kurz. »Wer hat dich eingestellt?«

»Adamsons Büro in Kalifornien.«

»Gab es ein Bewerbungsgespräch?«

»Nur am Telefon. Die Vermittlungsstelle der Uni hat ihnen eine Liste mit geeigneten Kandidaten geschickt. Ich kam in die engere Wahl und schickte ihnen meinen Lebenslauf und mehrere Zeugnisse, und dann habe ich ein fünfminütiges Telefongespräch mit ihnen geführt.«

»Mit wem hast du telefoniert?«

»Mit einem gewissen Forrest aus Adamsons Personalabteilung.«

»Von ihm wurde ich auch engagiert.«

»Hat das etwas zu besagen?«

»Keine Ahnung.«

»Ich mag derartige Rätsel nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Also, warum war der Kerl hinter mir her?« Finn legte die Stirn in Falten. »Er muss uns schon eine ganze Weile gefolgt sein. Sobald wir voneinander getrennt wurden, war er zur Stelle. Als ob er auf so eine Gelegenheit gewartet hätte.«

»Völlig ausgeschlossen. Niemand wusste, dass wir dort auftauchen würden.«

»Sagst du.« Finn zuckte mit den Achseln.

»Soll das heißen, ich lüge?«

»Woher soll ich wissen, dass du die Wahrheit sagst?«

»Warum sollte ich dich belügen?«, entgegnete er.

»Ich habe nicht das Gefühl, dass wir so groß weiterkommen.«

»Da hast du vermutlich Recht.« Darauf schwiegen beide eine Weile, bis Hilts nachdenklich nickte und sagte: »Aliyah.«

»Was?«

»Nicht was, wer. Aliyah ist die Frau, von der ich mir das Motorrad geliehen habe. Sie war es auch, die mir gesagt hat, wo ich in der Stadt der Toten eine Pistole kriege. Sie wusste, wohin ich unterwegs war.«

»Glaubst du, sie hat es jemandem erzählt?«

»Sonst fällt mir jedenfalls niemand ein.«

»Warum könnte sie das getan haben?«

Er verzog das Gesicht. »Wegen Geld natürlich. Das ist der einzige Grund, weshalb sie etwas macht.«

»Wer hat sie bezahlt?«

»Adamson?«

»Er stellt uns ein, um uns dann umzubringen?« Finn schüttelte den Kopf. »Nicht sehr einleuchtend. Außerdem ist es immer noch keine Erklärung dafür, warum es dieser Mann ausgerechnet auf mich abgesehen hatte.«

»Vielleicht war dem ja gar nicht so.« Hilts fuhr mit dem Finger ach-

selzuckend über den Rand seines Glases. »Vielleicht wollte er erst dich erledigen, um anschließend mir beim Motorrad aufzulauern. Vielleicht hatte er ja die Anweisung, uns beide aus dem Weg zu räumen.«

»Und wie finden wir heraus, wer ihn damit beauftragt hat?«

Endlich griff Hilts nach seinem Glas und hob es zu einem ironischen Toast. »Indem wir morgen in aller Frühe aufstehen und in Feindesgebiet fliegen.«

8

Sie träumte, dass Baqir wieder starb, und wachte auf. Die dünnen Vorhänge vor der Balkontür wehten wie Geisterflügel leise flatternd in ihr Zimmer. Im Dunkeln liegend, lauschte sie den fernen Geräuschen der Stadt und dem Verkehr auf der Corniche El Nil tief unter ihr. Wie viel Tod und Sterben hatte der Nil in all den Jahren gesehen, die er auf dem Weg nach Alexandria und zum Meer hier vorbeiströmte?

Wieder tuschelten die Vorhänge, und diesmal setzte sie sich halb auf und zog das Laken leicht fröstelnd um ihre Schultern. Sie sah auf die Leuchtanzeige ihrer Uhr. Drei Uhr morgens. Unwillkürlich musste sie an ein Lied denken, das ihr Vater einmal ihrer Mutter vorgespielt hatte, an einem Weihnachtsabend, als sie noch klein war. Er hatte es auf dem alten Klavier in der Wohnzimmerecke geklimpert, das kaum in Benutzung war. Sie hatte es nur dieses eine Mal gehört, aber die Erinnerung daran war so klar und deutlich wie die Liebe und Zuneigung, die ihren Vater veranlasst hatten, es zu singen:

*It's three o'clock in the morning
We've danced the whole night thru,
And daylight soon will be dawning,*

*Just one more waltz with you.
That melody so entrancing,
Seems to be made for us two,
I could just keep right on dancing
Forever, dear, with you.*

Weit weg von säbelschwingenden Killern und den Ufern des Nil. Plötzlich, wie sie so dalag, merkte sie, dass sie nicht allein im Zimmer war. Ein Schatten bewegte sich, und als sie angespannt in seine Richtung spähte, wurde der Schatten ein Schemen und der Schemen ein Mann. Er räusperte sich, und ein Streichholz flammte kurz auf, um ein rundes, verschwitztes Gesicht mit Brille zu beleuchten. Ein Mann in den Siebzigern, das schütterte Haar von gelblichem Nikotinweiß. Wulstige Lippen und ein schmales Kinn. Die Zigarette, die er rauchte, war oval. Finn roch starken, dunklen Tabak. Ihr schoss ein Bild von Hilts mit der kleinen schwarzen Pistole durch den Kopf, aber Hilts war ein paar Etagen tiefer. Sie schaute zum Nachttisch. Brieftasche, Schlüssel und die Einwegkamera, die zu benutzen sie noch nicht Gelegenheit gehabt hatte. Nichts, was auch nur annähernd als Waffe geeignet gewesen wäre. Ganz zu schweigen davon, dass sie nackt schlief. Sie drückte sich gegen das gepolsterte Kopfteil und zog das Laken ein Stück höher. Wie war der Kerl hier reingekommen? Wie in jedem anderen Hotel der Welt hatten sie auch im Hilton elektronische Schlüsselkarten.

»Ich habe ein Zimmermädchen bestochen. Sie haben alle Hauptschlüssel«, sagte eine Stimme aus dem Dunkel, als könnte sie ihre Gedanken lesen. Die Zigarette glühte auf und spiegelte sich in der Nickelbrille des Mannes. »Wenn Sie lange genug in Ägypten bleiben, werden Sie merken, dass in diesem Land jeder bestechlich ist. Die Macht des Bakschisch sozusagen.« Der Akzent des Mannes war einmal englisch gewesen, aber schon vor Langem immer weiter in den Hintergrund gerückt, der einsame Wortlaut des im Ausland Lebenden. »Es gibt verschiedene Arten von Bakschisch, müssen Sie wissen. Zum einen das Almosen, das man einem Bettler gibt, um dadurch Gottes Gnade teilhaftig zu werden. Dann gibt es aber auch ...«

Finn schnitt ihm das Wort ab. »Könnten Sie mir bitte sagen, was Sie in meinem Zimmer zu suchen haben, und vielleicht auch, wer Sie sind?«

»Stimmt, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bitte um Vergebung. Mein Name ist Simpson, Arthur Simpson. Ich gäbe Ihnen gern meine Karte, aber sie sind mir leider ausgegangen.« Er setzte sich auf einen nahe stehenden Sessel, nahm einen weiteren Zug von seiner stinkenden Zigarette, schlug dann die Beine übereinander und stippte die Asche in den Aufschlag seines Hosenbeins. »Ich bin eine Art Fremdenführer. Führungen zu den Pyramiden und zur Sphinx, Dolmetscher für Deutsche und Schweizer, und manchmal entziffere ich für reizende alte Engländer irgendwelche Hieroglyphen.«

Finn blickte angestrengt in das Dunkel. Ihr nächtlicher Besucher hörte sich an wie John Cleese bei einem seiner abgedrehten Monologe in einer alten *Monty-Python*-Folge. »Sie haben mir immer noch nicht gesagt, warum Sie in meinem Hotelzimmer sind.«

Simpson lachte leise. »Ihrer Tugend droht keine Gefahr, Miss Ryan. Seien Sie unbesorgt. Für dergleichen bin ich viel zu alt.«

»Das ist keine Antwort«, sagte Finn.

»Nein, einfach nur eine Feststellung, fürchte ich«, seufzte Simpson. Er hielt inne und nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette. Finn sah, dass er wesentlich älter war, als sie ursprünglich gedacht hatte. Seine Rundlichkeit kaschierte seine ungesunde Gesichtsfarbe und die dunklen Ringe unter den Augen. Seine Lippen waren trocken und aufgesprungen, und auf seinem Kinn machten sich kurze graue Stoppeln breit. Schließlich fuhr er fort: »Eigentlich bin ich hier, um Sie zu warnen, Miss Ryan.«

»Wovor?«

Simpson wechselte wieder das Thema. »Wissen Sie, ich kannte Ihren Vater.«

»Was soll das nun wieder?«

»Wir waren zusammen in Cambridge.«

Finn spähte in Richtung der Stimme. Dass ihr Vater ein GI-Bill-Postgraduiertenstipendium für Cambridge erhalten hatte, war nichts, was

man eben mal irgendwo nachlesen konnte. Ein Staatsgeheimnis war es allerdings auch nicht. »Soviel ich mich erinnern kann, hat er aber nie einen Arthur Simpson erwähnt.«

»Wir haben uns zwei Jahre eine Flucht geteilt.«

»Eine Flucht?«

»Eine Zimmerflucht im Magdalene College. Typischer Uni-Doublespeak, schätze ich. Sachverhalte werden schöngeredet. Man kann so was sogar studieren. Semiotik oder Semantik oder irgend so ein Quatsch.«

»Warum kommen Sie nicht langsam auf den Punkt, damit Sie hier wieder verschwinden können.«

»Ja, gleich. Also, wie bereits gesagt, kannte ich Ihren Vater, und er kannte mich, was die Sache wohl wesentlich besser trifft. Man könnte sogar sagen, dass wir Kollegen wurden.«

»Sie waren Archäologe?«

»Um Himmels willen, nein! Ich war Spion.«

Finn zog das Laken höher. Dass ihr Vater für die CIA gearbeitet und die Rolle des Archäologen als Tarnung benutzt hatte, war mit Sicherheit eine Information, die man nicht jeden Tag erfuhr. »Was soll das mit meinem Dad zu tun haben?«

»Jetzt tun Sie mal nicht so, meine Liebe. Das passt ebenso wenig zu Ihnen, wie es dem Gedächtnis Ihres Vaters dient. Sie wissen genauso gut wie ich, worum es ihm in allen diesen Dschungeln ging, in denen er sich herumgetrieben hat.«

»Fahren Sie fort mit Ihrer Geschichte«, sagte Finn.

Simpson drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und zog sofort ein zerkrumtes Päckchen heraus, um sich eine neue rampo-nierte Ronson Virginia anzuzünden. Er ließ das Feuerzeug mit einem harten, trockenen Klicken zuschnappen, dann begann er weiterzusprechen.

Und Finn hörte zu.

9

Die zweimotorige Cessna Caravan dröhnte durch die aufgeheizte Nachmittagsluft über der endlos sich kräuselnden Dünenlandschaft der Libyschen Wüste. Hilts saß auf dem Pilotensitz, bediente die Instrumente und piffte leise vor sich hin. Neben ihm war Finn Ryan, die Augen mit einer Sonnenbrille gegen das unglaublich grelle Licht geschützt. Hinter ihnen hatten zwei weitere Passagiere Platz genommen, Achmed, der Fahrer, den Kopf an den grauen Ledersitz gelehnt, die Augen geschlossen, den Mund offen und laut schnarchend, und neben ihm, in ein altes Buch vertieft, der Mönch, Frère Jean-Baptiste Laval. Der militärisch kurze Bürstenschnitt, in dem er sein leicht ergrautes Haar trug, und seine beeindruckende Physis schienen nicht so recht zu dem von ihm gewählten Leben zu passen. Er war Anfang vierzig und sah vielmehr aus wie ein Marine als ein Experte für koptische Inschriften. Auf dem Rücken des ledergebundenen Buchs in seinen Händen stand in goldener Prägeschrift *Vita S. Antoni* – das Leben des heiligen Antonius. Das Frachtabteil hinter den zwei Männern war voll gepackt mit frischem Nachschub für die Grabung.

Bisher war der Flug von dem Zivilflugplatz im Bezirk Gizeh ohne Zwischenfälle verlaufen. Nach der kurzen atemberaubenden Schönheit der Pyramiden hatten sie nichts mehr zu sehen bekommen als Wüste und Sand. Als sie über die Große Sandsee flogen, war die Monotonie der Dünen ebenso schonungslos wie die eines leeren, sturmgepeitschten Ozeans. Achmed war fast unmittelbar nach dem Start eingeschlafen, und Laval, der Mönch, hatte wenige Sekunden nach dem Öffnen des Sicherheitsgurts sein Buch hervorgeholt. Er hatte zu niemandem auch nur ein Dutzend Wörter gesagt und erweckte nicht den Anschein, als hätte er die Absicht, daran in absehbarer Zukunft etwas zu ändern.

Finn schaute zu Hiltz hinüber. Bisher hatte sie ihm noch nichts von ihrem Gespräch mit dem geheimnisvollen Mr. Simpson in der Nacht zuvor erzählt. Den Aussagen des dicken kleinen Mannes zufolge arbeitete mindestens ein Mitglied der Adamson-Expedition schon einmal für die CIA. Außerdem war Simpson der Ansicht, dass es bei der Grabung mehr um Spionage ging als um Archäologie. Ihm zufolge durfte man niemandem trauen, am allerwenigsten Adamson selbst. Wie Hiltz hatte Simpson über die Vorgeschichte des Expeditionsleiters Bescheid gewusst und er erzählte ihr sogar noch einiges mehr.

Laut seinen Aussagen unterstützte Adamson insgeheim den Tenth Crusade, eine kämpferische rechtsradikale Organisation, die, sich auf die mittelalterlichen Kreuzzüge berufend, der Auffassung ist, das Christentum sei Ziel offener terroristischer Angriffe und müsse mit militärischen Mitteln verteidigt werden. Finn hatte bereits flüchtig von dieser Randgruppe gehört, die anders als die sogenannte Patriot Militia ihre Gewaltakte auch außerhalb amerikanischer Staatsgrenzen verübte. In den vergangenen Jahren hatte der Tenth Crusade mit seinem Kreuz und der römischen Ziffer X für die Zehn die Verantwortung für Anschläge in Bagdad, Teheran, Kabul und Belfast übernommen.

Sprecher der Organisation war Colonel James Mattoon Judd, Träger der Vietnam War Medal of Honor und mittlerweile Junior Senator für Colorado. Bekannt als fanatischer rechtsgerichteter Fundamentalist, galt Judd gemeinhin als durchgeknallter Irrer, der im Senat wegen seiner aufwieglerischen rassistischen Bemerkungen schon zweimal verwarnt worden war. Die Nachricht, dass Adamson etwas mit einem Verrückten wie Senator Jimmy Judd zu tun hatte, der den Spitznamen ›Sword of the Lord‹ trug, kam für Finn total überraschend.

Simpson wusste nicht genau, in welchem Zusammenhang Adamsons Verbindung zu Judd mit der Grabung stand, aber die Genehmigung für die Expedition in der Libyschen Wüste hatte Adamson sicherlich Judds Einfluss in höchsten politischen Kreisen zu verdanken. Dass Judds Fürsprache bei gewissen Leuten etwas bewirkt haben sollte, die erklärte Gegner von Gruppen wie dem Tenth Crusade waren, entbehrte zwar jeder Logik, aber laut Simpsons Quellen war diese In-

formation absolut zuverlässig, was sie nur um so interessanter machte.

Nachdem Simpson endlich gegangen war, hatte Finn noch eine ganze Stunde lang im Dunkel ihres Hotelzimmers damit zugebracht, sich einen Reim auf diese verwirrende Geschichte zu machen und sie mit den Vorfällen in der Stadt der Toten in Einklang zu bringen. Was nach dem Abschluss ihres Studiums als ein exotischer Sommerjob begonnen hatte, entpuppte sich mehr und mehr als eine höchst zwielichtige, undurchsichtige und vor allem auch gefährliche Angelegenheit. Dazu kam noch, dass ihr noch immer nicht klar war, welches Interesse Simpson an der Sache hatte; außer der eher peripheren Beziehung zu ihrem verstorbenen Vater bestand für den seltsamen Engländer kein Grund, sie spät nachts aufzusuchen, um sie zu warnen.

»Himmel, Arsch ...!«

Plötzlich geriet die Cessna ins Gieren und trudelte über den Himmel wie ein windgetriebenes Blatt. Urplötzlich auf beiden Seiten von heulenden Düsentriebwerken in die Zange genommen, die ebenso schnell, wie sie aufgetaucht, auch wieder verschwunden waren, sackte sie ab wie ein Stein.

»Das gibt's doch nicht!«, stieß Hilts hervor und zog verzweifelt am Steuerknüppel, um den abrupten Sturzflug abzufangen. »Was war das denn?«

Finn versuchte ihren Magen wieder dorthin zu bekommen, wo er hingehörte. Achmed, inzwischen hellwach, saß mit weit aufgerissenen Augen hinter ihr.

Laval, das Buch im Schoß, spähte durch die schwach getönte Scheibe des Backbordfensters. »Das waren, glaube ich, Suchois Su-22«, sagte er. »Zwei Jagdbomber. Wahrscheinlich in Al Jufra-Hun stationiert. Demnach befinden wir uns jetzt in libyschem Luftraum. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie versucht, Ihr Heckkennzeichen zu lesen.«

»Für einen Mönch scheinen Sie so manches über russische Kampffjets zu wissen«, sagte Hilts. »Von libyschen Luftstützpunkten gar nicht erst zu reden.«

»Sie vergessen, dass ich Franzose bin, Mr. Hilts, und Frankreich hat sich im Gegensatz zu Amerika nicht mit Oberst Gaddafi überworfen. Ich war in den vergangenen zwanzig Jahren viele Male in diesem Land. Mir sind ihre Sicherheitsmaßnahmen nicht fremd.«

»Wie schön für Sie«, sagte Hilts mit einem säuerlichen Unterton.

»Offensichtlich empfinden Sie den Gedanken, dass einige von uns lieber Weltbürger denn amerikanische Staatsbürger wären, als beunruhigend.«

Hilts murmelte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart.

»Wie bitte, Mr. Hilts?«

»Wie lange dauert es eigentlich noch, bis wir landen?«, ging Finn dazwischen. Sie fand die Vorstellung, die zwei Männer könnten sich in sechstausend Meter Höhe zu prügeln anfangen, nicht sonderlich erfreulich.

»Je früher desto besser«, brummte Hilts.

10

Eine Stunde später landeten sie in Al-Kufrah. Aus der Luft sah die Oase aus wie eine ausgedörrte westtexanische Geisterstadt: ein kleines Kaff mit einer Hauptstraße und daran aufgereiht niedrige Lehmhäuser. Al-Kufrah war nach der Revolution eines von Gaddafis ersten »Modernisierungsprojekten« gewesen, und als sie zum Landeanflug ansetzten, sah Finn umliegend Dutzende der riesigen grünen Kreise in der Wüste, bei denen es sich um die aus der Tiefe bewässerten Anbauzonen handelte, die der Oberst hatte anlegen lassen. Die Umstände, dass das Wüstenklima für die Nutzpflanzen total ungeeignet und das Wirtschaftsgefüge der Oase durch sein Projekt komplett aus dem Gleichgewicht gebracht worden war, spielte dabei keine Rolle. Er würde die Wüste zum Blühen bringen, selbst wenn die Anbauko-

sten dreimal so hoch waren wie der Verkaufspreis. Oberst Gaddafi bekam, was er wollte und es wurde nicht lange diskutiert.

Hilts setzte die Caravan ohne das geringste Holpern auf der Landepiste auf und steuerte sie auf den kleinen Terminal zu. Der Flugplatz war eine Hinterlassenschaft der Italiener aus dem Zweiten Weltkrieg und mehr oder weniger im Originalzustand erhalten. Man hatte zwar im Lauf der Zeit die Startbahn etwas verlängert, aber der Betonklotz, der als Abfertigungsgebäude diente, und der gedrungene Tower waren unverändert. Neben dem Terminal standen zwei Hubschrauber – ein gefährlich aussehender Mil-24 Kampfhelikopter, der in seinem gefleckten Wüstentarnanstrich waffenstarrend dahockte wie eine bucklige Libelle, und ein großer in Frankreich gebauter Aérospatiale Super Puma-Transporthubschrauber. Der Super Puma war weiß und hatte das gelbschwarzrote Adamson Corporation Flying A-Abzeichen auf der Seite.

Vor dem Transporthelikopter standen drei Männer, zwei in khakifarbener Safarikleidung, die ein bisschen zu modisch aussah, um wirklich überzeugend zu wirken, und einer mit einem himmelblauen Barret und einer Uniform in den Tarnfarben des Kampfhubschraubers. Er war klein und hager und hatte ein Gesicht wie ein langschnäuziges Wiesel, dazu buschige Augenbrauen und einen Polizistenschnurrbart. Seine Augen waren hinter einer verspiegelten Pilotenbrille verborgen.

»Mit so einer Sonnenbrille kann das nur einer von den Bösen sein«, sagte Hilts. Als er die Tür der Cessna aufklappte, kam ein Schwall heißer, trockener Wüstenluft in das voll klimatisierte Cockpit. Er kletterte aus der Maschine und sprang auf den Boden. Finn öffnete die Tür auf ihrer Seite und stieg ebenfalls aus. Achmed und der Mönch verließen die Cessna durch die Hecktür. Einer der Männer in den Khakijacken winkte. Finn erkannte ihn von dem *Newsweek*-Porträt. Es war Rolf Adamson, 40-jähriger Medienmogul, Milliardär, potenzieller religiöser Fanatiker und dazu auch noch ihr neuer Chef. Er sah genau wie auf dem Foto in der Zeitschrift aus: jung, blond, Hollywood-attraktiv und New-York-smart. Der Mann an seiner Seite verkörperte das genaue Gegenteil: alt, grauhaarig und mürrisch, mit dem Gesicht eines abgehalfteten Preisboxers.

»Der Typ in dem *König-der-Löwen*-Outfit, der neben unserem furchtlosen Anführer Mr. Adamson steht, ist Fritz Kuhn«, sagte Hilts ruhig. »Sein Großvater war Gustav Kossina, auch als Hitlers Archäologe bekannt. Kossina war der Spinner, der den Anstoß zu diesen ganzen ›wissenschaftlichen‹ Theorien über die Überlegenheit der arischen Rasse gegeben hat.«

»Und was macht sein Enkel jetzt hier?«

»Er hat vor dem Krieg mehrere Bücher geschrieben über die italienischen Grabungen in Al-Kufrah und über Pedrazzi, den Kerl, der spurlos verschwunden ist.« Hilts hielt zwei ineinander verschränkte Finger hoch. »Kossina und Pedrazzi waren damals eng befreundet. Adamson hat Kuhn als Berater engagiert.« Er schaute zu dem wieselgesichtigen Mann mit dem Barrett. »Und dieser nette Herr ist vermutlich unser militärischer Geleitschutz.«

Gefolgt von Laval, gingen sie auf die drei Männer zu. Achmed begann, die Cessna zu entladen. Als sie sich miteinander bekannt machten, wurde offenbar, dass der Mann in Uniform Oberstleutnant Amad Nasif hieß und der Expedition von Oberst Gaddafi persönlich als Führer und ›Beschützer‹ zur Verfügung gestellt worden war. Wovor der Mann mit dem Barrett die Expedition schützen sollte, wurde nicht näher erläutert.

»Der Führer der Großen Revolution vom 1. September der Sozialistischen Libysch-Arabischen Volks-Dschamahirrija legt ganz besonderen Wert darauf, dass unseren neuen amerikanischen Gästen nichts zustößt«, sagte Nasif mit einer leichten Verbeugung. Finn hatte Gaddafis Titel noch nie vollständig gehört, und aus dem Augenwinkel konnte sie sehen, dass sich Hilts ein Lachen verkniff. Es stand völlig außer Frage, dass Nasif den Titel ernst nahm. Seine Miene war wie aus Granit gemeißelt.

Strahlend klatschte Adamson in die Hände. »Ich glaube nicht, dass wir uns diesbezüglich irgendwelche Sorgen machen müssen, Oberst. Ich glaube, wir haben hier alles unter Kontrolle.« Er hatte eine tiefe, sonore Stimme und einen leicht an Kennedy erinnernden Akzent, auch wenn er an der Westküste geboren und aufgewachsen war. Wenn er lä-

chelte, kamen teure Zähne zum Vorschein. Gemeinsam beobachteten sie, wie Achmed und zwei Männer aus Nasifs Hubschrauber den Super Puma beluden.

»Ich habe mir sagen lassen, dass Sie auch so eine Kiste da fliegen können«, sagte Adamson zu Hilts und deutete mit dem Kopf auf den Transporthubschrauber.

»Ich fliege alles«, antwortete der Pilot lächelnd und sah dabei zu Nasifs bedrohlich aussehendem Mil-24 hinüber.

»Dann lassen Sie mal sehen«, sagte Adamson. »Die Karten sind in der Türtasche. Ich komme als Kopilot mit.«

»Sie haben dafür einen Flugschein?«, fragte Hilts erstaunt.

Adamson lächelte. »Wenn mein Name draufsteht, wird es wohl so sein.« Die zwei Männer hatten sich voreinander aufgebaut wie zwei Kampfhähne. Das überraschte Finn. Sie hatte Hilts eigentlich nicht so eingeschätzt, und Adamson war zu reich, um so etwas nötig zu haben.

Typisch Männer, dachte sie seufzend. Sie zog die große Schiebetür auf und kletterte mit eingezogenem Kopf in die luxuriös eingerichtete Passagierkabine des Transporthubschraubers. Wenige Minuten später hoben sie hinter Nasifs Kampfhelikopter behäbig vom Boden ab und schwangen sich in die Lüfte.

11

Aus der Vogelperspektive ähnelte die Stätte von Deir el-Shakir mehr einer Mondbasis aus einem Science-Fiction-Film als einer archäologischen Grabungsstätte. Auf einem Plateau über einem ausgetrockneten Flussbett standen verteilt zwei Dutzend riesige Hightech-Jurten. Die runden Kuppelzelte mit etwa zwölf Meter Durchmesser waren durch nylonbespannte Bogengänge miteinander verbunden. Daneben

gab es mehrere Tonnendachzelte, die als Unterkünfte und Büros und zum Teil auch als Garagen und Werkstattschuppen für die Range Rover und Hummer Alphas der Expedition dienten. Die Zelte und Verbindungsgänge hatten alle nur einen Zweck: die Bewohner – Mensch wie Maschine – vor dem unablässigen Wind und dem allgegenwärtigen, vor nichts Halt machenden Staub und Sand zu schützen. Die zwei größten Bauten, verankert an im Boden versenkten Betonklötzen, waren zwei Hangars, in denen Adamsons Transporthubschrauber und die einmotorige polnische PZL ›Wilga‹ untergestellt wurden, die Hilts für seine Luftaufnahmen verwenden würde. Mit einer Startbahnlänge von lediglich hundertfünfzig Meter war die PZL so ziemlich das einzige Flugzeug, das an der Grabungsstätte starten und landen konnte. Zwischen den zwei Flugzeughallen war wegen des steinigen und unebenen Untergrunds ein mobiles Helipad aufgebaut, das außerdem verhindern sollte, dass die Drehflügel bei Start und Landung noch mehr Sand aufwirbelten.

Hilts setzte den großen Transporthubschrauber ohne jede Erschütterung auf und schaltete die Triebwerke aus. Sobald sich die Rotoren langsamer zu drehen begannen, erschienen vier Männer, die in ihren weißen Uniformen aussahen wie die Stewards eines Kreuzfahrtschiffs. Ohne zu warten, bis die Passagiere ausstiegen, schoben sie den Hubschrauber in das große Hangarzelt und schlossen mit Klettverschlüssen das Tor. Wie das Helipad war auch der Hangarboden mit massiven Kunststoffmatten ausgelegt, um einen stabilen, sauberen Untergrund zu schaffen. Die Tür der Passagierkabine ging auf, und Finn und die anderen stiegen aus. Achmed und die Männer, die den Hubschrauber in den Hangar geschoben hatten, begannen mit dem Entladen.

»Und, Ms. Ryan, wie ist Ihr erster Eindruck?«, fragte Adamson mit einem stolzen Lächeln.

Finn war nicht sicher, was sie sagen sollte oder warum der Expeditionsleiter ausgerechnet sie mit seiner Aufmerksamkeit beehrte. »Äußerst beeindruckend«, antwortete sie.

»Und kostspielig«, fügte Hilts hinzu.

»Sehr«, sagte Adamson und nickte. »Bei der letzten Abrechnung waren es mehrere Millionen Dollar.«

»Ich weiß nicht recht, was die koptischen Mönche von all dem gehalten hätten«, sagte Hilts. »Wenn ich mich recht erinnere, haben sie ein Armutsgeübde abgelegt.«

»Nur zu wahr«, flocht Laval ein. »Andererseits waren die meisten koptischen Eremiten, wie auch die von Deir el-Shakir, ursprünglich vor ihren Gläubigern in die Wüste geflohen.«

»Die Wüste war seit jeher ein beliebter Ort für Leute, die untertauchen wollten.« Adamson lachte. »Zu diesem Zweck wurde unter anderem auch die französische Fremdenlegion geschaffen.« Sie betraten einen der Verbindungsgänge, der vom hinteren Ende des Hangars abging. Der stete Wind, der von außen über das kräftige Nylongewebe streifte, wellte es leise flatternd.

»Almásy«, sagte Finn. Das war so ziemlich das Einzige, was ihr über diese Region der Erde einfiel.

»Wie bitte?« Adamson blieb stehen, drehte sich um und sah sie an. Aus seinem Gesicht schien alles Blut zu weichen. Zum ersten Mal sah Finn, was die Leute meinten, wenn sie sagten, jemand wurde leichenblass.

»Almásy«, wiederholte sie. »Der ungarische Adlige aus dem *Englischen Patienten*.«

»Der *englische Patient* ist ein Roman«, sagte Adamson ungehalten.

»Und ein ziemlich guter Film«, fügte Hilts hinzu. »Willem Dafoe war in der Rolle des Caravaggio echt spitze. Zwar nicht ganz so gut wie in Spider Man, aber trotzdem absolute Klasse.«

Adamson sah ihn finster an.

»Aber die Figur des Almásy basiert doch auf einer historischen Person«, brachte Finn vor. Adamsons Reaktion hatte sie nicht nur überrascht, sondern auch neugierig gemacht.

Laval schüttelte den Kopf. Wieder einmal bedachte er Finn mit einem nachsichtig herablassenden Lächeln. Ein kleines Mädchen, dem man den Kopf tätschelte. »László Almásy war keineswegs ein Adliger. Sein Vater war ein hochrangiger Regierungsbeamter in Budapest. Ein

fonctionnaire also, mehr nicht. So ähnlich, wie alle Deutschen ein ›Herr Doktor‹ oder ›Herr Professor‹ sind. Almásy floh in die Wüste, weil er mit der Frau eines Politikers eine Affäre gehabt hatte. Man bezahlte ihn dafür, dort zu bleiben. Er war ein Dilettant, Ms. Ryan, das ist alles.«

»Ich dachte, er arbeitete im Zweiten Weltkrieg für den Geheimdienst«, sagte Hilts nüchtern. »Dank seiner Wüstenerfahrung schaffte er es, einen Spion von Marokko quer durch die Sahara nach Kairo zu bringen.«

»Über László Almásy sind viele Geschichten in Umlauf«, sagte Laval mit einem verhaltenen Lächeln. »Und die meisten davon sind nicht mehr und nicht weniger als das, nämlich Geschichten.«

»Und keine davon hat auch nur das Geringste mit koptischen Klöstern im Allgemeinen oder Deir el-Shakir im Besonderen zu tun«, fügte Adamson hinzu. Er machte eine herrische Handbewegung. »Kommen Sie.«

Sie folgten Adamson durch den leicht gekrümmten Gang und kamen schließlich in einen geräumigen Aufenthaltsbereich mit Tischen, Stühlen, einer mobilen Küche samt Kühlschrank und einem Tischtennis- sowie einem Billardtisch. In dem großen Kuppelzelt hielten sich mehrere Personen auf, die entweder lasen oder sich miteinander unterhielten. Ein Asiate und eine schwarze Frau lieferten sich ein erbittertes Tischtennismatch. Alle waren leger gekleidet. Unter der Kuppel war es angenehm kühl, und plötzlich merkte Finn, dass der Raum klimatisiert war. Das Licht kam durch ein Dutzend durchsichtiger Dreiecke, die in die Wände eingesetzt waren. Irgendwo in der Nähe war das leise Summen eines Generators zu hören.

Adamson führte sie zu einem der Tische, und sie setzten sich. Kurz darauf erschien ein uniformierter Steward mit einem Krug Eistee, Minzezweigen und Gläsern, die aussahen, als seien sie in einer Gefriertruhe gekühlt worden. Der Steward hatte dunkle Haut und glänzend schwarze Haare. Auf seinem Namensschild stand BADIR. Ein Einheimischer, wie die Männer im Hangar. Er zog sich wortlos zurück. Adamson gab den Gastgeber, schenkte allen Eistee ein und machte es sich in seinem Stuhl bequem.

»In Deir el-Shakir halten sich zweiundneunzig Personen auf«, sagte er. »Davon sind fünfundzwanzig ausgebildete Archäologen, fünfzehn sind Praktikanten aus Universitäten in aller Welt, zwanzig sind Freiwillige, die für das Privileg, hier zu sein, zahlen, und der Rest sind Hilfskräfte. Das ist eine der komplexesten und teuersten archäologischen Stätten der Erde. Neben unserem Mr. Hilts hier haben wir eine komplette Fernerkundungsabteilung, zu der Anschlüsse an SPOT, das französische Satellite pour l'Observation de la Terre, NASA Landsat und ASTER, das Advanced Space borne Thermal Emission and Reflection Radiometer, gehören. Außerdem verfügen wir über eine komplette Schrägsicht-Radaranlage, Computerbildgebung und Echtzeitzugang zu einigen der umfangreichsten archäologischen Archiven der Welt. Wenn Sie also Informationen brauchen, können wir sie Ihnen beschaffen.«

»Gut zu wissen«, sagte Hilts und sah sich unter der Zeltkuppel um.

»Sie werden aus geringer Höhe eine umfassende Luftprospektion machen, und zwar sowohl auf Film als auch digital«, erklärte Adamson. »Wenn Sie wollen, können Sie die Pläne und Karten jederzeit einsehen.«

»Die Satelliten reichen Ihnen nicht aus?«

»Sie liefern zwar eine Unmenge von Daten, aber nicht viele Details. Wir interessieren uns vor allem für den Verlauf alter Karawanenwege und die Lage der Brunnen, die von den Pilgern auf dem Weg zum Kloster benutzt wurden.«

»Hört sich einleuchtend an.«

»Hoffentlich.« Adamson wandte sich Finn zu. »Sie, Ms. Ryan, werden hauptsächlich Zeichnungen der Artefakte in situ anfertigen und dann die Fundstellen auf dem Gesamtgrabungsraster eintragen. Aus Ihrem Lebenslauf geht hervor, dass Sie auch Erfahrung mit Computerprogrammen haben.«

»Ein bisschen.«

»Pitcalc? Altview?«

»Ja.« Pitcalc war eines der ersten Programme für Archäologen, und sie hatte den Umgang damit auf dem Computer ihrer Mutter gelernt,

als sie sie als junges Mädchen auf Grabungen begleitet hatte. Altview war eine Drahtdiagrammsoftware, wie sie auch Konstruktionszeichner benutzten. Es war eine dieser Situationen, in denen sie froh darüber war, dass sie ihren Lebenslauf nicht wie viele ihrer Freunde künstlich aufgemotzt und Ausbildungsgänge oder Anstellungsverhältnisse hinzugefügt hatte, die gar nicht der Wahrheit entsprachen.

»Gut«, sagte Adamson. Er trank sein Glas aus und stand auf. »Ihr Gepäck wird von Achmed in Ihre Zimmer gebracht. Nachdem Sie beide zum Fachpersonal gehören, bekommen Sie Privatunterkünfte im Wohntrakt.« Ein Steward in weißer Jacke erschien lautlos am Tisch. Adamson legte dem jungen Mann väterlich die Hand auf die Schulter. »Farag wird Sie hinbringen.« Finn wunderte sich, dass Adamson den Namen des Stewards wusste, bis sie das Namensschild an dessen Jacke sah. »Bis zum Abendessen«, sagte Adamson und lächelte. Dann drehte er sich um und ging. Sie sahen ihm nach.

»Würde mich mal interessieren, was Deir el-Shakir eigentlich heißt«, sagte Finn und lehnte sich zurück.

»Totenkopf-Kloster«, klärte Hilts sie auf. »Der fragliche Totenkopf soll dem Apostel Thomas gehört haben. Darüber haben die Kopten hier meditiert. Es gibt auch eine Theorie, dass er aus Kristall war, wie dieser Maya-Schädel, nur dass es sich bei dem Haupt hier angeblich um das von Baphomet handelte ... das ist die Tempelritterversion von Satan. Ziemlich gruselig, wenn man auf so was steht.«

Finn lachte. »Du hast wohl ein bisschen zu viel *Akte X* geschaut.«

»Wenn Sie mir bitte folgen würden«, murmelte Farag, ihr Steward. Und das taten sie.

12

Wie Adamson versprochen hatte, war Finns Gepäck in ihre Unterkunft gebracht worden. Der Wohntrakt war eine lange Kuppeldachjurte, von der wie die Beine eines Tausendfüßlers die Einzelunterkünfte abgingen. Sie hatte fünfundzwanzig von diesen Einzelzelten gezählt, jedes mit Stromanschluss, schwerkraftgespeistem Wassertank und einem kleinen abgetrennten Raum mit chemischer Toilette. Außerdem verfügten die Unterkünfte über dreieckige Fenster ähnlich denen im Gemeinschaftsbereich. Finn hatte ein Feldbett mit einer Luftmatratze und einem aufblasbaren Kissen, einen Stahlrohrtisch mit Plastikplatte, eine Lampe, einen LAN-Anschluss für einen Laptop und einen Stuhl. Auch eine Klimaanlage fehlte nicht. An Kommunikationstechnik gab es ein Motorola-Zehn-Kanal-Walkie-Talkie-Headset mit einer Reichweite von fünf Meilen und ein Rufsystem, um bei Bedarf einen Steward anzupiepsen. Alles, was sie über die Grabungsstätte wissen musste, angefangen von einem Plan der »Mondstation« bis zu einer Bedienungsanleitung für die chemische Toilette, war in einem Loseblattordner enthalten, der auf ihrem Bett lag. Adamson hatte eindeutig keine Kosten gescheut, und unwillkürlich fragte sich Finn, was er für das viele Geld zu bekommen hoffte. Für ein paar koptische Inschriften schien das reichlich übertrieben, zumal das Kloster laut Hilts auch keineswegs eine neu entdeckte Stätte war.

Das Abendessen fand im Speisesaal statt, der sich wie der Aufenthaltsraum in einem weitläufigen Kuppelzelt befand. Ein großer Tisch, der dem wissenschaftlichen Grabungstab vorbehalten war, war durch eine hohe weiße Nylonwand von den etwa zwei Dutzend Tischen für die restliche Belegschaft abgetrennt. Finn bekam einen Platz zugewiesen zwischen Hilts und Adrian March, einem Keramikexperten des

Royal Ontario Museum. Adamson saß am Kopfende des Tisches neben einem kleinen dunkelhäutigen Mann, den er als Mustapha Hisnawi vorstellte, ihren Verbindungsmann zum Libyschen Amt für Altertümer. Ihr direkt gegenüber saß Fritz Kuhn, der untersetzte Mann, der laut Hilts ein Enkel von Hitlers Archäologen war. Neben ihm war Laval, der Mönch von der École Biblique in Jerusalem. Serviert wurde eine Vielzahl libyscher Gerichte, mit Lamm- oder Hühnerfleisch oder vegetarisch. Die Gespräche drehten sich hauptsächlich um die Grabung und waren vorwiegend rein fachlicher Natur. Finn passte einen geeigneten Augenblick ab, um endlich ihre Frage stellen zu können.

»Hat die Grabung einen speziellen Fokus?«

Kuhn, der Deutsche, zog die Stirn in Falten. Adamson zuckte nur mit den Achseln.

»Ist denn ein solcher Fokus nötig?«

»Bei einem Projekt dieser Größenordnung würde man normalerweise so etwas wie ein ›großes Ziel‹ erwarten.«

»Was wissen Sie schon über Projekte wie dieses?«, schnaubte Kuhn und stocherte in dem Lammfleisch mit Reis auf seinem Teller herum. Sein Gesicht war gerötet. Er griff nach seinem Weinglas und leerte es. Hinter ihm erschien ein Steward und schenkte ihm aus einer mit einem weißen Tuch umwickelten Flasche nach. Unbeeindruckt von Kuhns unfreundlicher Reaktion, wartete Finn auf Adamsons Antwort.

»Archäologie ist eine Wissenschaft der kleinen Schritte, Ms. Ryan. Der Herr neben Ihnen, unser junger Dr. March, verbringt zum Beispiel mehrere Jahre damit, genügend Teile eines zerbrochenen Topfs zu sammeln, um das Gefäß zu rekonstruieren, und selbst dann ist es wahrscheinlich nicht vollständig. Aber Vollständigkeit ist nicht das Ziel, oder, Adrian?«

»Auf gar keinen Fall, nein«, sagte der schlanke, hellhaarige Mann mit der dicken Brille, der links von Finn saß. »Man sucht nach Trends, Vergleichspunkten. Vollständige Rekonstruktionen sind nicht nötig, um zu wissen, womit man es zu tun hat.«

»Da haben Sie es, Ms. Ryan. Unser generelles Ziel hier in Deir el-Shakir ist schlichtweg, der Summe dessen, was wir bereits wissen, ein

wenig hinzuzufügen. Wir sind hier nicht Howard Carter, der das Grab Tutanchamuns freilegt, oder ein französischer Offizier, der bei den Vorbereitungen zu einer Brückensprengung den Stein von Rosette entdeckt. Nichts, das eine Meldung in der Nachrichtensendung *CBS Evening News* wert wäre, glauben Sie mir, nicht einmal in der Talkshow von Larry King.« Er lachte. »Was wir hier machen, ist einfach nur ein Sammeln von Erkenntnissen, damit wir uns ein besseres Bild von der Vergangenheit machen können.«

»Die Felder akademischer Gelehrsamkeit abschreiten, den Boden der Geschichte beackern, in der Richtung?«, flocht Hilts ein. Er nahm einen Hühnerknochen von seinem Teller und lutschte ein letztes Stück Fleisch ab. Dann ließ er den Knochen auf den Teller zurückfallen und wischte sich an einer Serviette die Hände ab.

»So in etwa, Virgil«, entgegnete Adamson mit einem Nicken.

»Nur Hilts, wenn Sie so freundlich wären. Nur Hilts.«

»Soviel ich weiß, wurde Deir el-Shakir ursprünglich vom Apostel Thomas gegründet«, sagte Finn, die sich daran erinnerte, was Hilts ihr erzählt hatte.

»Eine Legende«, antwortete Laval von der anderen Seite des Tisches. »Die Historiker nehmen an, dass der heilige Thomas in die entgegengesetzte Richtung gezogen ist, nach Indien. Deir el-Shakir entstand in Zusammenhang mit der sogenannten arianischen Häresie. Arius war ein Mönch aus Libyen, der lehrte, Jesus sei nicht göttlich gewesen, sondern lediglich ein sterblicher Prophet. Vermutlich waren es diese Zweifel an Jesu wahrer Gottessohnschaft, deretwegen das Kloster mit dem Apostel Thomas in Zusammenhang gebracht wurde, der bekanntlich zu einer ähnlichen Auffassung neigte und nicht umsonst den Beinamen ›der Zweifler‹ erhielt. Die Mönche hier waren zwar Anhänger von Arius, aber der heilige Thomas, fürchte ich, war nicht unter ihnen.«

»Und der Totenkopf?«, fragte Finn. Sie wandte sich Adamson zu, um seine Reaktion mitzubekommen.

»Was für ein Totenkopf?«

»Er heißt, glaube ich, das Haupt von Baphomet«, sagte Finn.

Adamson lachte schallend los. Laval grinste. »Ich glaube, da gehen Ihre Tempelritterfantasien ein bisschen mit Ihnen durch«, sagte Adamson. »Nur weil ein Buch auf der *New York Times*-Bestsellerliste steht, heißt das noch lange nicht, dass es wahr ist, und das umso mehr, als es bekanntlich in der Belletristikspalte zu finden ist. Worauf Sie hier anspielen, ist die angebliche Flucht von Nikodemus und Joseph von Arimathäa nach England. Der Kopf auf dem Schild des Templer-großmeisters war der Schädel eines frühen französischen Ritters namens Hughes de Payen ... der etwa siebenhundert Jahre, nachdem die Mönche hier bereits zu Staub wurden, gelebt hat.«

»Sie wissen ja eine Menge über die Templer«, sagte Hilts ruhig.

»Ich weiß über viele Dinge eine Menge«, antwortete Adamson. Die Konversation ging noch eine Weile weiter, und dann begannen sich die Ersten zu entschuldigen. Als Hilts aufstand, flüsterte er Finn zu.

»Er lügt. Meiner Meinung nach verfolgt er irgendwelche anderen Ziele.«

Finn antwortete nicht. Sie beobachtete Adamson, der in ein Gespräch mit dem libyschen Verbindungsoffizier Hisnawi vertieft war. Plötzlich wandte sich der Expeditionsleiter von ihm ab und sah Finn an. Seine Augen waren extrem kalt und emotionslos. Sie hielt dem Habichtblick stand, worauf er ihn wieder abwandte. Finn erhob sich schauernd. Wenn Blicke töten könnten, wäre sie jetzt eine Leiche. Der Ausdruck war haargenau der gleiche gewesen wie der im Gesicht des Killers in der Stadt der Toten.

13

Jetzt bin ich schon zwei Wochen hier, ohne dass irgendetwas Unge-wöhnliches passiert ist«, sagte Finn. Sie machte gerade mit Hilts im Speisesaal Kaffeepause. In den letzten zwei Wochen hatten sie kaum

ein Dutzend Worte gewechselt. Hilts hatte eine scheinbar endlose Reihe von Flügen unternommen, um aus geringer Höhe ein Raster für die Umgebung der Grabungsstätte zu erstellen, und Finn hatte von einer scheinbar endlosen Reihe von Töpferscherben detaillierte Zeichnungen angefertigt. »Vielleicht ist ja an Adamson doch nichts faul.«

Hilts verzog das Gesicht. »Muss ich dich etwa noch einmal daran erinnern, was in Kairo passiert ist?«

»Das könnte mehr mit dir zu tun gehabt haben als mit mir.«

Hilts seufzte. »Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Wenn es Adamson darauf angelegt hätte, mich umzubringen, warum hat er mich dann überhaupt für seine Expedition angeheuert?«

»Schare deine Freunde eng um dich, aber deine Feinde noch enger, wie der Pate einmal gesagt hat.«

Finn lachte. »Dieser Spruch stammt meines Wissens eigentlich aus Sun Tzus *Die Kunst des Krieges*, aber ich weiß, was du meinst ... Nur, wie bin ich dazu gekommen, Adamsons Feind zu werden?«

Hilts spielte an seinem Kaffeebecher herum. »Darüber habe ich ziemlich viel nachgedacht. Das Einzige, was mir dazu einfiel, war Mickey Hearts.«

»Musst du ihn denn immer so nennen?«

»Sorry ... Mr. Valentine. Wie dem auch sei, er ist die einzige Verbindung, die einigermaßen Sinn macht.«

»Und inwiefern?«

»Diesen Job hat er dir doch beschafft, oder?«

»Ich sähe es eigentlich lieber so, dass auch meine Qualifikation eine gewisse Rolle gespielt hat.«

»Nichts für ungut, Mädchen, aber es gibt eine Menge wissenschaftlicher Zeichner, die über wesentlich mehr Erfahrung verfügen. Und wie hast du übrigens von der Stelle erfahren?«

»Mein Tutor an der Uni hat mich darauf aufmerksam gemacht.«

»Und woher wusste er von dem Job?«

»Er sagte, ein Freund hätte ihm davon erzählt.«

»Prüf das mal nach. Wetten, dass der besagte Freund Mickey ... dein Mr. Valentine war.«

»Weshalb sollte Michael mein Leben in Gefahr bringen?«

»Hat er vor deiner Abreise aus New York irgendwas zu dir gesagt?«

»Ich habe mich bei der Bewerbung auf ihn bezogen. Also rief ich ihn an und fragte, ob das okay wäre.«

»Was hat er gesagt?«

»Dass er nichts dagegen hätte. Anscheinend wusste er schon von dem Job.«

»Und?«

»Er sagte, ich solle vorsichtig sein.«

»Eine Warnung?«

»Damals fasste ich es nicht so auf. Ich dachte, er meinte den Aufenthalt in einem fremden Land, dass ich auf Taschendiebe achten soll, du weißt schon, Dinge in der Art.«

»Und jetzt?«

Finn dachte kurz nach. Hilts begann, kleine Stückchen aus seinem Styroporbecher zu brechen. »Inzwischen bin ich da nicht mehr so sicher. Es könnte eine Warnung gewesen sein, aber meine Frage beantwortet es trotzdem nicht. Wieso sollte er mich wissentlich einer Gefahr aussetzen? Das heißt, falls er es wirklich war, der mir die Stelle beschafft hat.«

»Das habe ich mich auch schon gefragt. Vielleicht dachte dein Freund ja zuerst, er täte dir einen Gefallen, aber dann sah er die Sache plötzlich anders.«

»Weswegen?«

»Weil er zum Beispiel etwas herausgefunden hat.«

»Und was könnte das sein?«

»So was zum Beispiel«, sagte Hilts betont leise. Er griff in die Tasche seiner verblichenen Tarnjacke und zog ein Gerät, nur geringfügig größer als ein Handy, heraus.

Finn sah auf den winzigen elektronischen Apparat. »Was ist das?«

»Ein Garmin iQue.«

»Ich kenne mich nicht so wahnsinnig gut mit diesem ganzen High-techkram aus«, sagte Finn. »Kannst du dich bitte so ausdrücken, dass es auch eine Kunsthistorikerin versteht.«

»Das ist ein GPS-Rekorder.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Hast du darauf geachtet, was unser geschätzter Führer in letzter Zeit gemacht hat?«

»Gaddafi? Nein, ich bin über die Machenschaften des Diktators nicht im Bilde.«

»Haha. Adamson. Oder genauer: Adamson und seine speziellen Freunde Kuhn und Hisnawi, der Typ vom Amt für Altertümer.«

»Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, kleine Bildchen von zerbrochenen Scherben tausend Jahre alter Tontöpfe anzufertigen, die keinen Menschen interessieren.«

»Und ich bin die meiste Zeit damit beschäftigt, mit dieser polnischen Klapperkiste bestimmte Raster abzufliegen, was wahrscheinlich nicht weniger langweilig ist, als alte Nachttöpfe abzuzeichnen. Aber es hat einen Vorteil.«

»Und der wäre?«

»Ich befinde mich dabei in dreieinhalbtausend Meter Höhe und kriege viel zu sehen. In der Hauptsache Sand.«

»Komm endlich auf den Punkt.«

»Seit gut einer Woche fahren Adamson, Kuhn und Hisnawi mit einem der Hummer in die Wüste hinaus.«

»Woher weißt du, dass sie es sind?«, fragte Finn.

Hilts fasste wieder in seine Tasche und holte ein zerknülltes Stück Fotopapier heraus. »Neben normalen Filmkameras verwendet Adamson auch ein belgisches Gerät, das sich DIMAC nennt – Digital Modular Aerial Camera. Wie die meisten Luftbildkameras ist sie dafür konzipiert, schwer zu erkennende Objekte aufzunehmen ... von der Seite, um sie mithilfe der Schatten maßstäblich besser erfassen zu können.« Er strich das Foto auf dem Tisch glatt. Es war nicht sehr scharf, aber die Gesichter der abgebildeten Personen waren zu erkennen. »Es sind Adamson, Hisnawi und der Deutsche, keine Frage. Ich habe die Aufnahme auf meinen Laptop runtergeladen und den entsprechenden Ausschnitt vergrößert.« Finn nahm das Bild in die Hand. Ohne Mühe identifizierte sie alle drei, Adamson am Steuer, Hisnawi auf dem Bei-

fahrsitz und Kuhn hinten. Auf der Ladefläche des Fahrzeugs lag etwas, das mit einer Plane zugedeckt war.

Finn hob die Schultern. »Und? Hisnawi, Kuhn und Adamson unternehmen also Ausflüge in die Wüste. Was soll daran so besonders sein?«

Hilts hielt das kleine GPS-Gerät hoch. »Ich habe das hier heimlich hinter dem Reservieren von Adamsons Hummer angebracht, dem gelbschwarzen, der wie eine riesige Hummel aussieht. Sie fahren jedes Mal zu exakt derselben Stelle.«

»Und wo ist die?«

»Knapp dreißig Kilometer westlich von hier.« Er drückte auf einen Knopf des Geräts, um die Koordinaten abzurufen. »Einundzwanzig Grad, zweiundfünfzig Minuten und dreißig Sekunden nördliche Breite und dreiundzwanzig Grad, zweiunddreißig Minuten und achtzehn Sekunden östliche Länge, wenn du's ganz genau wissen willst.«

»Was ist dort?«

»Absolut nichts.«

»Jetzt hör aber mal, Hilts. Dort muss etwas sein, sonst würden sie da nicht hinfahren.«

»Der Karte zufolge ist es am Rand eines kleinen Plateaus. Wäre der Himmel rot, könnte es auf dem Mars sein. Nichts als Sand und Steine.«

Finn seufzte. »Der Mars hat eine Atmosphäre. Der Himmel ist eigentlich blau.«

»Entschuldigung, Dr. Ryan.«

»Ich musste ein paar normale wissenschaftliche Fächer belegen. Eins davon war Astrophysik.«

»Tatsache ist jedenfalls, dass dort wirklich nichts ist. Ich habe sogar nachgesehen, ob die Stelle vielleicht an einer der alten Karawanenstraßen liegt. Nada. Nichts als Sand und Steine bis zur algerischen Grenze.«

»Und dann?«

»Algerischer Sand statt libyschem Sand.«

»Du kannst wirklich manchmal ganz schön nerven – das weißt du doch, oder?«

- »Das ist eine Gabe.«
- »Was *denkst* du, ist da draußen, Hilts?«
- »Ich denke, sie haben gefunden, was sie eigentlich suchen.«
- »Und das wäre?«
- »Das herauszufinden, gibt es nur eine einzige Möglichkeit.«

14

Sie flogen in Richtung Westen über die endlose Weite der Wüste. Das Cockpit der kleinen Hochflügelmaschine war eng, und die hinteren zwei Sitze mussten als Stauraum für die sperrige Kameraausrüstung und einen zusätzlichen Treibstofftank herhalten, der es dem Piloten ermöglichte, für großmaßstäbliche Rastererien länger in der Luft zu bleiben.

Finn schaute aus dem Seitenfenster. »Du hast Recht«, sagte sie. »Absolut nichts. Mehr Steine als Sand, würde ich sagen.«

»Mehr Hamada als Erg.«

»Jetzt bist du aber derjenige, der den Professor raushängen lässt.« Finn lachte.

»Eine Hamada ist eine Steinwüste. Ein Erg ist eine aus Sanddünen. Hier draußen ist die Hamada eine Folge der Höhe. Je höher ein Areal liegt, desto steiniger der Boden. Nur zur Erinnerung, das war nicht immer so.«

»Es sieht aber so aus, als wäre es nie anders gewesen.«

»Wahrscheinlich nicht einmal vier- oder fünftausend Jahre. Du hast doch erst kürzlich den *Englischen Patienten* erwähnt ... erinnerst du dich noch an die Höhle der Schwimmer?«

»Die Höhle, die Almásy fand.«

»Es gibt sie wirklich. Und die dargestellten Menschen schwimmen tatsächlich. Die Höhle befindet sich im ägyptischen Wadi Sora. Vor

fünftausend Jahren war hier keine Wüste, nur Hügel und Plateaus, Flüsse und jede Menge Tiere. Denk zum Beispiel an die Landschaften in diesen ganzen Safari-Filmen, die du kennst, und du hast eine recht treffende Vorstellung.«

»Kaum zu glauben.«

»Das hieß es über die Erderwärmung auch. Ursprünglich stammte dieser ganze Sand von den Atlantikstränden Marokkos. Wenn wir von unserer kleinen Spionagemission zurück sind, zeige ich dir ein paar Infrarotsatellitenaufnahmen, da zieht es dir die Schuhe aus. Darauf sind immer noch die Marker zu sehen, wo früher die Flüsse verlaufen sind, und zwar riesige Ströme, die ganz Nordafrika bewässert haben.«

»Geht das vielleicht in die Richtung, wonach Adamson und seine Leute suchen? Eine archäologische Stätte wie die Höhle der Schwimmer?«

»Zerzura, die legendäre alte Wüstenstadt? Das bezweifle ich sehr. Er will sich als Archäologe hervortun, nicht als Paläontologe, und ich kann mir nicht vorstellen, dass sich Bruder Laval, unser allzeit gut gelaunter Mönch aus Jerusalem, groß für Höhlenmalerei interessiert.« Hilts schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube, es könnte etwas aus dem Krieg sein.«

»Aus welchem?«

»Dem Zweiten Weltkrieg. Es würde Kuhns Anwesenheit erklären.«

»Aber wieso?«

»In der Anfangsphase des Krieges wimmelte es in dieser Region von Deutschen, Engländern und Italienern. Und davor waren die Italiener hier auch schon sehr aktiv. Pedrazzi, von dem ich dir erzählt habe, war ein bekannter Archäologe, aber er könnte auch Spion gewesen sein. Das war damals so ziemlich jeder.«

»Daran scheint sich nicht viel geändert zu haben«, bemerkte Finn trocken.

»Wir spionieren doch gar nicht, wir stillen nur unsere Neugier.«

»Und genau das hat uns schon so manchen Ärger eingetragen.«

Am Horizont begann sich eine dunkle Linie abzuzeichnen, die sich allmählich als ein unwirtliches, verlassenes Felsplateau entpuppte, un-

terteilt von zahllosen schmalen Tälern und Schluchten, die nirgendwohin führten. Hilts hatte den handygroßen GPS-Rekorder mit einem Smart Cable an das größere Gerät in der Instrumententafel des Flugzeugs angeschlossen. Als sie sich dem Plateau näherten, hatte er ein Auge immer auf dem Farbdisplay und der Anzeige und steuerte die Maschine mit kaum merklichen Bewegungen des doughnutförmigen Steuerrads auf die exakten Koordinaten zu.

»Gleich sind wir da«, murmelte er und drehte leicht nach rechts ab.
»Siehst du was?«

»Noch nicht.«

»Ich lande jetzt.« Hilts senkte die Nase, und das kleine Flugzeug reagierte fast sofort. Es schwebte so erschütterungsfrei nach unten, dass Finn den Eindruck gewann, als bewegten sie sich an einem unsichtbaren Draht. Wenn ihr Hilts auch sonst Rätsel aufgab, fliegen konnte er jedenfalls, dachte Finn. Sie spähte aus dem Seitenfenster, und dann sah sie es, fast direkt unter ihnen.

»Da!«

»Was?«

»Spuren. Ich kann Reifenspuren sehen.«

Hilts neigte die Maschine in einer weiten Kehre auf die Seite und schaute durch die Scheibe. Nach Kurzem entdeckte er die breiten Rillen unter ihnen. »Dann wollen wir mal der Brotkrumenspur folgen.« Er ging noch tiefer und flog in weniger als dreihundert Meter Höhe über den Reifenspuren. Die zwei parallelen Linien verliefen fast vollkommen gerade und führten auf die Öffnung einer schmalen Schlucht zu, die in der Ferne sichtbar wurde.

»Wo landen wir?«

»Hier irgendwo. Was Starten und Landen auf engstem Raum angeht, ist mein Mädchen absolut unschlagbar. Das Fahrwerk hat Unterdruckreifen, und um wieder zu starten brauchen wir höchstens hundertfünfzig Meter. Ich werde so nah wie möglich heranfliegen.«

»Wie genau ist dieses GPS-Dings?«

»Ziemlich genau. Plus minus zehn, fünfzehn Meter in jeder Richtung.«

Finn beobachtete Hilts, wie er sich aufs Fliegen konzentrierte, seine Finger am Steuerknüppel so behutsam wie die eines Liebhabers. Sein Blick zuckte zwischen der rasant näherkommenden Oberfläche der Steinwüste und den Instrumenten hin und her. Fast war es, als sähe man einem Konzertmeister beim Geigespielen zu. Er begann, leise vor sich hin zu pfeifen, und Finn erkannte die Melodie; es war die Titelmusik der *Familie Feuerstein*. Sie lächelte und sah zu, wie er ein paar letzte Korrekturen vornahm und einen rufenden Windstoß ausglich, der kurz durch das Flugzeug bebte, als sie sich auf den Boden zu bewegten. Die Räder setzten mit einem kaum merklichen Stoß auf, und dann waren sie auf der Erde, das Heckrad zuerst, die robusten Haupträder wenige Augenblicke später.

15

Die Maschine rollte weiter, wurde aber rasch langsamer, als Hilts das Gas zurücknahm und die Bremsklappen senkte. Er drehte das Flugzeug in den Wind und brachte es zum Stehen, ließ aber den Motor noch ganze zwei Minuten laufen, bevor er ihn ausmachte. Der Propeller kam zum Stillstand, und dann war nichts mehr zu hören als ein Lufthauch, der über den Flugzeugrumpf strich, und das leichte Schaukeln der Flügel. Direkt vor ihnen, ein halbes Fußballfeld entfernt, war eine Felswand, rissig und zerklüftet, von der schattigen Kerbe einer Schlucht gespalten.

»Kein Mensch käme auf die Idee, dass an diesem Ort irgendwas sein könnte«, sagte Hilts.

»Vielleicht ist hier ja auch gar nichts«, entgegnete Finn.

»Klar, sie kommen jeden Tag mit ihren Gebetsteppichen raus, um ein bisschen zu meditieren und Joga zu machen.«

»Sie sind ein großer Zyniker, Mr. Hilts.«

»Zyniker sind nur Realisten, die sich trauen, die Wahrheit zu sagen.« Hilts löste die Türverriegelung und klappte sie nach oben auf die Tragfläche. Dann duckte er sich durch die Öffnung und kletterte in die sengende Sonne hinaus. Finn stieg auf ihrer Seite aus.

»Wie viel Zeit, glaubst du, haben wir?«

»Sie fahren nie vor zwei Uhr nachmittags los, und mit dem Hummer brauchen sie mindestens eine Stunde bis hierher. Wir haben also maximal eineinhalb Stunden Zeit, bis wir uns wieder aus dem Staub machen müssen.«

»Würde nicht schaden, wenn wir wüssten, wonach wir suchen.«

»Die Hummerspuren führen direkt in die Schlucht.«

»Was ist eigentlich mit unseren Spuren? Werden sie die nicht sehen?«

»Unser Flugzeug wiegt nicht mal eine Tonne. Der Hummer ist viermal so schwer.« Er wies auf den Boden. »Schau dir die Rillen an. Sie haben die Oberflächenkruste durchbrochen und Marker hinterlassen, die du wahrscheinlich sogar vom Spaceshuttle aus sehen könntest. Nicht gerade das umweltfreundlichste Fahrzeug. Außerdem sieht man, dass sie schon einige Male hier waren. Unsere Spur ist dagegen kaum zu erkennen.«

»Ein Zyniker, der sich seiner Sache auch noch sehr sicher ist.«

»Jetzt mach dir da mal keinen Kopf. Sie kriegen schon nicht mit, dass wir hier waren.« Er bückte sich unter dem Flügel, beugte sich in das Flugzeug und nahm zwei Feldflaschen und eine der alten Nikons heraus, die er in der Stadt der Toten dabeigehabt hatte. »Für den Fall, dass wir was finden«, erklärte er dazu und reichte Finn eine der Feldflaschen. Sie hängte sie über ihre Schulter, und dann gingen sie entlang der tiefen Spurrillen, die Adamsons Fährte markierten, in die Wüstenschlucht hinein.

»Es ist nicht nur der Hummer.« Finn hatte den Blick aufmerksam auf den fest gepressten, steinübersäten Untergrund gerichtet. »Da sind auch noch andere Spuren, die man allerdings kaum mehr erkennen kann.«

»Die Wüste ist keineswegs einer der verlassensten Orte, für den man

sie immer hält«, erwiderte Hilts. »Selbst vor dem Krieg schon ging es hier zu wie am Hauptbahnhof. Engländer und Franzosen, Archäologen und Erdölgeologen. Die Italiener waren wie gesagt sogar schon noch früher hier ... Graziani verlegte Hunderte von Kilometern Stacheldraht, um die Senussi-Rebellen zu fangen, Bagnold auf seinen Forschungsexpeditionen und schließlich die LRDG.«

»Die LRDG?«

»Die Long Range Desert Group, oder auch Desert Rats. Kleine Kommandos, die in die Wüste geschickt wurden, um Deutsche und Italiener zu ärgern.«

»Ich dachte, die wären nur im Norden zum Einsatz gekommen.«

Auf einmal bückte sich Hilts und kratzte mit den Fingern an einem kleinen Steinbrocken. Als er ihn aufhob und die Erde abklopfte, kamen die Reste einer alten Blechdose zum Vorschein. Von dem blau-weißen Etikett war noch ein Teil erhalten, außerdem ein Stück Blech und der am Boden befestigte Öffner. Hilts reichte die Dose Finn.

»Swift's Plate Corned Beef«, las sie ab.

»Einige Zeit, bevor Adamson hier auftauchte, waren die Engländer da. Entweder im Krieg oder noch früher.«

»Warum ausgerechnet hier?«

»Wir sind hier nicht weit von drei Landesgrenzen entfernt: Sudan, Ägypten und das ehemalige Französisch-Äquatorialafrika. Damals hatten Orte wie dieser eine gewisse strategische Bedeutung, vor allem wenn es in der Nähe Wasser gab. Ein Wadi in einer der größeren Schluchten vielleicht.« Er schüttelte nachdenklich den Kopf. »Schon komisch, wie sich die Dinge ändern. Es erinnert mich an die Normandie: heute nur noch ein paar ganz normale Strände an der französischen Küste, aber vor sechzig Jahren entschied sich dort das künftige Schicksal der Welt.«

»Hier sieht es nicht nach großer Entscheidung aus«, bemerkte Finn.

»Das muss sich erst zeigen.«

Sie erreichten den Eingang des Canyons. Die Öffnung war kaum fünfzehn Meter breit, und weil eine Seite etwas weiter vorsprang als die andere, wurde die Öffnung praktisch erst bei Sonnenschein durch

die Schatten sichtbar. Finn und Hilts gingen in die Schlucht hinein, deren steile Felswände bald so dicht zusammenrückten, dass auf beiden Seiten der Hummerspur jeweils nur noch ein halber Meter Platz war.

»Sie waren nicht als Erste hier drinnen.« Hilts wies auf eine Reihe anderer, weniger deutlich ausgeprägter Spuren. »Jemand muss von der Existenz dieses Ortes schon vor wesentlich längerer Zeit gewusst haben.«

Nach dreißig Metern machte die Schlucht plötzlich eine scharfe Biegung nach rechts, verlief wieder gerade weiter und wurde dann noch schmaler. Finn entdeckte an den Seitenwänden mehrere Kerben, wo die Stoßstangen eines Fahrzeugs den Sandstein gestreift hatten. Schon nach Kurzem verlief der Canyon in einer erneuten Kurve, diesmal nach links, und weitete sich nach etwa hundert Metern in ein kleines, von hohen Wänden eingefasstes Tal. Hilts und Finn blieben wie angewurzelt stehen und blickten auf einen aus der Zeit herausgelösten Moment, der sich lange vor ihrer Geburt ereignet hatte.

»Mein Gott, was ist denn hier passiert?«, hauchte Finn und hielt gegen das grelle Sonnenlicht eine Hand über ihre Augen. Vor ihnen tat sich ein Bild des Schreckens auf. Hilts nahm seine Nikon hoch, entfernte den Objektivdeckel und begann zu fotografieren.

Nicht weit entfernt stand das Gerippe eines Militärfahrzeugs, ein offener Geländewagen mit extrem großer Bereifung – darauf ließen zumindest die Größe der Felgen und der mächtige Kotflügel schließen. Von den Reifen selbst war nichts mehr zu sehen, ihr Gummi hatte sich schon vor langer Zeit aufgelöst. Das Gefährt war mit drei Soldaten besetzt gewesen, einem Fahrer, einem MG-Schützen und einem Mann, der die Panzerabwehrkanone im Heck bediente. Die mumifizierte Leiche des Fahrers war in den Sitz zurückgeworfen, der grinsende Schädel zum Teil noch von pergamentener Haut und vereinzelt Haarrsträhnen überzogen. Die Augenhöhlen, ein halbes Jahrhundert lang schutzlos unzähligen Sandstürmen ausgesetzt, hatten sich mit einer verklumpten Masse aus Staub und Sand gefüllt. Von dem MG-Schützen auf dem rissigen Ledersitz neben dem Fahrer war nur noch ein Haufen Knochen übrig, zusammengehalten von den zerfetzten Über-

resten seiner Uniform. Auf seiner kopflosen Wirbelsäule saß ein alter, kugelförmiger Helm. Das dritte Besatzungsmitglied könnte etwas länger gelebt haben als seine Kameraden; die Leiche kauerte an der Heckklappe des Fahrzeugs, der Kopf vornüber gesunken, die ledrigen Stöcke der Arme immer noch um das leere Gehäuse des vertrockneten Brustkorbs geschlungen, als versuchte er, die Todeskälte in alle Ewigkeit abzuwehren.

Hilts ging auf den Jeep zu und fuhr mit der Hand über seine Seite. Das Metall war von Dutzenden von Einschusslöchern übersät, alle gerade groß genug, um einen kleinen Finger hindurchzustecken. Kaliber .45 oder weniger. Ein leichtes Maschinengewehr. Der Geländewagen war durchsiebt wie eine für Schießübungen verwendete Blechdose.

»Italiener.« Hilts hatte sich über das Heck des Fahrzeugs gebeugt, um die verblichene Einheitsbezeichnung abzulesen. »103. Compagnia Arditi Camionettisti, eine Kundschafterkompanie. Diese Kisten hießen übrigens *Sahariane*. Sie waren so ziemlich die ersten Fahrzeuge, die speziell für den Wüsteneinsatz entwickelt wurden.« Er richtete sich auf.

»Wer hat sie erschossen?«, fragte Finn.

»Die da.« Hilts deutete hundert Meter weiter, wo sich ihnen ein ähnliches »Stillleben« präsentierte. Dieses setzte sich zusammen aus zwei Lkws, einem Geländewagen und einem auf der Talsohle errichteten provisorischen Lager mit den Überresten mehrerer kleiner Zelte, die im Halbkreis um eine Feuerstelle, eine Reihe verwaister Kanister und einen langen Schützengraben aufgestellt waren. Der Geländewagen sah aus, als hätte er von dem schweren Panzerabwehrgeschütz auf dem italienischen Fahrzeug einen Volltreffer abbekommen. Er war sehr stark zerstört und verkohlt, die Windschutzscheibe zersprungen, die Felgen in den Boden gesunken. Die zwei größeren Lkws waren in besserem Zustand, die Reifen zwar in Nichts aufgelöst, aber der Tarnanstrich noch erkennbar.

Sie näherten sich den Fahrzeugen und den gespenstischen Überresten des Lagers und Hilts machte wieder Fotos. Dabei konzentrierte er sich vor allem auf die Arbeitseinheit-Kennzeichen der Lkws und die am Boden verstreuten Ausrüstungsgegenstände.

»Rotschwarz gestreift mit einem weißen Skorpion. Eine Wacheinheit der LRDG. Der Lkw ist ein dreißig Zentner schwerer britischer Chevy.«

»Woher weißt du das alles?«

»Ich habe als Junge viele Modelle gebaut. Es gab sogar eine Fernsehserie über diese Typen. Sie hieß *Rat Patrol*, und ich habe die ganzen Wiederholungen gesehen. Star der Serie war Christopher George, falls du dich an ihn erinnern kannst.«

»Nein.«

»So viel zu seinem Bekanntheitsgrad.«

»Hier ist keine einzige Leiche.« Finn sah sich auf dem Lagerplatz um. »Die können sich doch nicht alle in Luft aufgelöst haben.«

Hilts drehte sich um und schaute zu dem italienischen Wüstenfahrzeug zurück. Er sah sofort, dass die Kugeln, die der Dreimannbesatzung zum Verhängnis geworden waren, nicht aus dem Lager abgefeuert wurden. Zum einen standen die Lkws und der ausgebrannte Geländewagen in falscher Position, zum anderen waren die Maschinengewehre auf den englischen Fahrzeugen zu schwer; große Vickers' and Brownings und ein noch mächtigeres Panzerabwehrgeschütz auf dem Heck des zweiten Lkws. Hilts blickte an den zerklüfteten, steilen Wänden hoch, und dann wurde ihm alles klar.

»Es war ein Hinterhalt«, sagte er schließlich und trat mit der Stiefelspitze gegen einen der alten Shell-Benzolkanister. »Sie hörten die Italiener kommen und stiegen an den Felsen nach oben, um ihnen aufzulauern. Deshalb sind diese nicht weiter in das Tal gekommen. Sie wurden von oben abgeknallt.«

Finn ging durch das Lager und bückte sich hier und da, um ein rostiges Ausrüstungsteil oder sonst einen verwitterten Gegenstand anzusehen. »Zwei Lkws und dieser Geländewagen. Wie viel Mann waren es in etwa?«

»Schwer zu sagen, maximal ein Dutzend, aber nachdem es nur drei Zelte sind, wahrscheinlich eher nur sechs – zwei Mann pro Zelt. Unterbesetzt. Möglicherweise hatten sie schon ein paar Verluste gehabt.«

»Sechs gegen drei, und trotzdem haben sie nicht gewonnen?«

»Wer sagt, dass sie verloren haben?«

»Die Lkws sind noch da. Warum sind sie nicht von hier weggekommen? Ist ihnen vielleicht der Sprit oder das Wasser ausgegangen?«

Hilts schüttelte den Kopf. »Die waren damals nicht auf den Kopf gefallen. Sie hatten überall Treibstofflager angelegt, und sie sorgten immer dafür, dass sie genügend Sprit hatten, um es noch bis zum nächsten zu schaffen oder auch gleich zurück zum Stützpunkt, je nachdem, was näher war. Und alle Lkws hatten Kühlerkondensatoren. Am Wasser dürfte es also auch nicht gelegen haben.«

»Aber irgendwas ist passiert, so viel steht fest.« Finn drehte sich langsam um ihre eigene Achse. »Ein interessantes kleines Rätsel. Trotzdem ist das doch sicher nicht der Grund, weshalb Adamson immer wieder hierherkommt, oder?«

»Wohl kaum«, gab ihr Hilts recht.

»Vielleicht sollten wir uns erst mal weiter umschauchen«, schlug Finn vor. »Und dabei die Zeit nicht aus dem Auge verlieren.« Sie sah auf ihre Uhr. Sie waren vor fast einer halben Stunde gelandet.

Hilts schaute in die Zelte, oder was von ihnen übrig geblieben war, und kletterte auf die Lkws. Dann ging er wieder zu Finn, die sich gerade in dem schmalen Schützengraben umsah, der auf der dem Schluchteneingang zugewandten Seite mit einer Reihe Sandsäcke befestigt war.

»Irgendwas Auffälliges entdeckt?«

»Blechbüchsen – noch mehr Corned Beef – Kondensmilch, eine Art Birkenstocksandale, ein Ofen aus einem durchlöcherten Vierzig-Liter-Kanister und das da.« Sie hielt die Reste eines schwarzen Barett hoch, an dem vorne ein vom Sand abgeschliffenes Abzeichen befestigt war.

»Ein Skorpion in einem Kreis.« Hilts nickte. »*Non vi sed arte* – nicht durch Stärke, sondern durch List, daran kann ich mich erinnern. Ein LRDG-Abzeichen.« Hilts streckte die Hand aus und half Finn aus dem Graben.

»Wieso sind die Italiener überhaupt in die Schlucht gekommen? Wie haben sie sie gefunden?«, fragte Finn, als sie sich weiter im Lager umsahen.

»Wahrscheinlich genau wie wir«, sagte Hilts. »Sie sind den Spurrillen der LRDG-Fahrzeuge gefolgt.«

»Okay, und was wollten dann die Engländer hier?«

»Vielleicht haben sie einen Lagerplatz gesucht.«

»Oder auch sie sind irgendwelchen Spuren gefolgt.«

»Das werden wir wohl nie herausfinden.« Plötzlich blieb Hilts stehen. Zu ihrer Rechten, auf einem Felsvorsprung über ihnen, war ein Flugzeugwrack zu sehen. »Das wird ja immer schöner ...«

Es sah so aus, als wäre der alte Doppeldecker bei dem Versuch, in dem Tal zu landen, nicht rechtzeitig zum Stehen gekommen und den Abhang hinaufgerast. Die Motorhaube war verbeult, der Propeller zerstört und die untere Tragfläche abgerissen, sodass nur noch eine Hälfte der oberen und ein paar Streben übrig waren. Vom Fahrwerk war gar nichts mehr vorhanden. Die Wüste hatte der Maschine übel zugesetzt, und von der Leinwandbespannung des Rumpfs hingen nur noch vereinzelte Fetzen von den Spanten. Es waren keine Spuren eines Nationalitätszeichens mehr zu erkennen.

»Vielleicht waren die Engländer deswegen hier.« Finn konnte durch die herunterhängende Tür in die Kanzel des kaputten Flugzeugs sehen. Die Windschutzscheibe hatte zahlreiche Sprünge, war aber nicht zerbrochen.

»Vielleicht ist das auch der Grund, warum Adamson immer wieder hierherkommt«, sagte Hilts. Er musste die Hände zu Hilfe nehmen, um die steile Sandsteinböschung zu dem Wrack hinaufzusteigen.

»Wieso sollte sich Adamson für ein altes Flugzeug interessieren?«

»Weil Lucio Pedrazzi ein Flieger war. Er war einer der ersten Archäologen, die die Möglichkeiten der Flugprospektion nutzten, und außerdem flog er eine Maschine wie diese, eine Waco UIC.«

»Hört sich irgendwie amerikanisch an.«

»Das stimmt. William Randolph Hearst flog zum Beispiel eine. Du weißt schon, dieser Typ aus *Citizen Kane*. Aber sie kam weltweit zum Einsatz.« Als sie das Wrack erreichten, hielt sich Hilts an einer der Flügelstreben fest und spähte ins Cockpit. Das Leder der zwei Schalensitze war verrottet, sodass nur die Federn, ein y-förmiger Bügel und zwei

Bakelitknüppel, einer für den Piloten, der andere für den Kopiloten, übrig waren. Der hintere Teil war in ein Frachtabteil umgebaut worden, das bis auf das Skelett eines aus Aluminiumstäben zusammengeschweißten Würfels leer war. In der Mitte des eigenartigen Gebildes befand sich etwas, das aussah wie ein Kinderkreisel, und darunter war eine nach unten gerichtete Metallmanschette.

»Eine Kamerahalterung?«, fragte Finn.

Hilts nickte. »Aber der Apparat selbst fehlt.«

»Adamson.«

»Könnte sein.«

»Ich dachte, Pedrazzi hätte nach unserem koptischen Kloster gesucht.«

»Vielleicht hat er auch nach was ganz anderem Ausschau gehalten.«

»Wann genau ist Pedrazzi verschwunden?« Finn schaute in das leere Cockpit.

»1938.«

»In einem Sandsturm, nicht wahr?«

Hilts nickte. »Heißt es jedenfalls.«

»Und er war nicht allein?«

»Nein. Er befand sich in Begleitung eines Franzosen. Ein gewisser Pierre DeVaux.«

»Der Mönch?«

»Und Archäologe. Er begleitete Pedrazzi, um ihm beim Übersetzen aramäischer Inschriften zu helfen.«

»Von der École Biblique in Jerusalem?«

»Keine Ahnung«, sagte Hilts. »Aber ich nehme es mal stark an.«

Unwillkürlich kam Finn Arthur Simpson in den Sinn, der Mann in ihrem Hotelzimmer. Der Mann, der ihren Vater gekannt hatte. Der Mann, der ein englischer Spion gewesen war. Der Mann, dessen Vater Archäologe gewesen war. Drei Generationen, die alle die gleiche Vergangenheit ausgruben.

»Erstaunlicher Zufall, findest du nicht auch?«

»Nach sechzig Jahren?« Der Fotograf machte ein skeptisches Gesicht.

»Nicht wirklich.« Er runzelte die Stirn. »Worauf willst du hinaus?«

»Ich weiß nicht recht, aber irgendwie sind hier doch eindeutig zu wenig Leichen. Keine Spur von Pedrazzi oder dem Franzosen. Auch von den englischen Soldaten nicht. Komisch.«

»Das hat nichts mit irgendwelchen übernatürlichen Phänomenen zu tun. Entweder sind sie zu Fuß weg und in der Wüste gestorben, oder sie sind noch hier.«

»Wo?«

Hilts blickte auf das Tal hinunter. Schließlich nickte er.

»Was?«, fragte Finn.

»Pedrazzi ist von dem alten italienischen Flugplatz in Al-Kufrah gestartet. Laut offiziellen Angaben wollten er und DeVaux eine Felsformation an der Grenze zu Französisch-Äquatorialafrika kartographisch erfassen. Es soll ein klarer und sonniger Tag gewesen sein. Ideales Flugwetter, aber ein paar Stunden später, was zeitlich genau passen würde, kam wie aus heiterem Himmel ein verheerender Sandsturm auf.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Schau.« Er deutete auf die Talsohle hinab. »Was siehst du?«

»Nichts.«

»Schau genauer hin.«

Das tat sie, und kurz darauf sah sie es. Wieder Spuren, die sich von den anderen unterschieden. Zwei lange Linien, mit etwa zwei Meter Abstand voneinander, und dazwischen ein wesentlich schmalerer Strich. Die Spur führte in den hinteren Teil des kargen Tals. Finn hielt eine Hand über die Augen, um sie gegen die sengende Sonne zu beschatten. Ein heißer Wind kam auf und begann, Staub und Sand aufzuwirbeln. Sie konnte ihn schon in der Nase und in ihrem Haar spüren.

»Die Waco hat ein Spornrad, genau wie die Wilga, mit der wir hergekommen sind. Sie macht genau so eine Spur.«

»Das verstehe ich nicht. Wie kann die Spur da unten sein, und das Flugzeugwrack hier oben?«

»Weil die Spuren von einem früheren Besuch stammen«, sagte Hilts. »Pedrazzi war vorher schon mal hier.«

»Dann waren sie also gar nicht unterwegs, um irgendetwas zu vermessen.«

»Nein. Und das heißt, sie hatten etwas entdeckt, von dem sonst niemand etwas erfahren sollte.«

»Hier ist aber nichts.«

»Es muss aber etwas hier sein. Pedrazzi, verschwundene Soldaten, abgestürzte Flugzeuge. Eindeutig zu viele Zufälle für ein namenloses, vertrocknetes Flussbett am Ende der Welt. Und jetzt auch noch Adamson und seine Freunde.«

»Wonach sollen wir also Ausschau halten?«, fragte Finn.

»Ich würde mal sagen, nach einer Höhle.« Hilts blickte an den Felswänden hoch. »Aber das macht eigentlich auch keinen rechten Sinn ...« Er hielt inne. »Außer ...«

»Was?«

»Die Felsen hier sind alle aus Sandstein. Höhlen entstehen normalerweise durch Wasseraktivität in Kalkstein. Hier gibt es schon lange kein Wasser mehr.«

»Und an was denkst du jetzt?«

»Ich denke an Qumran.«

»Die Schriftrollen vom Toten Meer?« Finn runzelte die Stirn. »Sie wurden von den Essenern oder irgend so einer Sekte geschrieben.«

»Essener oder Kopten, das tut hier nichts zur Sache ... Jedenfalls wurden die Schriftrollen in künstlich angelegten Höhlen versteckt, um sie vor der Zerstörung zu bewahren, und diese Höhlen waren ... in den Fels gegrabene Löcher. Danach mauerte man den Höhleneingang zu und tarnte ihn mit Geröll.«

»Willst du damit sagen, hier haben sie es genauso gemacht?«

»Pedrazzi hat etwas gefunden, und diese Soldaten müssen irgendwo sein. Das wäre jedenfalls eine einleuchtende Erklärung.«

»Wonach sollen wir Ausschau halten?«, fragte Finn.

»Nach einem Überhang, einem Schatten, der irgendwie eigenartig aussieht, nach etwas, was eine Spur zu geometrisch, wie mit dem Lineal gezogen aussieht.«

»Sehr interessant, aber auch ein bisschen vage«, sagte sie grinsend.

»Eine bessere Theorie fällt mir im Moment nicht ein.«

Sie begannen zu suchen.

Es war Finn, die die Entdeckung machte: eine Kombination aller drei Kriterien. Auf der anderen Talseite war etwa auf halber Höhe ein vorspringender Überhang aus dunklerem Sandstein, und die durchbrochene senkrechte Schattenlinie direkt darunter sah einfach zu scharf gezogen aus, um ein Zufall der Natur zu sein. Als sie den Hang gegenüber hinaufkletterten, erreichten sie einen etwa einen halben Meter breiten Absatz und die Überreste eines Höhleneingangs, der vor langer Zeit zugemauert und geglättet worden war. Irgendwann musste es zu seismischen Aktivitäten gekommen sein, denn eine Seite der Lehmziegelwand war rissig geworden und eingestürzt, sodass eine schmale Öffnung entstanden war. Später hatten ein Sandsturm oder abbröckelnde Gesteinsbrocken den Spalt fast wieder vollständig verdeckt.

Schwitzend blieben Finn und Hilts vor dem Loch in der Felswand stehen und spähten in das Dunkel dahinter.

»Nicht viel zu sehen«, sagte Hilts.

»Gehen wir mal rein«, schlug Finn vor.

Hilts legte seine Hand auf ihren Arm, um sie zurückzuhalten.

»Immer mit der Ruhe. Höhlen in der Wüste können bewohnt sein.«

»Von was?«

Um sich abzustützen, hielt sich Hilts mit einer Hand am Überhang fest, die andere legte er auf Finns Schulter. Dann hob er das linke Bein und trat gegen das alte Mauerwerk, das den Höhleneingang verschloss. Beim zweiten Tritt brach ein großes Stück aus dem Verband heraus und fiel nach innen, sodass eine dichte Staubwolke aufstieg. Mit einem abrupten Rascheln wie von abgefallenem Laub strömten Hunderte fahler, krabbenartiger Wesen aus der Höhle und huschten mit klickenden und scharrenden Geräuschen über Finns Wanderstiefel. Sie wich mit einem Aufschrei zurück und fiel fast vom Felsabsatz, während die fünfzehn Zentimeter langen Geschöpfe an ihr vorbeihuschten und verschwanden.

»*Leiurus quinquestriatus*«, sagte Hilts. »Der Fünfgestreifte Wüsten-skorpion. Einer der giftigsten seiner Art. Tagsüber suchen sie bevor-

zugt kühle, dunkle Stellen auf. Nachts kommen sie dann zum Jagen raus.«

Finn nickte mit zusammengebeissenen Zähnen. Allein das Geräusch, das die Skorpione gemacht hatten, war unheimlich gewesen. Sie hielt sich von der Öffnung fern.

»Und was jetzt?«

»Jetzt gehen wir rein«, sagte Hilts. »Die einstürzende Mauer dürfte sie verscheucht haben.«

»Und wenn doch noch ein paar drinnen sind?«

»Zertrittst du sie einfach.«

Grinsend zog Hilts den Kopf ein und betrat die Höhle. Finn schluckte und folgte ihm.

Wegen der eingestürzten Mauer drang nun mehr Licht in die Höhle. Allem Anschein nach war sie ursprünglich nur eine kleine konkave Einwölbung unter dem Überhang gewesen, die Schutz vor der erbarmungslosen Sonne bot. In unbestimmter Vergangenheit hatte man sie schließlich mit primitivem Werkzeug zu einer Kammer erweitert. Diente der Bau einst wie die Höhlen von Qumran am Ufer des Toten Meeres als Versteck für antike Schriften, so war er in der Neuzeit in eine Gruft umfunktioniert worden. In einer Ecke lagen fünf mumifizierte Leichen, alle noch in den zerschlissenen Resten ihrer Uniformen der Long Range Desert Group. Zwei waren zu einer Embryonalhaltung verkrümmt. Eine, halb auf einem altarähnlichen Stein ruhend, sah aus, als sei sie auf Händen und Knien erstarrt. Eine saß mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, und die fünfte lag ausgestreckt, halb vom Schutt der eingetretenen Mauer bedeckt, mit dem Gesicht nach unten und hielt in der Hand des ausgestreckten knöchigen Armes einen von Grünspan überzogenen Kupferzylinder. Der Deckel des Zylinders fehlte, und der Behälter war leer. Den hinteren Teil der Höhle bildete ein Haufen Sand, der von einem Einsturz in ferner Vergangenheit herrührte.

»Die fehlenden Soldaten«, murmelte Hilts. Er bückte sich und machte sich vorsichtig daran, die vertrockneten Überreste der Uniform des Toten mit dem Kupferbehälter zu durchsuchen. »Sei mit der Munition

vorsichtig. Sie könnte zum Teil noch scharf sein.« Der Boden der Höhle war von Waffen übersät, alte Enfield-Gewehre, ein riesiges Lewis-Maschinengewehr, eine Thompson und mindestens ein halbes Dutzend Mills-Granaten.

»Wie sie wohl gestorben sind?«, sagte Finn. »Sieht ganz so aus, als wäre es ziemlich schnell gegangen.«

Hilts verschob das Bein der vertrockneten Leiche, die er durchsuchte. Daraufhin kamen darunter die Panzer mehrerer Geschöpfe wie derer zum Vorschein, die über Finns Stiefel gehuscht waren.

»Sie sind wohl in ein Nest von Skorpionen geraten, vielleicht sogar Hunderte von den Viechern. Bereits ein Stich ist tödlich. Sie müssen Dutzende Male gestochen worden sein. Kein schöner Tod.« Er zuckte mit den Achseln. »Sie waren vermutlich im Handumdrehen tot.«

Hilts zog eine alte Geldbörse aus einer Innentasche des Uniformhemds des Toten und öffnete sie vorsichtig. Die bröckeligen Überreste der Organe des Mannes lagen wie Staub in der knöchigen Höhle seines Brustkorbs.

»Irgendwas Interessantes?«, fragte Finn.

»Eine Rechnung aus der Bar des Shepherd's Hotel. Mitgliedsausweis für den Victory Club. Bibliotheksausweis der Haddon Library in Cambridge.« Er durchsuchte die Geldbörse weiter. »Hier ist sein Ausweis. Professor George Pocock, Strategie Operations Executive, Grey Pillars, Kairo. Das war das Hauptquartier, wenn ich mich recht erinnere.«

»Die Haddon Library ist die Bibliothek des Archäologischen Instituts in Cambridge. Dort hat mein Dad meine Mom kennengelernt.«

»Die Strategie Operations Executives waren Spione«, sagte Hilts. »Dieser Typ war also keineswegs von der Long Range Desert Group.«

»Ein Archäologe und Spion, mit dem Auftrag, Pedrazzi zu finden?«

»Sieht ganz so aus.«

Hilts steckte die Geldbörse des Mannes in die Jackentasche, machte ein paar Fotos, und stand dann auf, um in den hinteren Teil der Höhle zu gehen. In einem plötzlichen Anfall von Klaustrophobie ging Finn zum Eingang der engen Höhle und schaute in das kleine Tal hinab. Bis auf den Sand, den der Wind aufwirbelte und der immer stärker durch

den Canyon zu pfeifen begann, konnte sie keine Veränderung feststellen. Der Himmel hatte sich von einem harten metallischen Blau in ein fieses Ocker wie von einem verheilenden Bluterguss verfärbt. Das Wetter schlug um. Sie drehte sich um und wollte Hilts gerade darauf aufmerksam machen, als sie sah, dass er etwas freigelegt hatte. Mit einem mulmigen Gefühl ging sie in die Höhle zurück und passte sehr genau auf, ob sich auf dem Boden irgendetwas bewegte. Als sie Hilts erreichte, sah sie, dass er sich an einem großen rechteckigen Sarkophag zu schaffen machte, der etwa hundertzwanzig Zentimeter hoch, neunzig Zentimeter breit und knapp zwei Meter lang war. Das Kopfbild zeigte zum Eingang der Höhle. In den steinernen Deckel war ein Medusenhaupt gemeißelt, dessen grässlich verzerrtes Gesicht von einem Gewirr aus Schlangen umgeben war. Und um das Haupt zog sich, wie auf einer Münze, eine Inschrift, die stark abgeschliffen und somit schwer entzifferbar war.

»Man kann fast nichts mehr erkennen«, sagte Hilts.

Finn schraubte ihre Feldflasche auf, goss etwas Wasser in ihre Handfläche und wischte mit einer raschen Bewegung über die Inschrift. Die Buchstaben wurden dunkler und waren sofort lesbar.

»Nicht übel«, bemerkte Hilts anerkennend. Er las die Inschrift laut ab: »*Hic Latito Lux Excito – Vox Luciferus.*« Er schüttelte den Kopf. »Zu dumm, dass ich in der Schule kein Latein hatte.«

»Ich schon«, sagte Finn. »Darauf haben meine Eltern bestanden. Ihrer Meinung nach geht nichts über eine humanistische Bildung. Das hilft beim Lesen von Epigrafen an wichtigen alten Bauten.«

»Und was steht nun hier?«

»Hier liegt der Lichtbringer: das Wort Luzifers.«

»Du machst wohl Witze«, sagte Hilts.

»*Non iocum est*«, antwortete sie. »Das ist kein Witz.«

»Ist mit Luzifer *der* Luzifer gemeint?«

»Im alten Rom war Luzifer ein relativ gebräuchlicher Name. Er hatte vor zweitausend Jahren noch nicht diesen negativen Beigeschmack.«

»Dann ist also ein Römer namens Luzifer in dieser Kiste da begraben?«

»So wird es zumindest behauptet.«

»Sehen wir gleich mal nach.«

Mit den Händen schaufelte Hiltz den Sand vom Deckel des Steinsargs.

»Du willst das Ding da öffnen?«

»Wenn mich nicht alles täuscht, haben eine Menge Leute eine Menge Anstrengungen auf sich genommen, um dieses Ding hier zu finden. Da ist doch wohl das Mindeste, dass wir einen Blick hineinzuworfen versuchen.«

»Und was ist mit Adamson und seinen Freunden?«, fragte Finn stirnrunzelnd.

Hiltz sah auf die Uhr.

»Die rücken frühestens in einer halben Stunde an. Bis dahin sind wir längst über alle Berge.«

Es dauerte fünf Minuten, um den Sand von der Steinkiste zu entfernen. Dann nahm Hiltz ein fünfundzwanzig Zentimeter langes ›Saustecher‹-Bajonett von einem der herumliegenden Enfield-Gewehre und klopfte es mit der Handfläche in den dünnen Spalt zwischen Kiste und Deckel. Er drehte es langsam, und der Deckel des Sarkophags bewegte sich ein winziges Stück, worauf ein Hauch abgestandener, stauiger Luft entwich. Gemeinsam rückten ihn Hiltz und Finn gänzlich zur Seite und ließen ihn dann auf den Boden der Höhle gleiten. Beide spähten in das Innere.

In dem schweren Steinsarg lag die verkrümmte Gestalt eines Mannes. Er war mit einer hellgrünen Hose, einer langen, zugeknöpften Jacke von der gleichen Farbe und dicken Stiefeln bekleidet. Das Gesicht war von einem ledrigen Braun und bis auf ein fehlendes Ohr in seiner Gesamtheit noch relativ unversehrt. Auf der Adlernase saß schief eine Nickelbrille. In der rechten Schläfe war ein gezacktes Loch, groß genug, um eine Faust hindurchzustecken. Auch ein Teil des Kiefers fehlte, und im Mund steckten gelbe Zähne. Die Zunge war zu einem schwarzen Klumpen zusammengeschrumpft. Zwischen den Beinen der auf natürliche Weise mumifizierten Leiche war ein Kupferbehälter ähnlich dem, den der Tote am Höhleneingang umklammert hielt.

Finn fasste in den Sarg und nahm den kleinen Zylinder heraus. Wie der Behälter in der Hand des toten Archäologen war auch dieser leer. Hilts begann, die Taschen der mit Messingknöpfen versehenen Tarnjacke des Toten zu durchsuchen.

»Sieht aus wie eine Uniform«, sagte Finn.

»Ist es auch«, antwortete Hilts. »Italienische Wüstenstreitkräfte. Keine Abzeichen oder irgendwas. Kein Rang.«

»Da, ein Ring.« Vorsichtig hob Finn die rechte Hand des Toten. Am pergamentenen Haken seines Zeigefingers glänzte ein goldener Ring. Er fiel in ihre Handfläche. »Er hat ein Wappen eingraviert.«

»Jede Wette, dass das Pedrazzi ist. Augenblick.«

»Hast du was gefunden?«

»Er muss ein starker Raucher gewesen sein. Wenn ihm nicht jemand ein Loch in den Kopf geschossen hätte, wäre er an Lungenkrebs gestorben.« Hilts warf Finn ein dünnes Zigarettenetui zu. Auf dem verblassten Deckel waren noch die emaillierte Darstellung einer liegenden Frau und der Name Fatima zu erkennen.

Plötzlich sah Finn auf. Ganz schwach, es war mehr ein Vibrieren als ein Geräusch, wurde in der Ferne etwas vernehmbar, was das Pfeifen des Winds übertönte.

»Was ist das?«, fragte sie nervös.

Hilts hielt in seiner Untersuchung inne und lauschte angespannt, die Stirn vor Konzentration in tiefe Falten gezogen.

»Scheiße!« Es war noch nicht oft vorgekommen, dass Finn ihn fluchen hörte.

»Was ist?«

»Ein Hubschrauber.«

»Adamson?«

»Hört sich nach einem Kampfhubschrauber an.« Er rannte zum Eingang der Höhle und spähte nach draußen. Finn folgte ihm. Außer dem wirbelnden Sand und den alten Fahrzeugen auf der Talsohle konnte sie nichts erkennen. Das Geräusch wurde lauter und war inzwischen zu einem tiefen Knattern angeschwollen. Hilts nickte finster. »Ein russischer. Ein Mil-24. Das ist der Typ mit dem Barrett.«

»Oberst Nasif.«
»Wer sonst?«
»Was will er hier?«
»Ich glaube nicht, dass wir die Gelegenheit kriegen werden, ihn das zu fragen.«
»Was sollen wir jetzt machen?«
»Abhauen.«

16

Sie schafften es gerade noch zu dem zerstörten italienischen *Sahariana*, bevor der insektenartige Kampfhubschrauber auftauchte. Der Mil-24 schoss ganz plötzlich über die Felswand, wie ein mechanisches Ungetüm aus einem Science-Fiction-Film, eine schwebende Gottesanbeterin aus Stahl, die sich in ihrem schmucklosen Wüstentarnanstrich unter ihrem Hauptrotor drehte und nach ihrer Beute Ausschau hielt. Leicht vornüber geneigt, von links nach rechts schwenkend, knatterte der Hubschrauber mit enervierender Langsamkeit in das Tal herein.

»Gesehen haben sie uns noch nicht«, sagte Hilts.

»Aber sie müssen wissen, dass wir hier sind«, sagte Finn. »Unser Flugzeug steht direkt vor der Schlucht.« Sie kauerten geduckt hinter dem riesigen Kotflügel des alten Geländewagens.

»Sie wissen nur, dass wir irgendwo hier im Tal sind, aber mehr nicht.« Um das Dröhnen des Hubschrauberdüsentriebwerks zu übertönen, musste Hilts in ihr Ohr schreien. »Wir haben noch eine Chance.«

Während der Hubschrauber langsam über das Tal schwebte, suchten sie hinter dem Sahariana Schutz. Finn blickte hinter sich. Der Eingang zur Schlucht war mindestens dreißig Meter vom Heck des zerstörten Geländewagens entfernt, und auf diesen dreißig Metern gab es nichts, was ihnen als Deckung hätte dienen können.

»Wir müssen sie irgendwie ablenken.«

Hilts nickte. Er griff in seine Jackentasche und holte eine der alten Mills-Granaten aus der Höhle heraus.

»Glaubst du, das klappt?«

»Das rauszufinden, gibt es nur eine Möglichkeit!« Er zog den Splint und hielt den Bügel weiter fest mit der Hand umschlossen. Er wartete, bis der Hubschrauber mit dem Heck zu ihnen auf dem Boden aufgesetzt hatte, dann schleuderte er die baseballgroße Granate von sich. Als der geriffelte Splittermantel aus Stahl durch die Luft flog, löste sich der Sicherungsbügel und fiel, in der Sonne blitzend, zu Boden.

»Zähl bis vier, und dann läufst du zur Schlucht«, rief Hilts. »Ich komme direkt hinter dir!« Er zog eine zweite Granate aus seiner Tasche und warf sie auf die andere Seite des Tals.

Finn, die auf dem Boden kauerte, zählte rasch bis vier, dann sprang sie auf und rannte los, den Blick unverwandt auf den dunklen Schatten gerichtet, der den Zugang zum Canyon markierte. In dem Moment, in dem die erste Granate explodierte, erreichte sie ihn. Schon wollte sie hinter sich blicken, aber sie spürte Hilts' Handfläche auf ihrem Rücken, die sie energisch weiterschob. Sie stolperte, aber er bekam ihren Arm zu fassen und zog sie hoch. Die zweite Granate explodierte mit einem scharfen Krachen, und dann wurden sie von Dunkelheit umhüllt.

»Lauf! Lauf! Lauf!«, brüllte Hilts, und sie lief. Hinter ihnen ertönte ein abgehacktes Husten, als der Motor des Mil stotterte, ansprang, erneut ins Stottern geriet. »Ich glaube, ich habe den Rotor getroffen!«, sagte Hilts.

Finn nickte und rannte blindlings weiter, bis sie endlich aus der schmalen Schlucht in die offene Wüste hinauskamen. Das kleine Flugzeug stand etwa hundert Meter entfernt. Vom Hubschrauber war nichts zu sehen.

Sie blieb entsetzt stehen und starrte in die Wüste hinaus. Wie eine riesige Welle hatte sich dort eine mehrere hundert Meter hohe Wand aufgetürmt, die die Sonne verdeckte.

»Schau!«

»Ein Sandsturm!«, brüllte Hilts. »Schnell zum Flugzeug!«

Finn rannte noch schneller weiter. Ihr Atem fuhr in rauen, brennenden Stößen in ihre stechenden Lungen, ihr Herz pumpte panisch. Endlich erreichte sie den Schatten der Tragfläche, duckte sich darunter hindurch und riss die Tür auf der anderen Seite des kleinen Flugzeugs auf. Der Wind, der gegen ihren Rücken peitschte, war glühend heiß, und die unzähligen Sandkörner, die er mit sich trug, brannten auf den Händen und stachen in ihre bloße Haut. Sie prasselten gegen Rumpf und Tragfläche, als klopfen Millionen knochiger Finger dagegen, Vorboten dieses todbringenden Etwas, dieser monströsen Ausgeburt der Wüste selbst, die wie ein gigantisches Ungeheuer unaufhaltsam auf sie zuwalzte.

Sie schwang sich in das Flugzeug und warf die Tür hinter sich zu. Währenddessen war auch Hilts eingestiegen. Er traf sofort die erforderlichen Startvorbereitungen, drückte den Knopf des Klappenwahlschalters und bediente dann gleichzeitig das Druckluftventil zwischen den Sitzen und die Einspritzung. Unter lautem Heulen sprang der Sternmotor an. Hilts löste die Bremse und schob mit der linken Hand den Gashebel fest nach vorn, mit der rechten hielt er den Steuerknüppel. Der überdimensionierte Propeller begann sich zu drehen und saugte sie auf die steile Felswand direkt vor ihnen zu.

»Willst du nicht erst wenden?« Entsetzt starrte Finn auf die weniger als zweihundert Meter entfernte Steilwand vor ihnen.

»Zu langsam! Dazu braucht die lahme Kiste hier eine Ewigkeit!« Er beschleunigte das Tempo noch mehr. Sie rasten über den steinigen Boden, während von rechts der Sandsturm auf sie zugewalzt kam und ihnen zunehmend die Sicht nahm.

»Werden wir es schaffen?«

»Denke an was Erhebendes!«

In diesem Moment kam der Hubschrauber über die Kante der Felswand geschossen und sank direkt vor ihnen nach unten. Finn sah eine Stichflamme aus dem zweiläufigen Geschütz unter seiner Nase kommen, und plötzlich schien der Boden vor ihrem kleinen Flugzeug zu explodieren.

Hilts riss den Steuerknüppel abrupt nach rechts, stieg mit dem Fuß auf das rechte Ruderpedal und schob den Gashebel bis zum Anschlag nach vorn. Das Flugzeug drehte nach rechts oben ab, während der Mil-24 nach links flog, direkt auf den heranfegenden Sandsturm zu. Plötzlich ertönte hinter ihnen ein lautes Scheppern, und es war, als hätte eine Riesenhand ihr Flugzeug gepackt und es mit aller Kraft durchgeschüttelt. Dann verschlang sie der Sandsturm in seinem gierigen Schlund.

Ohne jegliche Sicht flogen sie im Innern des tobenden Orkans und stiegen verzweifelt immer höher, bis sie aus dem wild wütenden Dunkel in den hellen Sonnenschein darüber hinausstachen und der Sturm plötzlich wie die aufgewühlte Oberfläche eines tosenden, von grellen Blitzen durchzuckten Meeres unter ihnen lag.

»Es ist tatsächlich ein Gewitter.« Finn blickte gebannt nach unten.

»Ganz schön verrückt.« Hilts nickte und sah auf seine Instrumente. »Die Blitze entstehen durch die Reibung der Sandkörner. Außerdem kommt es dadurch zu allen möglichen magnetischen Störungen.«

»Du bist vorhin direkt auf den Hubschrauber zugeflogen. Warum hast du nicht abgedreht?«

»Die Kiste hier fliegt zwar wie der Teufel, aber schnelle Richtungsänderungen sind nicht unbedingt ihre Stärke, und abgesehen davon war der Mil-24 wahrscheinlich der am schlechtesten zu manövrierende Hubschrauber, den die Russen je gebaut haben. Wenn du auf einen Mil zufliegst, muss er in einem extrem weiten Kreis ausweichen. Ich wusste, dass ich die Maschine noch schnell genug hochziehen konnte.«

»Das wusstest du?«

»Na ja, ich hoffte es.« Hilts grinste.

»Denke an was Erhebendes? Was Besseres ist dir nicht eingefallen?«

»Jedenfalls besser als ›Mach schon mal dein Testament‹. Und das war das Einzige, was ich noch anzubieten gehabt hätte.«

»Was ist mit dem Hubschrauber? Werden sie uns hinterherkommen?«

»Nein. Sie hatten nicht genügend Zeit, um die nötige Höhe zu errei-

chen. Unser Freund Nasif wird wohl oder übel auf dem Boden warten müssen. Und möglicherweise muss er über Funk Hilfe anfordern, um den Hubschrauber wieder startklar zu kriegen.«

»Und was machen wir jetzt? Zur Grabung können wir unmöglich zurück.«

»Bei den Ölfeldern in Ayn al Ghazal gibt es einen alten Flugplatz. Dort können wir auftanken und über die Grenze nach Ägypten zurückkehren.«

»Und dann?«

»Tja, darüber müssen wir uns erst mal Gedanken machen. Kairo. Die Botschaft. Neue Pässe. Vielleicht sollten wir mit deinem Freund Mickey Hearts reden.«

»Oder wir versuchen herauszufinden, was Pedrazzi vorhatte.«

»Wir hätten einen dieser Kupferbehälter mitnehmen sollen«, sagte Hilts.

»Daran habe ich nicht gedacht«, sagte Finn. Sie kramte kurz in ihrer Jackentasche und zog schließlich das alte Zigarettenetui mit der liegenden Frau auf dem Deckel heraus. »Wir haben nur das hier.«

»Und beide rauchen wir nicht. So was Blödes.«

Sie flogen direkt nach Osten, auf die ferne Grenze zu, fort vom Sandsturm und den Gefahren, die ihnen von Nasif und seinem Hubschrauber drohten.

Finn schüttelte das Etui, aber es gab kein Geräusch von sich. Allerdings konnte es kaum leer sein, denn es fühlte sich ziemlich schwer an. Neugierig öffnete sie den Deckel. Zu ihrer Überraschung befand sich im Inneren ein zusammengelegtes Stück staubiger Leinenstoff. Hilts schaute zu ihr herüber.

»Irgendwas Interessantes?«

»Keine Ahnung. Sieht aus wie ein Taschentuch.«

»Ich gehe mal wieder etwas tiefer, damit wir nicht vom Radar erfasst werden«, sagte Hilts und schob den Steuerknüppel behutsam nach vorn. Das Flugzeug reagierte sofort und rauschte auf die Wüste hinab. »Wir möchten doch schließlich nicht, dass uns Nasif die Kavallerie auf den Hals hetzt.«

Finn schlug das Tuch auseinander. In einer Ecke war ein Monogramm eingestickt, zwei ineinander verschlungene Buchstaben und darüber ein Wappen. »L.P. Lucio Pedrazzi. Das Wappen ist das gleiche wie auf dem Ring an seinem Finger.«

»Dieses Loch in der Schläfe hat er nicht von einem Skorpionbiss gekriegt«, sagte Hilts. »Eher von einem Schuss aus nächster Nähe.«

»Ermordet?«

»Was sonst?«

»Aber hast du nicht selbst gesagt, dass er in Begleitung von nur einer Person war ...«

»Pierre DeVaux, der Mönch.«

»Ein Mönch mit einer Pistole?«

»Agatha Christie wäre begeistert gewesen.«

Finn schlug das Taschentuch ganz auseinander. In der Mitte blitzte ein Goldmedaillon. Sie blickte in das geprägte Gesicht einer finster dreinblickenden Medusa, der Mund von Hass verzerrt, das Haar ein Gewirr aus Schlangen.

»Eine Münze?«, fragte Hilts mit einem Blick auf den Gegenstand in ihrer Handfläche.

»Ein Medaillon.«

»Was steht da am Rand?«

»Die Inschrift ist die gleiche wie die auf dem Steinsarg«, sagte Finn. »*Hic Latito Lux Excito – Vox Luciferus*. Hier liegt der Lichtbringer – das Wort Luzifers.«

Sie drehte das goldene Relief um. Auf der Rückseite waren das Profil eines schönen Gesichts und eine weitere Inschrift eingraviert.

»Was steht hier?«

»*Legio III Africanus – Domus in Venosa est*. Dritte Afrikanische Legion, deren Sitz in Venosa ist«, übersetzte Finn.

Hilts machte ein nachdenkliches Gesicht. »Wo liegt Venosa?«

17

Venosa ist eine Kleinstadt mit etwa zwölftausend Einwohnern, die sich um einen Hügel vulkanischen Ursprungs im Verwaltungsbezirk Basilicata zieht, einer kleinen, abgelegenen *regione*, die grob an der Ferse des italienischen Stiefels liegt, im Süden eingefasst vom Golf von Tarent, im Norden vom marmornen Grat des Apennin. Die Architektur ist geprägt von schlichtem weißgetünchtem Putz, der mit beigem Stein und staubigen roten Ziegeldächern konkurriert. In diese Gegend verschlägt es wenig Touristen; sie hat nichts vom Reiz der Toscana oder von der antiken Pracht Roms, aber früher einmal, vor langer Zeit und unter einem anderen Namen, war die Stadt einer der Sammelpunkte entlang der Via Appia, an dem sich die großen Legionen Roms sammelten, wenn sie zur Eroberung der Welt aufbrachen. Heute gibt es in Venosa eine Reihe relativ unbedeutender Kirchen, mehrere Katakomben, eine Festung und ein gutes Restaurant, Il Grifo, das im Stadtzentrum, fast direkt am Hauptplatz liegt.

Finn parkte den kleinen blauen Fiat Panda auf der belebten Piazza und machte den Motor aus. Einzig die Statue eines alten Römers mit einer Schriftrolle in der Hand und einem Olivenkranz auf dem halb kahlen Kopf erinnerte daran, dass es sich um einen Marktplatz handelte und nicht um einen rein zweckbestimmten Parkplatz. Angeblich stellte das Denkmal Quintus Horatius Flaccus dar, den berühmtesten Sohn der Stadt, in der Literaturgeschichte besser bekannt als der Dichter Horaz. In Italien war immer Finn gefahren, denn nachdem sie ein Jahr lang in Florenz gelebt hatte, um Material für ihre Magisterarbeit über die Zeichnungen Michelangelos zu sammeln, sprach sie fließend Italienisch. Außerdem erwies es sich als außerordentlich hilfreich, wenn sie es auf der *autostrada* mit der gnadenlos chauvini-

stischen *polizia* zu tun bekamen, weil diese bei einer hübschen rothhaarigen Touristin bereitwillig ein Auge zudrückte; vor allem dann, wenn sie auch noch mit einem derart reizenden Akzent *grazie* und *per favore* zu sagen wusste.

Finn öffnete die Tür des winzigen Gefährts.

»Du bleibst hier«, ordnete sie an.

»Warum?«, fragte Hilts, der sich gerade abschnallte.

»In Italien kommt es besser an, wenn eine Frau allein auftritt und nicht in Begleitung eines Mannes. Die italienischen Männer sind alle gleich – sie denken, dass sie zu nichts anderem da sind, als die Frauen zu umschwärmen, und dass wir alle unschuldige, bedrängte Maiden sind, die verzweifelt auf die Aufmerksamkeit eines Mannes hoffen. Du wärst nur Konkurrenz, zumindest in ihren Köpfen.«

»Und wenn es irgendein alter Knacker ist?«

»Noch schlimmer«, sagte Finn grinsend. »Dann muss er was beweisen.«

»Und wenn er schwul ist?«

»Würde er mich trotzdem zu kneifen versuchen, und sei es nur, um die Ehre der Nation hochzuhalten.«

»Das wirft aber kein gutes Licht auf die Frauenbewegung hier.«

Finn lachte. »Die Frauenbewegung ist eine Sache, Italien eine andere.«

Sie stieg aus dem Auto, überquerte den voll geparkten kleinen Platz und betrat das *municipio*, einen kastenförmigen, heruntergekommenen Steinbau mit einem Eingang wie eine Zahnücke und keinerlei besonderen architektonischen Eigenheiten. Hilts ließ sich in den Beifahrersitz zurücksinken und griff nach dem Führer, den sie zwanzig Kilometer zuvor an einer Tankstelle in Rapolla gekauft hatten.

Er entnahm dem Buch, dass die Stadt vor zweitausend Jahren Venu-sia geheißen hatte, benannt nach der römischen Göttin der Liebe. Dieser Tage war die wichtigste Sehenswürdigkeit das Grab der Frau von Robert Guiscard, Herzog von Apulien und Kalabrien und Eroberer Siziliens. Angeblich war er der Hauptgrund für die Entstehung der Mafia und der Ursprung des englischen Wortes *wiseacre*, Besserwisser.

Soweit Hilts das beurteilen konnte, gab es hier nichts, was auf einen Zusammenhang mit Lucio Pedrazzi und einer Höhle voller neuzeitlicher Mumien in der Libyschen Wüste hindeutete. Andererseits war die Stadt der einzige Anhaltspunkt, den sie hatten.

Fünf Minuten später tauchte Finn wieder am Auto auf und ließ sich auf den Sitz fallen.

»Und?«, fragte Hilts.

»Ob du's glaubst oder nicht, aber er hieß tatsächlich Alberto Pacino und ließ es sich nicht nehmen, einige Dialoge aus *Scarface* mit italienischem Akzent in miserabler Weise zum Besten zu geben.«

»Hast du sonst noch irgendetwas erreicht, außer dass du seinem kleinen Freund hallo gesagt hast?«

Finn übergang den Kommentar. »Ich habe herausgefunden, wer sich hier am Ort in geschichtlichen Fragen am besten auskennt. Er heißt Signore Abramo Vergadora und ist ein emeritierter Professor, der ein paar Kilometer nördlich der Stadt in der Villa Ebreo Errante wohnt.«

»Ebreo Errante?«

»Der Ewige Jude«, übersetzte Finn.

18

Signore Vergadoras Villa war in einem idyllischen schattigen Tal zwischen zwei scheinbar endlosen felsigen Erhebungen eingebettet, die das ganze Gebiet durchzogen wie überwucherte Erdhaufen, aufgeworfen von einem riesigen Hund auf der Suche nach einem vor langer Zeit verscharrten Knochen. Im Gegensatz zu den meisten Tälern, durch die sie bisher gefahren waren, schien in diesem sogar etwas zu wachsen. Die Villa lag in einem Olivenhain, und auf einer Seite des Anwesens schlängelte sich ein Bach anmutig zwischen den Bäumen hindurch. Das Haus war relativ bescheiden und sehr alt, vergilbter

Putz, der sich von uraltem Stein löste, schmiedeeiserne Gitter vor den tief liegenden Fenstern, das Dach mit verstaubten roten Terrakottaziegeln gedeckt und in der Fassade ein zentraler Turm, der über den Rest des weitläufigen Gebäudes wachte.

Finn parkte vor dem Haupteingang, und sie zwängten sich aus dem kleinen Fiat in den hellen, warmen Sonnenschein hinaus. Jetzt konnte Finn auch den still vor sich hin murmelnden Bach hören. Der Nachmittagswind strich durch die Pappeln, die das Haus umstanden wie Wachposten, wesentlich höher als die knorrigen Ölbäume, die möglicherweise schon genauso lange hier waren wie das Anwesen, Jahrhunderte vielleicht.

Vor der Eingangstür aus massiven Holzplanken blieben sie stehen, und Finn zog an der Glockenkette. Tief aus dem Innern der Villa ertönte ein schwaches Klingeln und dann das Schlurfen von Schritten. Gleich darauf ging die Tür knarrend auf, und ein Gesicht erschien: ein italienischer J.R.R. Tolkien, eine Kippa auf dem widerspenstigen silbergrauen Haar festgesteckt, mit Tränensäcken unter den blinzelnden Augen und rosigen, von Zeit und Schwerkraft nach unten gezogenen Wangen. Der feminin wirkende Mund sah aus, als verzöge er sich selten missmutig. Der Mann hatte eine knallrote Lesebrille auf die Stirn hochgeschoben und trug einen braunen, für den Sommer viel zu warmen Cordanzug, mit weißem Hemd und Krawatte, die Weste mit einer Uhrentasche und einer Kette, die sich um einen moderaten Bauch spannte. Die Füße steckten in purpurroten Samtpantoffeln.

»Ah«, sagte er erfreut, »Sie sind sicher die beiden Amerikaner.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Hilts.

»Alberto hat mich aus dem Rathaus angerufen«, antwortete der alte Mann, immer noch lächelnd. »Er denkt, jeder Amerikaner ist ein Hollywoodproduzent auf der Suche nach neuen Stars.« Er trat zur Seite und winkte sie nach drinnen. »Kommen Sie doch bitte herein. Ich bin Abramo Vergadora.«

Der Hausherr führte sie durch eine Reihe hoher, spärlich eingerichteter Zimmer und schob sie schließlich in einen Raum, bei dem es sich offensichtlich um sein Allerheiligstes handelte, eine Bibliothek, die

Wände von berstend vollen Bücherregalen gesäumt, der Steinfußboden mit sich überlappenden Perserteppichen belegt. Eingerichtet war das Zimmer mit Sesseln und Couchen sowie mehreren Tischen und Stühlen, auf denen sich, ebenso wie auf dem Boden, weitere Bücher türmten. Das ganze Zimmer roch nach Papier, Leder, Zigarrenrauch und Asche aus dem riesigen Kamin in der Ecke. Finn blieb überrascht stehen. Den Kamin zierte das gleiche Wappen, das sie auf Pedrazzis Siegelring und auf dem alten Taschentuch gesehen hatte, in das das Goldmedaillon eingeschlagen gewesen war.

»Das ist ja das Familienwappen der Pedrazzis«, sagte sie.

Vergadora sah sie neugierig an. »Nein, keineswegs. Aber dennoch erstaunlich, dass Sie es überhaupt kennen.«

»Es ist zumindest das Wappen, das Lucio Pedrazzi verwendete.«

»Richtig«, entgegnete Vergadora ruhig. »Was aber nicht heißt, dass die Pedrazzis ein Recht dazu hatten. Doch bevor wir uns auf weitere Diskussionen zu diesem Thema einlassen – darf ich Ihnen vielleicht etwas zu trinken anbieten? Kaffee oder Tee? Oder eine Limonade?« Das Lächeln des alten Herrn wurde noch breiter. »Oder vielleicht etwas Stärkeres? Einen Martini? Einen Brandy Alexander? Das sind die zwei einzigen amerikanischen Drinks, die ich machen kann, und bedauerlicherweise habe ich mit Ausnahme einer alten Frau, die mir jeden Donnerstag die Wäsche macht, keine Haushaltshilfe.«

»Ein Kaffee wäre schön«, sagte Finn.

»Für mich bitte auch«, fügte Hilts mit einem Nicken hinzu.

»Wunderbar.« Vergadora strahlte. Dann drehte er sich um und schlurfte mit säuselnden Pantoffeln davon.

»Ein Spinner«, sagte Hilts. »Ein sympathischer Spinner, aber trotzdem ein Spinner.«

»Ich fände Exzentriker treffender«, sagte Finn lächelnd. Sie begann, an den Bücherregalen entlangzuwandern.

»Er hat hier alles von Dantes *Inferno* bis zum *Letzten Gefecht* von Stephen King.«

»Genau besehen, liegt da eigentlich gar nicht so viel dazwischen.« Hilts ließ sich in einen der bequemen Ledersessel plumpsen und sah

zu, wie Finn die Bücherregale in Augenschein nahm. »Was hältst du von dieser Pedrazzi-Geschichte?«

»Ich kann es kaum erwarten, seine Erklärung zu hören«, sagte Finn.

»Er ist Jude«, bemerkte Hilts. »Das ist etwas eigenartig.«

»Die Villa heißt der Ewige Jude. In Italien gibt es schon seit Tausenden von Jahren Juden.«

»Davon hört man aber so gut wie nichts.«

»Der New Yorker Bürgermeister Fiorello La Guardia war ein italienischer Jude. Modigliani, der Bildhauer, war auch Jude. Auch der Kerl, der die Olivetti-Schreibmaschine erfunden hat, war, glaube ich, ebenfalls Jude.«

»Richtig. Er hieß Camillo Olivetti.« Vergadora kam mit einem Tablett in das Zimmer zurück. Außer dem Kaffee stand eine schlanke Porzellanvase mit einer noch nicht erblühten Rose darauf. Er stellte das Tablett auf einen der Tische.

»Ich kannte seinen Sohn Adriano recht gut«, fuhr der alte Herr fort. »Wir waren während des Krieges in Lausanne im Exil. Hätte er über nicht so großen Reichtum verfügt, wäre er bestimmt Kommunist gewesen, da bin ich ganz sicher.«

Er hielt mit einem wehmütigen Lächeln inne. »Wussten Sie, dass Olivetti das einzige Unternehmen ist, das noch mechanische Schreibmaschinen herstellt? Ich finde, das hat etwas Tröstliches in einer Welt, in der die Leute Dinge haben, die Blackberries heißen statt Adressbücher, und in der Computer nach Früchten benannt sind.« Er wandte sich Finn zu. »Milch? Zucker?«

»Schwarz«, sagte sie.

»Beides«, sagte Hilts.

Vergadora schenkte ein, dann reichte er ihnen die Tassen, und Finn setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

»Was wissen Sie noch alles über Pedrazzi und das Wappen?«, begann Finn.

»Erst würde ich gern von Ihnen wissen, warum Sie das interessiert«, entgegnete Vergadora.

Hilts antwortete. »Vor ein paar Tagen haben wir in der Libyschen Wüste seine vertrocknete Leiche gefunden. Jemand hat ihn mit einem Kopfschuss getötet.«

»Wie schön.« Der alte Mann strahlte übers ganze Gesicht. »Ein Ende, wie man es ihm besser nicht wünschen kann. Er war ein Mensch, der von Grund auf böse war.« Vergadora nahm einen Schluck Kaffee und sah mit zusammengekniffenen Augen die Rose an. Dann nahm er eine geringfügige Korrektor an der Stellung des Stiels vor. »Haben Sie auch die Leiche von DeVaux, dem unverbesserlichen Glückspilz, gefunden?«

»Nein, Pedrazzis Leiche war in einem alten Sarkophag versteckt«, sagte Finn. »Daneben lagen nur ein paar englische Soldaten, die einige Jahre später gestorben sind.«

»Schade. Als Rabbi sollte ich an sich über so etwas stehen, aber manchmal kann ich einfach nicht umhin, mir zu wünschen, bestimmte Leute wären am besten schon bei ihrer Geburt erwürgt worden, wobei Pierre DeVaux sicherlich einer meiner ersten Kandidaten wäre.«

»Sie haben uns immer noch nicht erklärt, was es mit dem Wappen auf sich hat«, sagte Finn.

»Was haben Sie in der Libyschen Wüste gemacht?«

»Beantworten Sie Fragen immer, indem Sie selbst eine stellen?«, fragte Hilts.

»Das haben Rabbiner so an sich. Eine schlechte Angewohnheit, aber nützlich.« Vergadora bedachte sie wieder einmal mit einem gewinnenden Lächeln. »Es verschafft einem alten Mann Zeit zum Nachdenken. Ich bin nicht mehr ganz so flink im Kopf wie so junge Leute wie Sie.«

»Von wegen.«

»Das Wappen?« Finn ließ nicht locker.

»Drei Hände, die Mondsicheln halten, drei Palmen und ein sich bäumender Löwe. Daran war für jemanden mit Pedrazzis beschränktem Horizont nichts speziell Hebräisches, sieht man einmal davon ab, dass das Herzogtum Lorro, das sich um den Olivenhain vor meiner Haustür erstreckt, einmal meiner Familie gehörte und der ursprüngliche Inhaber des Titels der Duca di Levi Vergadora Ibn Lorro war, der dieses Le-

hen im 12. Jahrhundert von den lombardischen Königen verliehen bekommen hatte. Hätte Pedrazzi ordentlich recherchiert, wäre ihm aufgefallen, dass Mondsicheln, Palmen und offene Hände in der Heraldik Hinweise auf den jüdischen Glauben sind. Ich war der letzte Herzog von Lorro; nicht dass zu diesem Zeitpunkt ein italienischer Adelstitel noch etwas bedeutete, denn 1938 hatte Mussolini beschlossen, es Hitler gleichzutun, woraufhin Juden in diesem Land eine Weile unerwünscht waren. Ich lebte damals nicht mehr in Italien, aber mir wurden in Abwesenheit Titel, Haus und Ländereien aberkannt und Pedrazzi vom Duce persönlich zugesprochen. Pedrazzi nahm seinen Herzogtitel sehr ernst. Er ließ alles mit dem Wappen versehen.«

»Sie gingen in die Schweiz, nach Lausanne«, flocht Finn ein.

»Und dann nach Amerika. Nach dem Krieg. Später nach Kanada und dann eine Weile nach Israel. Aber ich bin ebenso sehr Italiener wie Jude, und ich bekam Heimweh. Ich hörte, dass die Villa zum Verkauf stand, und erwarb wieder, was mir einmal gehört hatte. Pedrazzi hatte sie nach sich benannt, aber das habe ich rückgängig gemacht.«

»Der Ewige Jude ist endlich heimgekehrt«, sagte Hiltz und grinste.

»So in etwa.« Vergadora nickte. Er trank seinen Kaffee aus und stellte die Tasse auf das Tablett. Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück, kramte eine alte Bruyère-Pfeife aus der Tasche und zündete sie mit einem Streichholz an, das er an seinem Daumennagel anriss. Der alte Mann paffte, und die Pfeife gurgelte geräuschvoll. Er sah mehr denn je wie Tolkien aus. »So«, sagte er, sobald aus der Pfeife Wölkchen aromatischen Rauchs an die nikotinverfärbte Decke stiegen. »Sie schienen überrascht, mein Familienwappen auf dem Kamin zu sehen, folglich ist das nicht der Grund Ihres Kommens. Nachdem Sie Amerikaner sind und vor Kurzem in der Libyschen Wüste waren, kann ich eigentlich nur annehmen, dass Sie an der sogenannten archäologischen Expedition dieses Blödmanns Adamson teilgenommen haben, über die in den Medien vor einiger Zeit so ausführlich berichtet wurde. Ja?«

»Inwiefern sogenannt?«, fragte Finn.

»Rolf Adamson hat die etwas dürftige archäologische Qualifikation eines Mannes, der in seinem Garten eine Senkgrube aushebt.«

»Wie ich sehe, sind Sie niemand, der mit seiner Meinung hinter dem Berg hält«, bemerkte Hilts lachend.

»Die Archäologie ist eine ernste Angelegenheit, junger Mann.« Vergadora unterstrich seine Feststellung mit einer Bewegung der Hand, in der er seine Pfeife hielt. »Wie hat einmal jemand so schön gesagt? Die Blaupause der Vergangenheit dient oft als Straßenkarte für die Zukunft.«

»Wie soll man wissen, wohin man unterwegs ist, wenn man nicht weiß, wo man war?«, sagte Hilts.

Jetzt war es an dem alten Herrn zu lachen.

»Wer die Vergangenheit vergisst, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.«

»Wie wär's damit: »Archäologie ist die Suche nach Fakten ... nicht nach der Wahrheit. Wenn Sie an der Wahrheit interessiert sind, Dr. Tyrees Philosophieseminar findet ein Stück den Gang runter statt«, zitierte Hilts.

»Jetzt machen Sie sich über mich lustig.« Vergadora verschluckte sich fast vor Lachen.

»Jetzt sind sie beide verrückt geworden«, sagte Finn. Sie holte das alte Zigarettenetui aus der Tasche und schob es dem weißhaarigen Herrn über den Tisch zu. Er betrachtete kurz das Bild der Frau auf dem Deckel, dann klappte er das Etui auf. Pedrazzis Taschentuch war mittlerweile durch eine Watteeinlage aus der Drogerie ersetzt worden. Vergadora sah auf das glänzende Medaillon, dann drehte er es vorsichtig um und betrachtete die Rückseite.

»Das ist der Grund, warum wir nach Venosa gekommen sind«, sagte Finn.

»Du liebe Güte«, murmelte der alte Mann.

»Wie bitte?«

»Der junge Luciferus Africanus und seine sagenumwobene Legion.«

»Sagenumwoben?«

»Es gibt sehr wenige konkrete Hinweise, dass er jemals existiert hat, von seiner Legion erst gar nicht zu reden. Beim Fall Roms ging leider auch sein gesamter bürokratischer Apparat zugrunde. Es gibt hier und

da vereinzelte Hinweise, aber nicht viel mehr als vage Andeutungen. Er war zur Zeit Jesu als Legionär in Judäa, so viel ist bekannt. Einige glauben, er war der römische Soldat, der Jesu Grab bewachte und Zeuge der Auferstehung wurde. Andere sehen in ihm die Vorlage für Lloyd C. Douglas' Roman *Das Gewand*. Er soll auch derjenige sein, der die Verlorene Legion in die Wüste führte, und Almásy dachte, auf ihn gingen die Legenden über die blonden, blauäugigen Männer zurück, die die Wächter von Zerzura waren.«

»Anders ausgedrückt, er hat eine Identität nach Belieben.«

»Mehr oder weniger, ja.« Vergadora blickte wieder auf das Medailon. »Allerdings dürfte ihn das hier dem Reich der Mythen und Legenden entreißen ... wenn es echt ist.«

»Wie lässt sich feststellen, ob das Medaillon echt ist?«, fragte Hilts.

»Schwer«, antwortete der alte Mann achselzuckend. »Gold ist äußerst schwer exakt zu datieren. Wenn man Goldgegenstände aus der entsprechenden Epoche einschmilzt und Prägeverfahren aus dieser Zeit anwendet, lässt sich so ein Objekt relativ einfach fälschen.«

»Pedrazzi hatte es bei sich, als wir seine Leiche fanden.«

»So viel also zu seiner Herkunft«, schnaubte der alte Mann. »Wenn es jemals jemanden gab, gegen den man zu Recht den Vorwurf wissenschaftlicher Fälschung erheben könnte, dann gegen ihn.« Er schüttelte den Kopf. »Dazu kommen dann noch die anderen Legenden.«

»Was meinen Sie damit?«

»Die Legenden von den Luziferianern und dem Buch Luzifer.«

»Die Luziferianer?«, fragte Finn.

»Hört sich irgendwie teuflisch an«, sagte Hilts.

»Bitte«, seufzte Finn und warf ihm einen Blick zu.

»Die Luziferianer spalteten sich gegen Ende des vierten Jahrhunderts von der katholischen Kirche ab. Sie hingen der Lehre eines gewissen Luciferus Calaritanus an, der Bischof in Sardinien war. Luciferus war ein Anhänger von Arius, eines damals enorm einflussreichen Theologen, der die Ansicht vertrat, Jesus sei kein Teil der Gottheit, sondern nur eine sterbliche Manifestation von ihr. Einige Leute, unter ihnen Pedrazzi, dachten, Luciferus Africanus sei der Namens-

vetter des Bischofs Luciferus Calaritanus gewesen. Da spielt eine Menge Freimaurergedankengut und Tempelritterschwachsinn herein, den Pedrazzi selbstverständlich begierig aufgesogen hat, weil vieles davon als mythische Grundlage des Nationalsozialismus herhalten musste. Dieser ganze Mist mit Beowulf und Wagner und dem Übermensch. Ihr Freund Pedrazzi glaubte sogar, es bestehe eine Verbindung zwischen dem Häretiker Arius und dem Rassenbegriff ›arisch‹, den Wirmköpfe wie dieser Franzose, der Conte de Gobineau, und sein englischer Freund Houston Stewart Chamberlain erfunden haben.«

»Von keinem je gehört«, sagte Hilts.

»Hitler schon. Ihm diente Gobineaus *Essay über die Ungleichheit der Menschenrassen* als Vorlage für *Mein Kampf* und die Endlösung. Unter anderem findet man darin auch bereits die Grundidee zu den Konzentrationslagern. Mögen die Franzosen auch die Idee von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erfunden haben, war es bedauerlicherweise auch ein Franzose und keineswegs ein Deutscher, der den Nationalsozialismus erfunden hat. Chamberlain war einer seiner Gefolgsleute. Er stellte die amüsante Theorie auf, dass Jesus irgendwie kein Jude war. Hitler nannte seinen guten Freund Herrn Chamberlain den Propheten des Reichs.«

»Der Ahnvater der Lehre von der Überlegenheit der weißen Rasse«, sagte Finn.

Der alte Mann nickte. »Ja.«

»Was wissen Sie über den Mann, der Pedrazzi begleitete, als er verschwand?«, fragte Hilts. »DeVaux.«

»Noch ein Franzose. Studium an der École Biblique in Jerusalem. Privatsekretär Kardinal Magliones, als dieser päpstlicher Nuntius in Frankreich war. Blieb ihm auch im weiteren Verlauf seiner Karriere eng verbunden, sowohl während seiner Zeit als vatikanischer Außenminister unter Pacelli, Papst Pius XII. und interessanterweise auch, als er Großkanzler des Päpstlichen Instituts für christliche Archäologie war.«

»Was genau bedeutet das?«, fragte Finn.

»DeVaux war sehr intensiv mit allen archäologischen Angelegenheiten innerhalb der Kirche befasst. Es ist hinreichend bekannt, dass da-

mals bestimmte Elemente im Vatikan nach archäologischen Rechtfertigungen für einige der Dinge suchten, die Hitler und Mussolini propagierten. Die Heilige Lanze, die Bundeslade, Thule und Atlantis. Zugleich ging zur damaligen Zeit die Angst vor der Gründung eines jüdischen Staates in Palästina um. DeVaux und viele andere Franziskaner fürchteten, mit ihrer Vorherrschaft über das Gelobte Land wäre es vorbei, wenn es dazu käme.« Der alte Mann lächelte mit dem Pfeifenstiel zwischen den Lippen. »Und um es erst richtig interessant zu machen, waren DeVaux' Chef Maglione, DeVaux selbst und Pedrazzi allesamt hochrangige Mitglieder des Malteserordens.«

»Und was ist das jetzt wieder für ein Verein?«, fragte Hilts.

»Sie haben doch sicher den *Paten* gesehen?«

»Klar.«

»Unser filmbegeisterter, gemeinsamer Bekannter im *municipio* von Venosa kann aus allen drei Folgen ausgiebig zitieren. Erinnern Sie sich vielleicht noch, wie Al Pacino im letzten Teil einen Orden verliehen bekommt?«

»Vage.«

»Es ist das Kreuz des heiligen Sebastian. Er wird zum Malteserritter ernannt. Das sagt doch einiges, möchte ich meinen.«

»Ist das so etwas wie die Templer?«, fragte Finn.

»Sie *sind* die Templer. Ursprünglich gab es zwei Ordenszweige – den Spitalorden, der für die Krankenpflege zuständig und schwarz gekleidet war, und den Ritterorden, der in Anlehnung an die Zisterzienser Weiß trug.«

Hilts sah den alten Herrn schmunzelnd an. »Sind wir jetzt bei Dan Brown angelangt, *Sakrileg – Da Vinci Code*, dieser ganze Kram?«

»Ich fürchte, ja«, sagte Vergadora und nickte. »Aber mit diesen Männern ist keineswegs zu spaßen. In jüngster Vergangenheit hat die Bruderschaft des heiligen Sebastian ihre paramilitärischen Wurzeln wiederentdeckt. Sie sind religiöse Fanatiker, so gründlich ausgebildet wie US-Marines und zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtet. Sie haben sogar eine eigene Website: www.Christiansoldiers.org. Diese Leute darf man nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

»Das hört sich an, als könnten sie Freunde von Rolf Adamson sein«, bemerkte Hilts.

»Jedenfalls teilen sie die gleichen philosophischen Grundanschauungen«, sagte Vergadora. »Womit wir, fürchte ich, zum letzten Stück Legendenbildung kämen, das sich um Ihren Legionär Luciferus Africanus rankt.« Vergadora streckte die Hand nach dem Medaillon aus und berührte es. »Kennen Sie die Geschichte von den Siebenschläfern?«

»Nie davon gehört«, sagte Hilts. Finn schüttelte nur den Kopf.

»Auf sie geht zweifellos die amerikanische Legende von Rip van Winkle zurück. Gregor von Tours beschäftigte sich im sechsten Jahrhundert damit, aber sie war schon davor allgemein bekannt. Es gibt verschiedene Versionen der Geschichte, aber in ihren Grundzügen geht sie folgendermaßen: Zur Zeit des römischen Kaisers Decius weigerten sich sieben Jugendliche, sich seinem Erlass zu beugen und ihrem Glauben an die Auferstehung abzuschwören. Sie wurden in einer Höhle eingemauert, starben aber nicht. Stattdessen schliefen sie zwei Jahrhunderte lang und wachten schließlich auf, um zu zeigen, dass die Auferstehung des Fleisches möglich ist, und fielen dann erneut bis zur Ankunft des Messias in einen tiefen Schlaf. Sie schlafen dort immer noch, diese sieben Krieger, in einer Höhle voller unermesslicher Schätze, irgendwo am anderen Ende des Westlichen Meeres.«

»Am anderen Ende des Westlichen Meeres?«, wiederholte Hilts.

»In den USA?« Finn machte ein ungläubiges Gesicht.

»Ganz genau.« Der alte Mann nickte.

»Eine Schatzhöhle in den Vereinigten Staaten – jetzt sind wir endgültig bei Adamson angekommen.«

»Und bei seinem Großvater, Reverend Schuyler Grand.«

»Sie haben von ihm gehört?« Hilts schien überrascht.

»Junger Mann«, sagte Vergadora freundlich, »wenn Sie lang genug leben, lässt zwar Ihr Gehör mehr und mehr nach, aber zugleich vernehmen Sie auch so einiges.«

Finn schmunzelte über den kleinen Witz, musste aber unwillkürlich an Arthur Simpson in ihrem Hotelzimmer denken und an seine War-

nung vor Senator Jimmy ›Sword of the Lord‹ Judd und seiner Tenth Crusade-Miliz.

Hilts stand auf. »Der Kaffee ist wohl einfach durch mich durchgelaufen. Dürfte ich mal Ihre Toilette benutzen?«

»Selbstverständlich. Sie ist neben der Küche, wenn Sie den Flur hinuntergehen.« Er stand auf. »Ich zeige sie Ihnen.«

»Ich finde mich auch allein zurecht«, sagte Hilts. »Machen Sie sich keine Umstände.« Er verließ das Zimmer.

Finn sah auf das glänzende Medaillon, das vor ihr auf dem Tisch lag. Die Zusammenhänge wurden beängstigend offensichtlich, doch die dahinterstehende Absicht blieb unklar. Welches Ziel verfolgte Rolf Adamson wirklich und wie weit würde er gehen, um es zu erreichen?

»Welchen Grund könnte dieser DeVaux gehabt haben, Pedrazzi aus dem Weg zu räumen?«, fragte Finn.

»Ihn zum Schweigen zu bringen, nehme ich mal an«, murmelte Vergadora. »Er verfolgte eindeutig andere Ziele als er selbst.«

»Würde mich mal interessieren, ob er lebend aus der Wüste gekommen ist«, sagte Finn. »Das Flugzeug war jedenfalls zu nichts mehr zu gebrauchen.«

»Vielleicht lag es von Anfang an in seiner Absicht, dass Pedrazzi so ums Leben käme.« Der alte Mann zündete die Pfeife wieder an und sah Finn durch den gemächlich daraus aufsteigenden Rauch an. »Vielleicht hatte er ein anderes Transportmittel zur Verfügung.«

In diesem Moment kam Hilts zurück.

»Möglicherweise«, sagte er und setzte sich. »Mit dem richtigen Fahrzeug und genügend Wasser dürfte das für jemanden, der sich in der Wüste auskannte, nicht allzu schwierig gewesen sein.«

»DeVaux hat zwischen den Weltkriegen Almásy auf einer Tour begleitet, und er nahm an mehreren von Bagnolds Expeditionen teil.«

»Wer war gleich wieder Bagnold?«, fragte Finn.

»Der Mann, der die Long Range Desert Group aufbaute – die Männer in der Höhle mit den Skorpionen.«

»Ganz richtig«, sagte Vergadora. »DeVaux und Bagnold waren zusammen in Cambridge. Dort haben sie sich kennengelernt.«

Cambridge, dachte Finn. Arthur Simpson, ihr Vater, DeVaux und dieser Bagnold. Das war, was diese Männer verband. Gab es noch andere Gemeinsamkeiten? Ihr kam etwas anderes in den Sinn, was allerdings so gar nichts mit der Cambridge University zu tun hatte.

»Stammte Lucio Pedrazzi aus Venosa?«

»Das ist eine ausgesprochen interessante Frage«, sagte Vergadora. »Die Antwort lautet allerdings nein. Pedrazzis Vorfahren waren *burocrates* in der Gemeinde Pontecorvo, südlich von Rom, bis Napoleon sie auf die Straße setzte.«

»Warum ist er dann hierhergekommen? Gab es da etwas zwischen Ihren Familien?«

»Nicht, dass ich wüsste. Ich weiß nur, dass er sich für die jüdischen Katakomben hier interessierte.«

»Und DeVaux?«

»Die Inschriften in der Benediktinerabtei waren sein Spezialgebiet. Die Abtei und die Dreifaltigkeitskirche wurden auf den Ruinen der Katakomben errichtet.« Der alte Mann verzog das Gesicht. »Bedauerlicherweise benötigt man für ihre Besichtigung eine Genehmigung des Vatikans. Es heißt zwar, man braucht sie nur beim Kustos in Rom zu beantragen, aber anscheinend ist der gute Mann nie erreichbar. So ist es schon, solange ich zurückdenken kann.«

»Könnte Luciferus Africanus dort begraben sein?«

»Nur, wenn er Jude war – was ich jedoch bezweifle. Der Legat oder Tribun einer römischen Legion kam normalerweise aus der Senatorenschicht, die nicht gerade dafür bekannt war, koscher zu leben.«

»Langsam brummt mir der Schädel«, sagte Finn. »Das sind einfach zu viele Informationen auf einmal.« Zusätzlich spürte sie ein wachsendes Misstrauen Vergadora gegenüber, von der qualmenden Pfeife des alten Professors erst gar nicht zu reden.

»Ein Versuch, sich Zutritt zu den Katakomben zu verschaffen, hätte also keinen Sinn?«, sagte Hiltz ohne Rücksicht auf Finns Bemerkung. »Wollen Sie das damit sagen?«

»Absolut keinen«, antwortete der alte Mann. »Es sei denn, Sie verfügen über gewisse Kenntnisse des Altgriechischen, des Lateinischen

und, im Fall der einen oder anderen Inschrift, des Aramäischen. Der Einzige, der sich diesbezüglich auskannte, war ein alter Herr namens Müller, einer meiner Lehrer. Sogar DeVaux hat nur an der Oberfläche gekratzt – zumindest, wie ich die Sache sehe.«

»Dann kommen wir also nicht mehr weiter«, sagte Finn. Sie wollte nur noch weg von hier, um endlich über alles nachdenken zu können, was in den letzten paar Tagen passiert war.

»Möglicherweise«, sagte Vergadora. »Aber das hängt natürlich davon ab, was Sie eigentlich bezwecken.«

»Vordergründig wollen wir herausfinden, warum alle so brennend an diesem Luciferus Africanus interessiert sind.« Hilts stand auf, ging zum Tisch, nahm das alte Metalletui und ließ es über dem Medailon zuschnappen. »Und zwar so brennend, dass sie vor fünfundsechzig Jahren und auch heute nicht vor einem Mord zurückschrecken.« Er reichte das Etui Finn, die es in ihre Jackentasche steckte.

Vergadora blickte von der anderen Seite des Tisches über seine Brille hinweg zu ihnen hoch und nahm die Pfeife aus dem Mund. Er steckte einen nikotingelben Daumen in ihren Kopf und drückte den Stopfen aus Asche und Tabak nieder.

»Wenn Sie meine Meinung hören wollen, würde ich die Suche aufgeben, bevor es Ihnen wie Pedrazzi ergeht und Ihnen Ihre Neugier ebenso zum Verhängnis wird«, warnte der weißhaarige alte Herr. Jetzt schwang in seiner Stimme etwas anderes mit als der lebenswürdige Ton eines Professors im Ruhestand. Die Warnung hörte sich eher wie eine Drohung an, hinter der etwas Finsteres und Gefährliches stand. »Alte Geheimnisse sind wie alte Wunden; sie eitern.«

»Wie lang haben Sie für den Mossad gearbeitet?«, fragte Hilts rundheraus.

»Sie meinen *Hamossad Le'mode'in U'le'tafkidim Meyuchadim*, das Zentralinstitut für Koordination? Den israelischen Geheimdienst?« Der alte Mann lächelte. »Glauben Sie mir, junger Mann, ich bin wirklich nicht mehr als ein emeritierter Universitätsprofessor.«

»Aber sicher«, sagte Hilts. Er wandte sich Finn zu. »Wir sollten jetzt besser gehen.«

Finn stand auf.

»Danke für Ihre Hilfe, Signore.« Sie streckte ihre Hand aus.

Vergadora stand ebenfalls auf. Er schüttelte ihr die Hand. Sein Händedruck war kräftig und fest. »Sie bewegen sich da auf gefährlichem Terrain«, sagte er. »Es wäre bedauerlich, wenn Sie in einer Schlacht zu Schaden kämen, die zu schlagen nicht Ihre Sache ist.«

»Vielleicht haben Sie recht«, antwortete Finn. Der alte Mann machte einen aufrichtigen Eindruck, und doch schwang ein bedrohlicher Unterton in seiner Stimme mit.

Er begleitete sie zur Tür und sah ihnen nach, als sie in ihr Mietauto stiegen und auf der langen Einfahrt wegfuhr, die zwischen zwei Reihen Pappeln durch den alten Olivenhain führte. Dann drehte er sich um und ging in das Haus zurück.

19

Und was machst du dir für einen Reim auf das alles?«, fragte Hilt, als sie sich von der Villa Ebreo Errante entfernten.

»Ich weiß noch nicht recht«, sagte Finn. An der Einmündung von Vergadoras Einfahrt in die Straße schaltete sie herunter. »Das habe ich vorhin übrigens ernst gemeint – ich habe von diesem ganzen Gerede tatsächlich Kopfschmerzen gekriegt.«

»Eine Menge davon war auch genau das, Gerede«, brummte Hilt. Er tippte mit den Fingern wütend auf das Armaturenbrett. »Der Alte hat seine Sache wirklich gut gemacht. Das muss man ihm lassen.«

»Was hat er gut gemacht?«

»Uns aufs Glatteis zu führen. Dieser ganze Mist über Pedrazzi. Er ist im Bilde, was Adamson vorhat. Vergiss mal die Vergangenheit.«

»Was sollte eigentlich diese Frage, ob er für den israelischen Geheim-

dienst arbeitet? War das nicht etwas arg weit hergeholt – bloß weil er Jude ist?»

»Das hat nichts damit zu tun, dass er Jude ist. Es hat damit zu tun, wie viel er weiß – und vor allem auch, wie gut er Bescheid weiß. Ganz zu schweigen davon, dass es nicht allzu viele Leute gibt, die den ursprünglichen Namen des Mossad kennen. Seit den Fünfzigerjahren nennt ihn kein Mensch mehr Zentralinstitut für Koordination. Ein emeritierter Geschichtsprofessor, der so viel über den gegenwärtigen Zustand der Geheimdienste weiß, ist mehr als nur ein emeritierter Geschichtsprofessor. Ich bin sicher, er ist mindestens ein *sayan*, wenn nicht sogar wesentlich mehr.«

»Was ist das?»

»Die *sayanim* sind Israels ›Schläfer‹, über die ganze Welt und alle Lebensbereiche verteilt, darauf eingestellt, ohne Vorankündigung an einer Operation mitzuwirken. Er passt perfekt ins Bild.« Hilts schüttelte den Kopf. »Sogar sein eigenes Frühwarnsystem hat er – in Gestalt seines Freundes Al Pacino im Rathaus.«

»Aus welchem Grund könnte er uns gewarnt haben, die Finger von der Sache zu lassen?«, fragte Finn. »Er sitzt doch nicht jahrelang in seiner Villa rum, um auf uns zu warten.«

»Er wartet ja auch nicht nur auf uns«, sagte Hilts, »sondern auf jeden, der vorbeikommt und sich für Pedrazzi und diese ganze Geschichte interessiert.«

»Aber warum?« Finn gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. »Das ist doch alles längst passé. Wen interessiert schon groß ein Mann, der vor zweitausend Jahren eine Legion befehligt hat?«

»Das maßgebliche Datum liegt zweitausend Jahre zurück. Der Großteil der westlichen Welt, insbesondere die USA, stellen ihre Uhr nach dieser speziellen Zeitrechnung. Die katholische Kirche ist darauf gegründet.«

»Klar«, sagte Finn und lachte. Vor ihnen tauchte ein alter Traktor mit einem Anhänger voll Mist auf, und sie musste vom Gas gehen. »Ein alter jüdischer Rabbi, der für den Vatikan arbeitet.«

»Versuch doch mal, alles im Zusammenhang zu sehen«, sagte Hilts.

»In Kairo will man uns umbringen. Ein Mönch aus Jerusalem fängt an herumzuzschnüffeln. Adamson und seine Freunde führen in der Wüste etwas im Schilde, was nicht ganz kosher ist, wie Vergadora es ausdrücken würde. Wir laufen jemandem über den Weg, der sich an einem Ort verkrochen hat, der sowohl historisch als auch aktuell mit diesen rätselhaften Machenschaften in Zusammenhang steht. Ein Jude, der nur darauf wartet, dass jemand bei ihm vorbeikommt und die Zauberworte Luciferus Africanus ausspricht. Ein Mann mit eigenen Geheimnissen.«

»Was sollen das für Geheimnisse sein?«

»Ich bin doch mal kurz raus, um auf die Toilette zu gehen, weißt du noch?«

»Ja, klar.«

»In der Zeit habe ich mich im Haus umgesehen.«

»Und?«

»Warum steht im Adressbuch eines alten Rabbi, der offensichtlich so gar nichts für unseren Spezialfreund Bruder DeVaux übrig hat, die Telefonnummer eines anderen Franziskanermönchs?«

»Stand auch eine Adresse dabei?«, fragte Finn. Sie hatten den Kreisverkehr für die *autostrada* erreicht und konnten entweder in Richtung Westen nach Rom fahren oder Richtung Norden nach Mailand.

»Ja, Lausanne in der Schweiz. Das Kloster St. François. Wo Vergadora mit Signore Olivetti die Kriegsjahre verbracht hat, wie du dich vielleicht noch erinnern kannst.«

Finn nahm die Autostrada nach Norden.

20

Immer noch in voller Kleidung lag Finn Ryan auf dem Bett ihres Hotelzimmers und lauschte den Geräuschen der schlafenden Stadt. Sie und Hiltz waren von Venosa bis Mailand durchgefahren und hatten nur einmal eine kurze Pause eingelegt, um auf einer Raststätte eine Kleinigkeit zu essen. Knapp acht Stunden waren sie unterwegs gewesen, und dann hatten sie noch einmal anderthalb Stunden damit zugebracht, sich in der zweitausend Jahre alten Metropole gründlich zu verfahren und den Leihwagen schließlich in, wie es schien, der letzten freien Parklücke abzustellen, um sich zu Fuß auf die Suche nach einem relativ preisgünstigen Hotel zu machen, in dem sie ohne Reservierung und fast ohne Gepäck zwei Zimmer bekamen.

Die Zimmer entpuppten sich als winzig, lagen direkt unter dem Dach und gingen auf die staubige Straße hinaus statt auf den Hof des Hotels mit dem renovierten Restaurant und dem neu angelegten Garten. Beide waren zu müde, um noch etwas zu essen, weshalb sie sich eine gute Nacht wünschten und sich auf ihre Zimmer zurückzogen. Aber jetzt konnte Finn nicht schlafen. Sie wurde von Sorgen geplagt, und sogar die warme Nachtluft schien aufgeladen mit bösen Vorahnungen. Sie hätte gern ein heißes Bad genommen, aber sich auszuziehen und in die wohlige Wärme des Wassers gleiten zu lassen, hätte sie irgendwie zu verletzlich gemacht. Szenen aus alten Hitchcock-Filmen schwirrten durch ihren Kopf wie summende Bienen.

Durch das offene Fenster konnte Finn ferne Verkehrsgeräusche hören, und vom harten Kopfsteinpflaster der Straße unter ihr hallten das Klacken hochhackiger Schuhe und schrilles Frauengelächter hoch. Jemand machte eine Bemerkung, und die Frau lachte wieder, während ihr männlicher Begleiter ein spöttisch prustendes Geräusch von sich

gab. Plötzlich zuckte Finn zusammen. Das gedämpfte Pfeifen eines Zugs drang durch die Nacht; Mailands klotzig monumentaler Hauptbahnhof, ein steingewordener Albtraum Mussolinis, lag nur wenige Straßen vom Hotel entfernt. Mit seiner Gigantomanie in weißem Granit war er augenfälliger Beweis für die Redensart, dass der Duce zumindest für pünktlich abfahrende Züge in Italien verantwortlich war, wenn er auch sonst schon nichts bewirken konnte.

Mailand war eine kleinere und erheblich heruntergekommenere Version von Paris, aber wie in der französischen Hauptstadt gab es so gut wie keine Wolkenkratzer. An Gebäuden, die ständig renoviert zu werden schienen, wucherten Gerüste wie Dauerskelette. Hier war in den Dreißigerjahren der Faschismus entstanden und hier fand er mit dem kopfüber aufgehängten Benito Mussolini an einer Esso-Tankstelle am Piazzale Loreto auch sein Ende. Und so man sich im Besitz einer Eintrittskarte befand, kam man in dieser Stadt für etwa zwei Euro pro Minute in den Genuss des Anblicks von Leonardos und Dan Browns *Abendmahl*. Es war die Heimat der elegantesten italienischen Mode, der radikalsten italienischen Politik und der bestausgerüsteten Bereitschaftspolizei der Welt. Sein *duomo* war die drittgrößte Kirche der Christenheit, aber die wahre Religion der Stadt war der Fußball, übertroffen nur vom Streben nach Geld. Mailand war viel zu hektisch und dreist, um Charme zu haben, und die riesigen Slums und der erstickende Smog waren auch nicht unbedingt das, was sich der durchschnittliche *New York Times*-Leser vorstellte, wenn er von einem Urlaub in der Toskana träumte.

Finn zuckte heftig zusammen, als die Tür aufflog und Hilts hereinspratzte. Sein Hemd war bis zum Bauch aufgeknöpft, sein Haar wild zerzaust, seine Augen vor Aufregung weit aufgerissen.

»Mach den Fernseher an!«

»Wieso, was ist?«

»Mach schon endlich die verdammte Glotze an!«

Finn nahm die Fernbedienung vom Nachttisch und drückte auf die Standby-Taste. Der Bildschirm des großen Röhrengeräts auf der Kommode am Fußende des Betts switchte auf CNN, den Sender, den sie als

Letztes geschaut hatte, bevor sie zu schlafen versucht hatte. Sie zeigten eine Wetterkarte von Osteuropa. In Prag regnete es.

»Nicht den! Schalt weiter!«, zischte Hiltz. Er kam ins Zimmer und schloss die Tür. Finn tat, was er sagte, und zappte durch die Sender.

»Da!«, sagte er. »Lass!«

Es kam in den Lokalnachrichten auf Kanal sechs, Telelombardia. Eine gut gekleidete dunkelhaarige Frau verlas mit ernster Miene eine Meldung. Sie stand inmitten einer futuristisch anmutenden Kulisse, die aus verchromten Gerüstteilen gebaut schien. Dann wurde ein altes Schwarz-Weiß-Foto von zwei Männern mittleren Alters eingeblendet, von denen einer Finn vage bekannt vorkam.

»Stell lauter! Was sagen sie?«, drängte Hiltz.

»Beruhig dich erst mal, dann sage ich es dir.« Finn stellte das Gerät mit der Fernbedienung lauter. Sie hörte zu. Die Nachrichtensprecherin fuhr mit ihrer Meldung fort. Finn übersetzte für Hiltz und schlüpfte bereits in ihre Joggingsschuhe, während sie weiter gebannt auf den Bildschirm blickte.

»Vergadora, hier zu sehen mit seinem Freund Adriano Olivetti, war ein bekannter und renommierter Historiker, der in wissenschaftlichen Kreisen hohes Ansehen genoss. Seine Ermordung durch, wie es heißt, Mitglieder der Terrorvereinigung Third Position kam völlig unerwartet für die Bewohner der süditalienischen Stadt Venosa, in deren Nähe er sich niedergelassen hatte.«

Auf dem Bildschirm erschien eine idyllische Hügellandschaft aus dem Archiv des Senders, dann weitere Bilder von der Stadt selbst und schließlich eine aktuelle Aufnahme der mit Scheinwerfern beleuchteten Villa unter den Pappeln, vor der sich ein massives Polizeiaufgebot daranmachte, im Schein der hektisch zuckenden Blaulichter ihrer Einsatzfahrzeuge den Tatort abzusperren. Darauf folgten zwei grobkörnige Schwarz-Weiß-Aufnahmen einer über dem Eingang der Villa angebrachten Überwachungskamera, auf denen ganz deutlich Hiltz und Finn zu erkennen waren.

»Diese Bilder zeigen die mutmaßlichen Mörder Rabbi Vergadoras

beim Betreten seiner Villa. Wenig später wurde der Professor in seiner Villa ermordet ...«

»Die Kamera habe ich komplett übersehen«, sagte Finn, bestürzt über das, was sie sah.

»Sie haben ihn umgebracht«, murmelte Hiltz, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden. »Und jetzt wollen sie es uns in die Schuhe schieben.«

»Sie?«

»Adamson und seine Leute.«

»Du machst wohl Witze!«

»Denkst du etwa, das ist ein Zufall?«

»Dass wir von der Kamera aufgenommen wurden, ist völlig normal«, sagte Finn. »Das Ganze kann nur ein Missverständnis sein. Wir gehen einfach zur Polizei und erklären ihnen alles.«

»Und woher haben sie deiner Meinung nach die Information, dass wir der Third Position angehören?«

»Was ist das überhaupt?«

»Die europäische Version von Al-Qaida. Die wollen uns den Mord anhängen.«

»Es ist nur ein Versehen.«

»Es ist kein Versehen. Vergadora ist tot. Wenn es in den Nachrichten heißt, es war die Third Position, heißt das auch, dass Vergadora eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Diese Leute verwenden bei ihren Anschlägen bevorzugt abgesägte Schrotflinten, die sogenannte Lupa. Das sind nicht irgendwelche harmlosen Pfadfinderspiele, Finn. Hier wird mit harten Bandagen gekämpft. Sie haben es eindeutig darauf angelegt, uns endgültig aus dem Verkehr zu ziehen.«

»Aber warum haben sie Vergadora umgebracht?«

»Weil sie ihn offensichtlich aus dem Weg haben wollten und damit gleichzeitig uns ins Abseits manövrieren können, indem sie den Mord uns anhängen – ab sofort wird nämlich jeder einen weiten Bogen um uns machen. Jetzt gibt es niemanden mehr, den wir noch um Hilfe bitten können.«

»Was sollen wir dann deiner Meinung nach jetzt tun?«

»Auf der Stelle von hier verschwinden. So schnell wie möglich. Wir müssen völlig neu planen.«

»Wenn sie uns auf Video haben, verfügen sie wahrscheinlich auch über eine Beschreibung unseres Autos. Vielleicht haben sie sogar das Kennzeichen.«

»Dann auf zum Bahnhof.«

Wie auf ein Stichwort hin ertönte durchdringendes Sirenengeheul, gefolgt von lautem Reifenquietschen. Finn sprang auf und stürzte ans Fenster. Die dunkle Straße unter ihr war voll gestellt mit blauweißen Alfas der *polizia*. Dahinter kam ein schwarzweißer Van angebraust, aus dem sechs Mann eines Sondereinsatzkommandos sprangen. Sie trugen Tarnanzüge und schwarze Helme und waren mit kompakten Beretta-Maschinenpistolen oder kurzläufigen Benelli-Flinten bewaffnet.

»Die SISDE«, murmelte Hilts, der über Finns Schulter nach draußen spähte. Er packte sie am Handgelenk und zog sie vom Fenster weg.

»Wer ist das?«

Er zog sie zur Tür. »Die italienische Geheimpolizei, komm schon!«

»Meine Klamotten! Meine Sachen!«

»Keine Zeit!«

Sie kam gerade noch dazu, Brieftasche und Armbanduhr vom Nachttisch zu schnappen, bevor Hilts sie in den Flur hinausschob. Der altmodische Käfigaufzug befand sich direkt gegenüber des Hotelzimmers. Schon setzte sich der Mechanismus in Bewegung.

»Da kommen sie!«

Links sah Finn ein beleuchtetes Schild, weiße Schrift auf rotem Grund: ESITO. Ausgang.

»Hier lang!« Sie zog Hilts in die Richtung und stürmte mit ihm durch eine Tür ins Treppenhaus. Sechs Stockwerke unter ihnen ertönten hastige Schritte, begleitet von aufgeregten Rufen.

»*Su! Su!*« Nach oben. Sie saßen in der Falle. Den Lift und die Treppe konnten sie nicht mehr nehmen.

»Vielleicht sollten wir uns stellen.«

»Diese Typen handeln nach dem Motto: erst schießen, dann fragen, und sie haben Maschinenpistolen.«

»Da!« Finn deutete nach oben. »Aufs Dach!« An der Wand war eine Leiter angebracht, die zu einer Klappe in der Decke des Treppenhauses führte. Die hämmernden Schritte unter ihnen kamen näher.

Hilts sprang hoch, griff die unterste Sprosse der Leiter und zog mit aller Kraft daran. Unter einem Regen abblätternder Rostschutzfarbe kam sie quietschend nach unten. Zuerst kletterte Hilts nach oben und mit der Handfläche hieb er gegen die Luke. Er bekam sie auf und zwängte sich durch den Spalt. Gleich darauf erschien er wieder in der Öffnung und streckte Finn die Hand entgegen.

Wenige Sekunden später stand auch sie auf dem Dach des Hotels. Hilts zog die Leiter hoch und ließ die Luke zufallen. Die Nachtluft war heiß und stickig. Es gab weder Mond noch Sterne. Bis auf das Licht, das von der Straße heraufdrang, war die Nacht dunkel.

»Wenn sie merken, dass wir nicht mehr in unseren Zimmern sind, werden sie sicher bald unseren Fluchtweg finden.«

»Und wohin jetzt?«, fragte Finn.

»Hauptsache weg von hier.«

Wie viele alte europäische Städte war auch Mailand ursprünglich von einer Stadtmauer umgeben gewesen, und in dem begrenzten Raum war Platz kostbar. Rasenflächen, Gärten, Einfahrten und Garagen gab es dort einfach nicht. Schon ab dem ersten Jahrhundert hatte es in Rom Mietshäuser gegeben, und Mailand war seinem Beispiel nicht viel später gefolgt. In der Renaissance herrschte zwar nicht mehr solcher Platzmangel, aber alte Gewohnheiten halten sich oft hartnäckig, und so war die Besiedlungsdichte auch außerhalb der alten Stadtmauern extrem hoch. Ein Haus war direkt ans andere gebaut, sodass ganze Häuserblöcke und Viertel zur Straße hin eine durchgehende Fassade hatten, hinter der sich Hinterhöfe oder Lichtschächte befanden, die manchmal miteinander verbunden waren, manchmal nicht.

Das Hotel Caravaggio lag an der Ecke eines solchen Blocks im Brera-Viertel, das einmal als der Montmartre Mailands gegolten hatte, aber

inzwischen längst von den Avantgardekünstlern, Designern und Musikern, die es einst berühmt gemacht hatten, verlassen worden war. Der Häuserblock, in dem das Caravaggio lag, wurde im Norden von der Via Leopoldo Marangoni und im Süden von der Via Antonio Locatelli eingefasst, und an der Rückseite verlief die Via Vittor Pisani.

Bis auf ein Restaurant in einem Bürogebäude, wo ein alter Stall in eine Terrasse umfunktioniert worden war, auf der man im Sommer sitzen konnte, und das Caravaggio mit seinem frisch renovierten Freiluft-Café und dem Garten, befanden sich in der Mitte dieser unregelmäßig geformten Häuseransammlung hauptsächlich unzugängliche Lichtschächte. Fast ohne Ausnahme grenzten die Bauten des gesamten Blocks direkt aneinander, und ihre Flachdächer waren lediglich durch niedrige Mauern voneinander getrennt.

Finn und Hilts huschten über das mit Teerpappe gedeckte Hoteldach nach rechts davon und kletterten auf das Dach des nächsten Gebäudes. Dort gab es nur einen kleinen Betonsteinaufbau, in dem der Antrieb der Aufzuganlage untergebracht war, und ein paar Lichtschächte, aber die einzige Luke war von innen verschlossen.

»Hier oben bieten wir ihnen ein hervorragendes Ziel«, sagte Hilts. »Wir müssen zusehen, dass wir irgendwie nach unten kommen.« Er nahm Finn an der Hand, und gemeinsam rannten sie über das zweite Dach, sprangen über die Abgrenzungsmauer zum dritten und überquerten auch dieses. Hilts steuerte auf einen Lichtschacht zu, aber leider waren sie hier in Europa, wo Feuerleitern die Ausnahme waren und nicht die Regel.

Der Lichtschacht war ein schwarzes Loch, durchsetzt nur von den vereinzelten Lichtrechtecken erhellter Fenster. Finn konnte ganz schwach den müllübersäten Boden des Schachts erkennen. Selbst wenn es einen Weg nach unten gegeben hätte, schien es von dort keinen Weg nach draußen zu geben. Sie wandten sich ab und liefen zum nächsten Gebäude. Dieses war ein ganzes Stockwerk niedriger als das Dach, auf dem sie standen. »Wir müssen springen«, sagte Hilts. Finn nickte nur.

Ohne lange zu überlegen, kletterte sie über den Rand des Dachs, ließ los und landete zirka zwei Meter tiefer auf dem Dach des angrenzen-

den Hauses. Hilts folgte ihr, und sie liefen zur nächsten Trennmauer. Dort blieben sie jedoch abrupt stehen. Zwischen den beiden Häusern war ein Spalt von etwa einem Meter Breite. Finn blickte nach unten. Aus irgendeinem Grund hatte man zwischen diesen zwei Häusern etwas Abstand gelassen, und sie glaubte auch zu wissen, warum. Früher waren die Abwässer wahrscheinlich von der Rückseite des Gebäudes nach vorn zur Straße geleitet worden und in den Rinnstein gelaufen. Nachdem sich eine solche Kanalisationsrinne irgendwann erübrigt hatte, waren spätere Hauseigentümer dazu übergegangen, alle nur erdenklichen Rohre und Leitungen an den Wänden zu verlegen, manche davon modern, wie die dicken Gummistromkabel und die dünnen Telefon- und Kabelfernsehleitungen, manche alt und abgenutzt, wie die Fallrohre und Bleidachrinnen.

»Da kommen wir problemlos rüber«, sagte Hilts.

»Warum klettern wir nicht runter?«, schlug Finn vor. »Sie werden uns jeden Augenblick entdecken.«

»Vielleicht finden wir auf dem nächsten Dach eine offene Luke.« Hilts blickte in den schmalen Zwischenraum zwischen den zwei Häusern hinab. »Und wie stellst du dir das vor? Oder hast du irgendwo eine Leiter gesehen?«

»Wir machen einen Kaminabstieg«, sagte Finn. »Ganz einfach.«

»Einen was?«

»Den Rücken gegen eine Wand gepresst, die Füße, etwa auf Kniehöhe, gegen die andere. Außerdem drückst du zur zusätzlichen Abstützung mit den Händen gegen die gegenüberliegende Wand. Dann abwechselnd einen Fuß tiefer setzen und mit dem Rücken nachrücken. Du gehst gewissermaßen die Wand runter und stützt dich ab, um nicht zu fallen.«

»Bei dir hört sich das an, als hättest du so was schon öfter gemacht.«

»Ziemlich oft sogar. In der Schule war Klettern eins meiner Hobbys. Im Winter habe ich in der Halle trainiert, und im Sommer in der freien Natur. Hat echt Spaß gemacht.«

»Das kann ich mir denken.« Hilts blickte skeptisch in den Spalt zwischen den zwei Gebäuden.

»Ich glaube nicht, dass wir eine andere Wahl haben.«

»Erklär noch mal, wie das geht.«

»Ich zeige es dir.«

Finn setzte sich auf den Rand des Dachs und ließ sich, die Füße fest gegen die gegenüberliegende Wand gepresst, mit dem Rücken nach unten rutschen. Dann beugte sie sich vor und presste die Handflächen an die andere Wand. Jetzt hielt sie nichts mehr als die Spannung in Rücken und Knien. Sie verlagerte ihren Rücken ein Stück und rutschte einen halben Meter nach unten.

»Das ist doch heller Wahnsinn«, brummte Hilts und setzte sich auf die Mauer. Mit angehaltenem Atem nahm er die gleiche Haltung ein wie Finn. Er war kaum im Spalt verschwunden, als der Strahl einer Taschenlampe über das Dach schwenkte. »O Mannomannomann«, hauchte er, als er in den gähnenden Abgrund hinabrutschte, sein Körper gespannt wie eine Feder, die Stirn von dicken Schweißtropfen überzogen. Nur von der Kraft der Verzweiflung gehalten, spreizte er sich gegen die Wände, unter ihm nichts als gähnende Leere. Und so arbeitete er sich Zentimeter um beängstigenden Zentimeter, Meter um beängstigenden Meter langsam immer weiter nach unten.

21

Sie brauchten weniger als drei Minuten, um wieder Boden unter den Füßen zu haben. Hoch über sich konnten sie aufgeregte Rufe und hastige Schritte hören. Hilts ließ sich neben Finn auf den müllübersäten Boden plumpsen und klopfte sich den Schmutz von den Kleidern.

»Wahnsinn. Es hat tatsächlich funktioniert.«

»Natürlich hat es funktioniert«, antwortete Finn pikiert. »Verschwinden wir lieber, bevor sie uns noch entdecken.« Gemeinsam liefen sie zum Ausgang an der Via Antonio Locatelli.

»Uns bleiben vielleicht noch fünf Minuten, bevor sie die ganze Gegend absperren«, sagte Hilts leise.

»Dann mal Beeilung.«

»Ich habe eine bessere Idee.« Hilts deutete auf eine ramponierte alte Vespa Sprint, die ein paar Meter weiter an einer Regenrinne fest gekettet war. Er schaute nach rechts und links. Die schmale Straße war leer. Nur vom Dach drang Stimmengewirr herunter. Hilts ging auf den Motorroller zu, packte das Fallrohr und zog mit aller Kraft daran. Die Rinne löste sich von der Wand und brach mitten durch. Hilts entfernte die Kette vom Lenker der Vespa und warf sie in den Häuserdurchgang. Dann sah er sich den Motorroller an. »Wo ist bei dem blöden Ding die Zündung?«, fragte er gereizt.

Finn schob ihn beiseite und stieg auf den Roller. »Einen Anlasser haben nur die Exportmodelle. Ich hatte in Florenz ein ganzes Jahr lang so eine Kiste. Steig auf.«

Stirnrunzelnd kletterte Hilts auf den Sozius. Finn trat ein paar Mal den Kickstarter durch, worauf der Motor hustend ansprang und laut röhrend zu laufen begann. Sie zog den Choke, trat mit der Ferse gegen den Ständer, drehte am Gasgriff und fuhr los.

Finn bog nach links, fort von der Via Fabio Filzi und den ganzen Polizeifahrzeugen, und dann, ohne sich um die rote Ampel zu kümmern, noch einmal nach links in die Via Vittor Pisani. Sie schwenkten über drei Fahrstreifen und die Straßenbahntrasse in der Mitte. Zwischen aufgebrachten Autofahrern hin und her manövrierend, steuerte Finn die Vespa auf den grauweißen Klotz der *Stazione Centrale* zu, die knapp einen Kilometer vor ihnen in vollem Lichterglanz erstrahlte wie ein Weihnachtsbaum.

Finn drehte den Kopf zur Seite.

»Was soll ich jetzt machen?«, fragte sie.

»Zum Bahnhof fahren.«

»Und dann?«

»Es wird eine Weile dauern, bis sie merken, dass wir ihnen entwischt sind.«

»Werden sie den Bahnhof nicht überwachen?«

»Wahrscheinlich schon. Wir müssen sie einfach irgendwie austricksen.«

»Wie?«

»Ich lasse mir schon was einfallen. Fahr einfach.«

Finn fuhr auf dem breiten, modernen Boulevard, der auf beiden Seiten von Bürogebäuden gesäumt war, nach Norden. Hilts beugte sich auf dem Sitz nach vorn und schrie gegen den Lärm der alten Knatterkiste an.

»Schau mal, ob du eine Drogerie oder Apotheke findest.«

Finn entdeckte das grüne Neonkreuz einer *farmacia* im Erdgeschoss eines Gebäudes. Zwischen zwei geparkten Autos hindurch steuerte sie den Roller über den niedrigen Randstein. Dann nahm sie den Gang heraus, ließ aber den Motor laufen.

»Was willst du besorgen?«

»Ach, alles Mögliche«, sagte Hilts. »Bin gleich wieder zurück.«

Finn blickte nervös hinter sich, während Hilts in die hell erleuchtete Apotheke rannte. Sie hielt nach einem verräterischen Zucken von Blaulichtern Ausschau und lauschte auf das Jaulen nahender Sirenen, doch da war nichts. Trotz später Stunde herrschte noch immer dichter Verkehr, und auf den Gehsteigen wimmelte es von Einheimischen und Touristen. Direkt vor ihr lag der riesige, hell erleuchtete Bahnhof. Sie versuchte ihren rasenden Herzschlag zu beruhigen, aber es ging nicht. Vergadora war tot, und die Polizei suchte nach ihr und Hilts. Das Vernünftigste wäre gewesen, zum nächsten amerikanischen Konsulat zu fahren, aber sie wusste, der Glaube, auf heimischem Terrain wären sie in Sicherheit, war eine Illusion. Es gab konkrete Beweise, dass sie in der Villa des alten Mannes gewesen waren, und das war Grund genug, um sie den italienischen Behörden auszuliefern. Und wenn sie erst einmal in die Mühlen der Bürokratie geraten waren, kämen sie so schnell nicht wieder heraus. Schlimmer noch, wenn Hilts recht hatte, fänden Adamsons mächtige Freunde sie überall, egal, wo sie sich gerade aufhielten. Hilts tauchte mit einer Einkaufsstüte wieder auf. Er stieg hinter ihr auf.

»Und was nun?«, drängte Finn aufgeregt.

»Wir müssen uns ungefähr eine Stunde irgendwo verstecken.«

»Im Kino?« Ein Stück hinter der Apotheke sah sie ein *cinema*. Der Anzeigetafel über dem Eingang zufolge lief gerade eine Franco-Zeffirelli-Retrospektive. An diesem Abend stand *Endlose Liebe* auf dem Programm. Irgendwie fiel es Finn schwer, sich vorzustellen, dass Brooke Shields in irgendjemandes Retrospektive eine Rolle spielen könnte.

»Nein, ein Ort, wo wir ungestört sind.«

»In einem anderen Hotel?«

»Nein. Nachdem gerade unsere Gesichter im Fernsehen zu sehen waren, geht das nicht mehr.« Er blickte sich um. »Glaubst du, in dieser Stadt gibt es so was wie ein Parkhaus?«

»Hier und da.« Finn nickte. Sie entdeckte eins der blauweißen P-Schilder auf der anderen Straßenseite. Eine der leuchtend orangefarbenen Mailänder Straßenbahnen rauschte vorbei und versperrte ihr kurz die Sicht. Dann zeigte sie auf das Schild.

»Fahr da mal rein«, sagte Hilts.

Ganz nach italienischer Manier ignorierte Finn das Verkehrszeichen, das Wenden untersagte, holperte mit dem Motorroller über die Beton-einfassung der Straßenbahntrasse, überquerte die Gegenfahrbahn des Boulevards, als die Ampel auf Rot stand, und fuhr in die Parkhaus-einfahrt. Der Schalter war nicht besetzt, weshalb Finn einfach um die Schranke kurvte. Weil Parkflächen in der alten Stadt extrem rar waren, hatten die Bauherren dieses Bürogebäudes den gesamten Innenhof aufgekauft und darin das fünfstöckige Parkhaus errichtet.

»Wir brauchen einen Lieferwagen«, sagte Hilts. Finn nickte und fuhr weiter die Rampen hinauf. Auf dem Dach des Parkhauses fanden sie, was sie suchten: einen knallgelben Fiat Ducato, auf dessen Seite in roter Schrift Marcello Di Milano stand. Hilts tippte Finn auf die Schulter. Sie hielt neben dem Lieferwagen an und stellte den Motor ab. Auf dem Dach waren noch drei weitere Fahrzeuge, die allesamt Firmenwagen zu sein schienen. Auf die Stellflächen war mit einer Schablone *Riservato* geschrieben. Plätze für Dauerparker, die wahrscheinlich Geschäftsinhaber aus der näheren Umgebung angemietet hatten.

»Und wie sollen wir da jetzt reinkommen?«

Hilts stieg ab und schaute sich um. Neben der Umfassungsmauer des Daches fand er einen faustgroßen Betonbrocken. Damit ging er zum Fahrerfenster des Ducato und schlug die Scheibe ein.

»So«, beantwortete er Finns Frage und fasste durch das zerbrochene Fenster, um die Tür zu öffnen.

»Sehr raffiniert.« Finn stieg von der Vespa, klappte den Ständer nach unten und kletterte hinter Hilts in den Lieferwagen.

»Optimal«, sagte Hilts, nachdem er die Innenbeleuchtung angemacht hatte. Der Lieferwagen war voll mit Kleidern. Eine Seite nahmen Gestelle mit Hosen und Shorts ein, auf der anderen waren Hemden und Krawatten in Klarsichtfolie gestapelt. Hilts kniete nieder und leerte den Inhalt seiner Einkaufstüte auf den Boden: ein Dutzend Fläschchen mit einer schlammigen Substanz, eine Schere, mehrere Brillen, ein Mailand-Führer, verschiedene Toilettenartikel, darunter Zahnpasta, Zahnbürsten und ein Rasierapparat, zwei kleine Rucksäcke und eine Flasche Selbstbräuner.

»Was hast du damit vor?«, fragte Finn.

»Wir können deine Sommersprossen und deine helle Haut nicht verstecken, aber wir können sie abdecken.« Er sah die Plastikfläschchen durch und studierte die Etiketten. »Und wir können uns beide die Haare färben. Du dunkler, ich heller. Was ist dir lieber, haselnussbraun oder zimtfarben?«

Schließlich entschied sie sich für Hazelnut Crunch.

Fünfundvierzig Minuten später, nachdem sie sich die Haare mit Marcellos Pullovern getrocknet hatten, setzten sie sich auf die Vordersitze des Lieferwagens. Finns Pony war jugenhaft gestutzt, ihre Frisur erstrahlte in einem dunklen Kastanienrot. Das Bräunungsmittel hatte ihr Gesicht deutlich dunkler gemacht und den auffälligen Sommersprossenteint übertüncht. Auch Hilts' Haar war geschnitten, und statt aschblond war es jetzt von der Sonne gebleicht. Sie hatten modisch zerknitterte Cargo-Jeans und bunte Hemden an, Finn ein grünes, Hilts ein leuchtend rotes. Die billigen Rucksäcke waren mit Kleidern zum Wechseln und Toilettenartikeln gepackt. Beide trugen Brillen, die von Finn groß und rund, die von Hilts mit einem Pilotenbrillengestell.

»Wir machen jetzt Folgendes«, sagte Hilts. »Nichts von dem, was sie erwarten, werden wir tun. Sie rechnen mit einem Paar, wir treten einzeln auf. Sie halten nach Amerikanern Ausschau, wir geben uns als was anderes aus. Welche Sprachen sprichst du außer Englisch?«

»Relativ gut Italienisch, mexikanisches Spanisch. Schulfranzösisch.«

»Wie gut ist dein Französisch?«

»Wie gut eben Schulfranzösisch ist.«

»Kanadierin.«

»Was?«

»Das ist, was du ab sofort bist, eine kanadische Studentin. Französischsprachig, aus Montreal. Du heißt ... was haben kanadische Mädchen für Namen?«

»Céline Dion. Alanis Morissette.«

»Sehr gut. Du heißt Céline Morissette und sprichst kein Wort Italienisch. Wenn es ganz schlimm wird, fängst du an, zu heulen und auf Französisch rumzujammern.«

»Wenn was ganz schlimm wird?«

»Wenn sie dich fassen.«

»Und du?«

»*Du er så grim at du gør blinde børn bange.*«

»Was soll das denn heißen?«

»Es ist Dänisch und bedeutet: »Du bist so hässlich, dass blinde Kinder Angst vor dir kriegen.««

»Ich wusste gar nicht, dass du Dänisch sprichst.«

Hilts lächelte, beugte sich vor und küsste Finn auf die frisch gebräunte Wange.

»Es gibt einiges, was du nicht über mich weißt. Und das mit den blinden Kindern war natürlich ernst gemeint.«

Finn betrat den Mailänder Hauptbahnhof durch das dreißig Meter hohe Eingangsportal und versuchte, französisch zu denken, ein alter Trick aus Schulzeiten bei Prüfungen. Das Problem war nur, es funktionierte nicht. Sie hatte bloß ständig die nasale Stimme ihres Geschichtsprofessors an der Uni im Ohr, wie er erzählte, dass das englische Wort *crap* für Schwachsinn, Scheiß in der Zeit der Napoleonischen Kriege entstanden war, weil die englischen Infanteristen das französische Wort für Frosch, *grenouille*, nicht aussprechen konnten und deshalb stattdessen die Vokabel für Kröte benutzten, die *crapaud* lautete und für den englischen Durchschnittssoldaten noch durchaus im Bereich des zoologisch Vertretbaren lag. Diese Geschichte war Finn aus irgendeinem Grund im Gedächtnis haften geblieben, und außer *oui* und *non* fielen ihr im Augenblick keine anderen französischen Wörter ein. Hauptsächlich damit beschäftigt, nicht in Panik zu geraten, durchquerte sie die Bahnhofshalle, die etwa die Größe eines Fußballfelds hatte.

Das Innere des Bahnhofs war unverhältnismäßig groß, und dies war umso erstaunlicher, als die *Stazione Centrale* unter einem faschistischen Regime erbaut worden war, das sich bedingungsloser Effizienz rühmte. Der Grundstein des gigantischen Baus war 1906 gelegt worden, als Italien noch eine Monarchie war. 1912 hatte der Architekt, ein gewisser Stacchini, die Pläne der Union Station in Washington DC kopiert und einfach die Abmessungen verdoppelt. Zwanzig Jahre danach wurde der Bahnhof schließlich eröffnet, unter anderem mit einer Parade von Schwarzhemden, die im Stehschritt durch dasselbe riesige Bogenportal marschiert waren, durch das Finn gerade gekommen war. Einschließlich der fünfundzwanzig Bahnsteige und der Gus-

seisenkonstruktion des Glasdachs hatte der Bahnhof mit seinen dreihundertvierzig Meter Länge eine Grundfläche von über fünfundsechzigtausend Quadratmetern. Fünfundsiebzig Jahre nach seiner Eröffnung war die *Stazione Centrale* Heimstatt für umherziehende Sinti und Romasippen, mehrere hundert professionelle Taschendiebe, doppelt so viele Obdachlose, dreihundertzwanzigtausend Bahnreisende pro Tag, ein Gucci-Outlet, zwei McDonald's und eine Budget-Mietwagen-Zweigstelle. Selbst um Mitternacht wurden dort noch Fahrkarten verkauft. Bevor sie den Schalter erreichte, wurde Finn nacheinander von vier Männern unterschiedlichen Alters angesprochen, von denen jeder unter Berufung auf seine Männlichkeit den Wunsch äußerte, ihr einen Drink, einen Espresso oder ein Hotelzimmer zu zahlen. Das Wort *crapaud* erwies sich als nützlicher, als sie erwartet hatte. Außerdem bemerkte sie auf dem Weg mindestens ein Dutzend blau uniformierter Polizisten, die, alle mit einer Art Handzettel bewehrt, die spärlichen spätnächtlichen Bahnreisenden in Augenschein nahmen. Hilts hatte recht gehabt: Sie suchten nach ihnen. Plötzlich war sie froh über ihren miserablen Haarschnitt, die gefärbten Haare und die neuen Kleider. Außerdem war ihr sehr deutlich bewusst, dass ihr Pass noch im Hotel war und sie keinen Ausweis hatte, um ihre plötzliche Inkarnation als Céline Morissette, kanadisches Crossover-Stimmwunder, zu belegen.

»Crapaud trifft es total«, murmelte sie, als sie sich am Fahrkartenschalter anstellte. Ein Blick auf die großen Anzeigetafeln mit den nächsten abfahrenden Zügen hatte genügt, um festzustellen, dass sie nicht viel Auswahlmöglichkeiten hatte. Schließlich kam sie an die Reihe, sie versuchte mit frankokanadischem Akzent zu sprechen und kaufte eine Fahrkarte. Als sie sich vom Schalter entfernte, ging sie, wie verabredet, ganz dicht an Hilts vorbei.

»Lyon, Bahnsteig neun, Waggon elf, Abteil D«, flüsterte sie ihm im Vorübergehen zu, sah dabei aber in eine andere Richtung. Hilts stellte sich in die Schlange am Schalter. Der Zug fuhr in zehn Minuten. Finn näherte sich den Bahnsteigen. An der Sperre standen sechs Polizisten, vier in Uniform, zwei in Zivil. Alle hatten Walkie-talkies bei sich. Sie

kontrollierten zwar keine Papiere, aber die Zivilbeamten fassten die Zugreisenden, die durch das Eisengitter gingen, scharf ins Auge. Wieder einmal zeigte sich, dass Hilts Recht gehabt hatte: Sie achteten vor allem auf junge Paare.

Die Fahrkarte gut sichtbar in der Hand haltend, ging Finn mit nach vorne gerichtetem Blick und angehaltenem Atem auf die beiden Zivilpolizisten zu. Sobald sie zwischen den zwei Männern am Durchlass wäre, gäbe es kein Zurück mehr. Sie fragte sich, wie lange sie im Polizeiverhör als Céline Morissette standhielte. Nicht lang, wusste sie, und wozu letztlich auch? Wenn sie geschnappt wurde, war der Fall erledigt. Sie versuchte sich auszumalen, wie ihre Mutter daheim reagieren würde. Ein harmloser Sommerjob, der sich als echter *crapaud* entpuppte. Zu ihrer Überraschung ertappte sie sich dabei, dass sie dabei auch an Hilts dachte. Er war die Sorte Mann, die ihre Mutter immer als Schlawiner bezeichnete, aber jedes Mal, wenn sie das Wort in den Mund nahm, tat sie es mit einem wehmütigen Lächeln. Ihr Vater war laut Aussagen ihrer Mutter auch einer gewesen.

»*Scusi, signorina, parla italiano?*«

»*Pardon?*« Sie zuckte innerlich zusammen. Sie war eine Frankokanadierin namens Dion. Nein, Céline. Crapaud.

»*Parla italiano, signorina?*«

»*Je ne comprends pas.*« Ihr Hirn war wie leer geblasen. Sie fand nicht eine einzige Silbe Französisch mehr darin, und ihr Mund war ausgetrocknet, als wäre sie beim Zahnarzt.

Der größere der zwei Männer machte einen Schritt nach vorn und versperrte ihr halb den Weg. Aus dem Augenwinkel konnte sie das Schild von Bahnsteig neun und das Fahrtziel des Zugs in Weiß auf Schwarz sehen.

»*Signorina, per quanto tempo è stata in viaggio?*«

Der Polizist fragte sie, wie lange sie schon auf Reisen war. Trotz seines starken Mailänder Akzents verstand sie jedes Wort. Aber sie musste so tun, als begreife sie nichts. Sie sprach kein Italienisch, weil sie nicht Fiona Katherine Ryan war, Kunsthistorikerin, flüchtig und des Mordes verdächtigt, sondern Céline Morissette, ein unternehmungslu-

stiges frankokanadisches Mädchen, das allein unterwegs war, um sich auf 20-Euro-pro-Tag-Basis Italien anzusehen, und Nachtzüge nahm, um sich das Geld fürs Hotel zu sparen.

»Signorina, per favore ...«

Und dann plötzlich, wie durch ein Wunder, kam alles wieder zurück, einschließlich dieses typischen komischen Schnarrens, das in Interviews ganz leise in Céline Dions Stimme mitschwang. Aus Finn brach ein sturzflutartiger Schwall von Wörtern hervor, die sich hauptsächlich um Raymond und seinen Studentenaustauschbesuch drehten und wie aufregend alles war, das Ganze irgendwie Wort für Wort und Abschnitt für Abschnitt aus ihrem Französischbuch *Premières Années de Français* in ihrem Gedächtnis gespeichert. Sie quasselte den Mailänder Zivilbeamten bis zum Haaransatz damit voll, alles in atemberaubender Geschwindigkeit und mit diesem fürchterlichen Akzent. Es schien zu funktionieren. Schließlich gingen Finn die Abenteuer Raymonds und seiner neuen Freundin Elaine aus, weshalb sie einfach verstummte und lächelte. Der große Polizist wandte sich seinem Kollegen zu.

»E un po' di fuori.« Das hieß nichts anderes, als dass sie ein bisschen durchgeknallt war. Sie lächelte noch mehr und wedelte mit ihrer Fahrkarte.

»Kanadierin?«, fragte der erste Polizist.

Sie bedachte den Mann mit ihrem besten Revoluzzerstudentinnenblick. »Non, je suis Québécoise!« Sie lachte, hielt die Fahrkarte hoch und fügte hinzu: »S'il vous plaît, messieurs! Mon train est on départ à ce moment!« Das stimmte. Der Zug nach Lyon gab einen schrillen Pfiff von sich. Letzter Aufruf.

Sie ließen sie gehen. Finn schaffte es zum Zug, zeigte dem Schaffner auf dem Bahnsteig ihre Fahrkarte und stieg ein. Der Nachtzug war einer der langsamen alten Corail-Züge, die nach und nach durch die Hochgeschwindigkeits-TGVs, die Trains à Grande Vitesse, ersetzt wurden. Sie fand ihr Abteil, das im Moment noch leer war, und seufzte erleichtert. Eine halbe Minute später ertönte ein weiterer Pfiff, und der Zug fuhr, wie wenn er noch immer Mussolinis Versprechen einhalten würde, pünktlich ab.

Er setzte sich sanft beschleunigend in Bewegung und beförderte sie aus dem pompösen Bahnhof in das Dunkel der Mailänder Industriegebiete. Finn blieb allein in ihrem Abteil und langsam begann die Anspannung von ihr abzufallen. Es sah so aus, als hätte sie es geschafft – wenn es auch Hilts gelungen war, in den Zug zu gelangen.

»Ist der Platz noch frei?« Hilts kam in das Abteil und schob die Tür hinter sich zu. Er nahm ihr gegenüber Platz.

»Es ist dir geglückt.« Sie lächelte.

Er machte allerdings keinen zufriedenen Eindruck.

»Das ist es Badir aber auch«, antwortete er.

»Wem?«

»Badir. Einem der Stewards von der Adamson-Grabung. Er stand in der Nähe der zwei Polizisten an der Sperre herum und ist mir schließlich in den Zug gefolgt.«

»Bist du sicher?«

»Ich habe ein ziemlich gutes Personengedächtnis. Er ist in Wahrheit kein Steward und war wahrscheinlich auch nie einer. Eher ist er jemand für die Drecksarbeit.«

»Glaubst du, er hat es auf uns abgesehen?«

»Ich glaube nicht, dass wir hier im Zug etwas von ihm zu befürchten haben, zumal ich ziemlich sicher bin, dass er allein ist. Ich schätze, sie haben ihn auf Verdacht im Bahnhof postiert – für den Fall, dass wir dort auftauchen, was dann ja auch der Fall war. Er soll uns wahrscheinlich nur beschatten.«

»Mit einem Handy.«

»Natürlich.«

»Wir sitzen also in der Tinte.«

»Sieht ganz danach aus.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Den Zug wieder verlassen, bevor sie mit Verstärkung anrücken.«

»Und wann?«

»Wo fahren wir gleich wieder hin?«

»Nach Lyon.«

»Schnellzug oder Bummelzug?«

»Es ist einer von den alten Zügen, also nicht unbedingt der schnellste.« Sie zuckte mit den Achseln. »So genau kann ich das auch nicht sagen. Aber spielt das denn eine Rolle?«

»Eine gewisse schon. Deshalb wollte ich ja auch nicht direkt in die Schweiz fahren. Weil sie kein EU-Land ist, muss man bei der Einreise seinen Pass vorzeigen. Manchmal machen sie in den Schnellzügen auch Stichproben, aber wenn das hier ein Nahverkehrszug ist, ist die Wahrscheinlichkeit geringer.«

»Wir werden uns früher oder später Pässe zulegen müssen.«

»Halten wir es beide mit Scarlett O'Hara und machen uns morgen darüber Gedanken«, schlug Hilts vor. »Erst einmal müssen wir unseren libyschen Freund Badir loswerden.«

23

Finn und Hilts saßen im Speisewagen des Zugs, der sich leise ratternd durch das Alpendunkel schlängelte. Finn trank schwarzen Kaffee, Hilts hatte eine Fanta bestellt. Der Barmann schnarchte mit verschränkten Armen und zurückgesunkenem Kopf auf seinem Hocker hinter dem u-förmigen Tresen. Badir, der am anderen Ende des Waggons saß, rauchte unablässig, trank ab und zu von seinem kalten Tee und tat ansonsten so, als läse er eine alte Ausgabe der *Jours de France*. Es war fast zwei Uhr morgens, und bis auf eine alte Frau, die einen Plastikbecher mit einem Aperitifgetränk auf dem runden Tisch vor sich stehen hatte und über ihren Stricknadeln eingeschlafen war, waren sie die einzigen Personen im Speisewagen.

»Wo sind wir gerade?« Hilts nahm einen Schluck von der Limonade und verzog wegen des unglaublichen Zuckergehalts das Gesicht. Finn hatte interessehalber davon probiert. Sie schmeckte wie flüssiger Kaugummi.

»Laut Aussagen des Schlafwagenschaffners, der uns die Betten gemacht hat, sind wir direkt an der Grenze«, antwortete Finn ruhig. »Der Ort heißt Bardonecchia. In etwa drei Minuten fahren wir in den Fréjus-Tunnel ein. Der Tunnel ist die Grenze. Wir kommen dann in Frankreich raus, in Modane, einem Wintersportort.«

»Hält der Zug dort?«

»Fünf Minuten. Um das Zugpersonal auszutauschen.«

»Dann versuchen wir bei dieser Gelegenheit, ihn loszuwerden.«

»Wie?«

»Das wirst du schon sehen.«

Wenig später fuhr der Zug wie vorher gesagt in den Tunnel ein, die Lichter flackerten und gingen dann ganz aus. Im Dunkeln stand Hilts auf, nahm Finn an der Hand und ging mit ihr zum Schlafwagen zurück. Unmittelbar danach hörten sie, wie auch Badir aufstand. Hilts öffnete die Tür, die in den nächsten Waggon führte, und plötzlich ertönte von den Gleisen herauf ein lautes Scheppern. Doch statt in den nächsten Waggon zu gehen, schob Hilts Finn in das kleine Toilettenabteil und zog die Tür hinter ihnen zu. In Finns Nase stieg der Geruch von Desinfektionsmittel und flüssiger Seife. Sie konnten absolut nichts sehen, hörten aber, wie die schwere Tür ein zweites Mal geöffnet wurde und Badir in den nächsten Waggon ging. Dann wurde es wieder still.

»Komm«, flüsterte Hilts. Er zog Finn aus der Toilette und lotste sie in den Speisewagen zurück. Es war immer noch vollkommen dunkel, aber die Lichter über ihnen begannen schwach zu flackern. »Los, Beileitung!«

Sie erreichten den Waggon vor dem Speisewagen. Der Gang krümmte sich nach links. Als sie um die Ecke bog, sah Finn, dass der Waggon genauso aussah wie ihrer: links der Gang mit den Fenstern auf einer Seite, rechts etwa ein Dutzend Abteile, jedes mit einer unterschiedlichen Anzahl an Betten, von den Zweibettabteilen wie ihrem bis zu den Achterkabinen, wo sich auf jeder Seite jeweils vier Betten so dicht übereinandertürmten, dass zwischen Nasenspitze und darüberliegendem Bett höchstens dreißig Zentimeter Abstand war. Als sie den Gang entlangschlichen, gingen die blauen Nachtlichter an der Decke wieder an.

Die Abteiltüren waren alle geschlossen. Nur ganz am Ende des Gangs fanden sie eine Achterkabine, deren Tür offen stand. Das hieß, dass sie wahrscheinlich nicht besetzt war.

»Hier rein!«, flüsterte Hilts.

Finn betrat das Abteil und zog den Vorhang der untersten Kojen auf der rechten Seite zurück. Bevor sie hineinklettern konnte, ging der Vorhang des Verschlags darüber auf, und es erschien eine aus einem Schlafanzugärmel ragende Hand, die ein sehr echt aussehendes Kaninchen hielt. Gleichzeitig ertönte eine Stimme, die mit einem furchtbar theatralischen französischen Akzent auf Englisch sagte:

»Bonjour, mon ami, ich heiße Henri. Möchtest du mit mir zum Fischen gehen?« Dann rollte Henri mit den Augen und lachte boshaft wie ein fellbewachsener Hannibal Lecter.

»Was ist das denn?«, sagte Hilts an der Tür des Abteils.

Hinter dem Kaninchen erschien ein Gesicht – ein kleiner daumenlutschender Junge mit zerzaustem dunklen Haar und großen intelligenten Augen. Schließlich zog er den Finger aus dem Mund und stieß ihn fest in die Kaninchenbrust. Und nach einer kurzen Pause ging es wieder von vorne los: »Bonjour, mon ami, ich heiße Henri. Möchtest du mit mir zum Fischen gehen?«

Dann legte der Junge das Kaninchen weg und trocknete seinen feuchten Daumen in der Armbeuge seines Schlafanzugs. »Ich heiße Harry und fahre mit meiner Mutter und meinem Vater in Urlaub. Sie schlafen im Abteil nebenan – dass Sie also nicht auf dumme Gedanken kommen. Mein Kaninchen heißt Henri. Finden Sie ihn nett? Ich jedenfalls schon. Sind wir schon in Frankreich? Was ist Frankreich?«

Finn hielt den Finger an die Lippen. »Pssst«, zischte sie und lächelte den Jungen an. Er lächelte nicht zurück.

»Warum pssst? Sie sind nicht mein Vater oder meine Mutter. Ich muss nicht tun, was Sie sagen.« Der kleine Harry stupste Henri in den Bauch, und das Kaninchen wiederholte alles noch einmal. Hilts beugte sich über Finns Schulter.

»Ich bin nicht deine Mami oder dein Papi, aber wenn du nicht sofort still bist und wieder schläfst, reiße ich deinem blöden Karnickel den

Kopf ab und koche ihn über einem höllisch heißen Feuer in einer Bratpfanne zum Frühstück, ist das klar?«

Wortlos zogen sich der Junge und Henri hinter den Vorhang zurück, der sich mit kurzem Rascheln schloss. Hilts deutete auf die unterste Kojе direkt gegenüber. Finn zwängte sich hinein, und Hilts kam ihr hinterher. Dann drehte er sich so, dass er durch einen Spalt zwischen den Vorhängen nach draußen sehen konnte. Von der anderen Seite des Abteils war ein leises Schniefen zu hören.

»Musstest du denn so grob zu ihm sein?«, flüsterte Finn.

»Es hat doch seinen Zweck erfüllt, oder nicht?«, sagte Hilts. »Außerdem war dieses Kaninchen richtig abartig.«

Plötzlich rutschte Hilts nach hinten und drückte Finn gegen die Rückwand der Kojе. Er zog den Vorhang ganz zu. Es war jetzt stockdunkel. Finn konnte Hilts' angespannte Rückenmuskeln an ihrer Brust spüren und fragte sich, ob er fühlen konnte, wie heftig ihr Herz pochte. Sie hörte, wie die Abteiltür aufging. Wenn es Harrys Mutter war, die nach dem Jungen sehen kam, konnten sie einpacken. Ein paar Sekunden Stille und dann eine Stimme.

»Bonjour, mon ami, ich heiße Henri. Möchtest du mit mir zum Fischen gehen?«

Finn verharrte vollkommen reglos. Sie fragte sich, ob Badir bewaffnet war. Ein kurzes Flüstern und dann wieder Stille. Nach ein paar Sekunden hörte Finn, wie die Abteiltür wieder zuging. Der Zug begann langsamer zu fahren. Hilts rutschte aus der Kojе, öffnete die Schiebetür und spähte auf den Gang hinaus. Im schwachen blauen Lichtschein konnte Finn sehen, wie Henri zwischen den Vorhängen hindurch zu ihnen herauslinste. Hilts drehte sich zu ihr um.

»Die Luft ist rein«, flüsterte er. »Sieht so aus, als hatten wir ihn abgehängt.« Er verließ das Abteil. Finn kralte Henri zwischen den Ohren.

»Gut gemacht, Kaninchen«, sagte sie grinsend. Henri schwieg. Finn sah auf den Gang hinaus. Hilts öffnete gerade die Tür am Ende des Schlafwagens und winkte, woraufhin sie ihm folgte.

»Ich glaube, er ist irgendwo da vorne«, sagte Hilts.

Finn nickte, und Hilts riss die Zugtür auf. Er sprang auf den Bahnsteig, ohne zu warten, bis die eingebaute Metalltreppe ausgeklappt war, und sah nach links und rechts. Schließlich machte er Finn ein Zeichen, und sie stieg ebenfalls aus. Sie fröstelte und unterdrückte ein Niesen. Selbst im Hochsommer war es in diesen Höhenlagen empfindlich kalt. Außerdem spürte sie Traubenkraut. Die Luft war voll von Pollen.

»Er ist nirgends zu sehen«, zischte Hilts.

Finn schaute den Bahnsteig hinauf. An der Spitze des Zugs konnte sie eine kleine Menschengruppe erkennen. Das ausgewechselte Zugpersonal. Sonst war niemand am Gleis. Der Bahnhof war im alpenländischen Stil gehalten, hatte ein Bruchsteinfundament und ein mit Felsbrocken beschwertes Dach. Etwa hundert Meter weiter sah sie einen modernen, etwa zehnstöckigen Bau. Vermutlich ein Hotel. Dahinter ragten die hohen dunklen Gipfel der Haute Marianne auf. Die schroff gezackte Bergkette bildete die Grenze zwischen Frankreich und Italien und das südliche Ende der ehemals gefürchteten Maginotlinie, einer immens teuren und unfassbar nutzlosen Kette von Bunkern, die Frankreich im Kriegsfall vor seinen Feinden schützen sollte.

»Wohin?«, fragte Finn.

»In den Bahnhof.« Hilts deutete auf das lang gestreckte Gebäude, und dann rannten sie los. An einer unbeleuchteten Stelle blieben sie kurz stehen, um noch einmal den Bahnsteig hinaufzuschauen. Von Badir immer noch keine Spur. Ein Pfiff ertönte, ein Ruck ging durch den Zug, und er setzte sich in Bewegung.

»Geschafft«, jubelte Finn.

Im selben Moment jedoch erschien in der offen stehenden Tür des Schlafwagens eine Gestalt, ging in die Hocke und sprang auf den Bahnsteig, als der Zug zu beschleunigen begann.

»Zu früh gefreut«, sagte Hilts.

»Und was nun?«

»Jetzt müssen wir sehen, dass wir irgendwie von hier wegkommen.«

Sie huschten auf die Rückseite eines Wartehäuschens, und Finn konnte rechts vom Bahnhof einen Parkplatz mit mehreren Autos sehen. Hilts spähte um die Ecke, dann wandte er sich Finn zu.

»Er geht in die andere Richtung. Komm.«

Sie sprangen vom Bahnsteig, rutschten dabei auf dem feuchten Schotter des Bahndamms aus und überquerten anschließend geduckt die Gleise. Am anderen Bahnsteig warteten sie eine Weile, um zu sehen, ob Badir ihnen folgte, dann schwangen sie sich auf den Bahnsteig.

»Noch immer keine Spur von ihm. Vielleicht haben wir Glück.«

»Wart erst mal ab.«

Sie liefen gebückt auf den Parkplatz neben dem dunklen Bahnhofsgebäude zu. Hilts schlich von Auto zu Auto und spähte durch die Fenster. Finn suchte sich einen Beobachtungsposten, von dem sie die Gleise und den Bahnhof im Auge hatte, und hielt nach Badir Ausschau. Es gab ein paar hohe Laternenmasten, aber die Lampen waren alle kaputt, sodass der gesamte Bahnsteigbereich vor der Ankunftshalle im Dunkeln lag. Im Vergleich dazu war das Hotel auf der anderen Straßenseite wie ein Leuchtturm. Über dem Eingang stand HOTEL OLYMPIC.

Plötzlich fühlte sie sich durch den Geruch in der Luft an das Jack and Benny's erinnert, einen billigen Studentenimbiss in der Nähe der Ohio State University in Columbus. Frühstück. Eier mit gekochtem Schinken, die Eier nur leicht angebraten, der Schinken knusprig, dazu Pommes, Toast mit Erdbeermarmelade und Kaffee. Ihr Magen knurrte. Sie wusste nicht mehr, wann sie zum letzten Mal etwas gegessen hatte. Irgendwann während der Fahrt von Vergadoras Villa nach Mailand. Hilts kam zurück.

»Sieht nicht gut aus. Jedes Auto hat eine Alarmanlage. Wenn ich eines knacke, wecken wir die ganze Gegend hier.«

Finn hörte das Knirschen von Kies, und eine Stimme kam aus dem Dunkel.

»Bitte lassen Sie Ihre Hände da, wo sie sind, damit ich sie sehen kann.«

Sie erstarrte. Eine Gestalt kam aus dem Dunkel. Badir. Er hatte eine Pistole auf sie gerichtet. Eine kleine, flache Automatik.

»Treten Sie zurück, aus dem Licht.«

»Und wenn wir das nicht tun?«, fragte Hilts.

»Erschieße ich Sie.«

»Den Schuss wird aber jemand hören.«

»Trotzdem sind Sie tot. Dann braucht Sie nicht mehr zu interessieren, ob der Lärm jemanden stört.« Badir lächelte.

»Warum machen Sie das?«, fragte Finn.

»Weil ich dafür bezahlt werde.«

»Von Adamson?«, fragte Hilts.

»Da lang.« Badir deutete mit der Pistole.

Ein Auto fuhr auf den Parkplatz, und seine Scheinwerfer streiften über die drei Gestalten. Badir ließ die Hand sinken und verbarg die Pistole an seiner Seite. Er zog sich in das Dunkel zurück, plötzlich wieder unsichtbar. Hilts und Finn blieben, wo sie waren. Das Auto fuhr in eine Parklücke. Der Motor und die Lichter gingen aus, und ein kleiner, pummeliger Mann stieg aus. Er schloss umständlich das Auto ab, dann ging er auf Finn und Hilts zu. Finn konnte hören, wie Badir hinter ihr die Luft einsog, und sie wusste, der Mann aus dem Auto war so gut wie tot. Er kam weiter auf sie zu, hob wie beiläufig zum Gruß den Arm. In Wirklichkeit jedoch richtete er ihn in das Dunkel, und aus seiner ausgestreckten Hand schien ein heller Lichtblitz zu schießen, gefolgt von einem gedämpften Knall, als hätte jemand eine Papiertüte zum Platzen gebracht. Auf den ersten Blitz und Knall folgte fast auf der Stelle ein zweiter. Finn hörte ein Geräusch, als entwiche Luft aus einem Reifen, und Badir fiel nach vorn ins Licht. Direkt über seiner Nase sah sie ein kleines rundes Loch, und sein rechtes Auge war blutiger Matsch. Der rundliche, klein gewachsene Mann schraubte den Schalldämpfer von seiner Stechkin APS und ließ Pistole und Schalldämpfer in den Taschen seines alten Tweedsakkos verschwinden.

»Wären Sie vielleicht so nett, ihn zum Kofferraum zu schaffen?«, sagte Arthur Simpson freundlich. »Ich bin leider schon zu alt, um noch Leichen durch die Gegend zu schleppen. Davon kriege ich nur einen Hexenschuss.« Als er lächelte, blitzten seine Augen hinter den dicken Gläsern seiner Nickelbrille. Finn blickte auf Badir hinab. Ob nun kurz-sichtig oder nicht, die Schüsse konnten sich sehen lassen, und das auch noch im Dunkeln.

»Ich glaube, erst sollten Sie uns sagen, wer Sie sind«, sagte Hilts.

»Ich glaube, Sie sollten erst mal loslegen, junger Mann. Sie wollen doch schwerlich mit der Leiche eines libyschen Gangsters zu Ihren Füßen gefunden werden, oder? Die örtliche Gendarmerie hätte höchstwahrscheinlich ein paar äußerst unangenehme Fragen an zwei flüchtige Terroristen, die wegen Mordes gesucht werden.«

»Er heißt Simpson«, sagte Finn. »Und er hat nicht ganz unrecht.«

»Du kennst diesen Kerl?«

»Aus Kairo.«

»Du hast ja tolle Freunde.«

»Immerhin scheine ich mich doch nützlich gemacht zu haben«, brachte Simpson zu seiner Rechtfertigung vor.

Hilts sah ihn lange an, dann bückte er sich, fasste Badir unter den Armen und hob ihn hoch. Finn trat vor und packte den Toten an den Fußgelenken. So schleppten sie ihn über den Parkplatz zu Simpsons Auto, einem unscheinbaren Mercedes 240D aus den Neunzigerjahren. Simpson öffnete den Kofferraum und trat zurück.

»Passen Sie auf, dass nichts auf die Bodenmatte tropft.«

»Ihr Auto?«, fragte Hilts. Er und Finn ließen Badir fallen. Simpson schloss den Kofferraum.

»Einem Hotelgast entwendet«, sagte der weißhaarige Mann. »Anscheinend gerade rechtzeitig.« Er ging auf die Fahrerseite, öffnete die Tür und setzte sich ans Steuer. Finn nahm auf dem Beifahrersitz Platz, und Hilts stieg hinten ein.

»Woher wussten Sie, dass wir hier sind?«, fragte Hilts und schloss die Tür.

»Ich folge Ihnen, seit Sie Venosa verlassen haben.« Simpson startete den Wagen, legte den Rückwärtsgang ein und wendete. Dann schaltete er in den ersten Gang und fuhr vom Parkplatz direkt an dem Hotel vorbei, wo er das Auto gestohlen hatte. »Ich habe gesehen, wie Sie der Kerl am Mailänder Bahnhof beschattet hat, und bin ihm gefolgt. Dachte, Sie könnten vielleicht Hilfe brauchen.« Sie hatten die Lichter des Tals hinter sich gelassen und wurden von der Nacht verschluckt. Nach ein paar Minuten bogen sie von der Hauptstraße in eine schmale Seitenstraße, die in die Berge hinaufführte.

»Wohin fahren wir, wenn die Frage erlaubt ist«, sagte Hiltz.

»Rauf«, sagte Simpson. »Und dann wieder zurück.«

Während der nächsten zwanzig Minuten war im Scheinwerferlicht des alten Mercedes nichts anderes zu sehen als eine schmale Kiesstraße mit einer steilen Felswand auf der einen Seite und einem niedrigen Geländer über einem dunklen Abgrund auf der anderen. Endlich erreichten sie ein kleines Plateau in der steilen Flanke des Berges, das Finn zunächst für einen Aussichtspunkt für Touristen hielt.

»Und wo sind wir jetzt?«, fragte Hiltz ungeduldig, als sie am Straßenrand hielten.

»Im Massif des Sarrasins«, antwortete Simpson mit tadelloser französischer Aussprache. »Das ist ein Bergzug.«

Die Scheinwerfer streiften über ein seltsames zwiebel förmiges Betongebilde, das auf beiden Seiten von einer Natursteinmauer flankiert wurde. In seiner Mitte befand sich eine große mit dicken Bolzen besetzte Eisentür. Der Bau war eindeutig sehr alt, der Beton dunkel verfärbt, die Kanten abgeplatzt, die Fassade bröckelnd, die Tür von einer dicken Rostschicht überzogen.

»Was ist das?«, fragte Finn.

»Offiziell bezeichnet man so etwas als *un gros ouvrage*, ein großes Artilleriewerk. Eine unterirdische Festung für zirka dreihundertundfünfzig Mann. Das hier ist der Haupteingang. Bei genauerem Hinsehen können Sie erkennen, was noch von den Gleisen der Schmalspurbahn übrig ist, mit der Munition und Lebensmittel transportiert wurden. Dazu wurden kilometerlange Tunnels und Geschützstellungen in den Fels gegraben. Von hier oben konnten sie jeden abfangen, der das Tal heraufkam. Auf der anderen Seite gibt es eine Kletterroute mit bester Aussicht, die Observatorium heißt. Ein treffender Name. Sie war als Frühwarnvorposten für eine italienische Invasion gedacht.« Simpson schüttelte den Kopf. »Zu der es natürlich nie kam. Mussolini hatte viele Qualitäten, aber Mumm gehörte nicht dazu.«

Der dicke Mann im Tweedsakko hielt an und machte den Motor des Mercedes aus. Nur die Scheinwerfer, die direkt auf die nietenbedeckte Eisentür gerichtet waren, ließ er an.

»Warum deponieren wir unseren Freund ausgerechnet hier?«, fragte Hilts.

»Es wird immer schwieriger, eine Leiche loszuwerden.« Simpson beugte sich zum Handschuhfach hinüber und fischte eine Taschenlampe heraus, dann stieg er aus. Finn und Hilts folgten ihm nach hinten zum Kofferraum. »Überall Polizei und Überwachungskameras, und die Qualitätskontrollen in den Fleischfabriken werden auch immer strenger. Es gibt kaum noch Orte, an denen man unbeobachtet ist.« Simpson öffnete den Kofferraum und blickte auf Badir hinab. »Die Forensiker werden ihre Freude an ihm haben, wenn er entdeckt wird. Auch das ist nicht mehr wie früher, als ständig Leichen die Seine hinunter- und die Spree hinauftrieben, ohne dass jemand genauer hinsah.«

Gemeinsam wuchteten Hilts und Finn den Toten aus dem Auto und schleppten ihn unter Simpsons Anleitung zu der großen Eisentür, die einen Spalt breit offenstand und mühelos aufzubekommen war. Sie gingen nach drinnen, und Hilts leuchtete mit der Taschenlampe herum. Mit Ausnahme des Betonbodens war der ganze Vorraum, Decke und Wände, mit den gleichen nietenbesetzten Eisenplatten ausgeschlagen wie die Tür. Es war wie im Bauch eines alten Schlachtschiffs.

»Da hinunter.« Simpson deutete mit der Taschenlampe auf eine Wendeltreppe im hinteren Bereich des sechs auf sechs Meter großen Raums. Daneben war ein massiver Käfigaufzug, der aussah wie in einem Kohlebergwerk. Simpson stieg als Erster hinab, um Finn und Hilts zu leuchten, die ihm, unter Badirs Gewicht ächzend, folgten.

»Und Sie glauben wirklich, dass er hier gefunden wird?«, stieß Hilts keuchend hervor. »Wer weiß überhaupt, dass es diesen Ort gibt?«

»Sie würden sich wundern! Tausende von Leuten. Bunkerfreaks, Militärtypen, Ingenieure.«

»Bunkerfreaks?«

»Na ja, Spinner eben, wie diese Leute, die Videospiele spielen oder im Internet das Leben von Serienmördern tabellarisieren und dann darüber chatten. Zwanghaft. Es gibt da eine richtige Szene, die zu unterirdischen Einrichtungen auf der ganzen Welt pilgern. Sie organisieren sogar Touren.«

»Woher kennen Sie diesen Ort?«, fragte Finn. »Sind Sie etwa auch ein, äh, Bunkerfreak?«

»Ich war jedenfalls schon mal hier«, antwortete Simpson. Sie erreichten die tiefer liegende Etage, von der nach beiden Seiten jeweils ein langer, niedriger Schacht abging, der ebenfalls mit Eisenplatten ausgekleidet war. In der Mitte des Gangs verliefen Schmalspurgleise. Überall lag Müll herum, Fastfood-Verpackungen, Bierdosen, zerbrochene Flaschen. In einer Ecke hatte jemand eine provisorische Bar aufgebaut, und auf dem Boden gammelte eine alte Matratze vor sich hin. »Ich war vor dem Krieg mal mit Bernal und Solly Zuckerman hier.«

»Mit wem?«, fragte Hilts. Er und Finn ließen Badir mit einem dumpfen Aufprall auf die Matratze fallen. Schauernd wischte sich Finn die Hände an ihrer Jeans ab. In dem eisenverkleideten Raum war es kalt und zugig, ein passendes Grab.

»John Bernal. Er war es, der mich in Cambridge zur Spionage gebracht hat. Außerdem war er mein Physiktutor. Solly Zuckerman war ein Experte für Primatenanatomie aus Oxford. Eigenartiges Gespann die beiden.«

»Was wollten ein Primatenanatom aus Oxford und ein Physiker aus Cambridge in einem alten Bunker in Frankreich?«, fragte Finn.

»Affen in die Luft jagen und sehen, was passiert.« Simpson streifte sich dünne Lederhandschuhe über und machte sich daran, Badir mit einer Schicht Müll zuzudecken. »Das war 1938. Sie entwarfen fürs *War Office* Luftschutzbunker. Bernal hatte, glaube ich, auch Kontakt zu Agenten aus Moskau. Hat den eigenen Leuten auch eins ausgewischt, der gerissene alte Fuchs. Ich war ihr Assistent. Ihr junger roter Gehilfe, könnte man sagen.«

»Was haben Sie für sie gemacht?«, fragte Hilts.

»Ich war derjenige, der die Affen tatsächlich in die Luft gejagt hat«, antwortete Simpson und warf ein altes Stück Pappe auf das verunstaltete Gesicht des Toten. »Die Sprengladungen anbringen und so weiter. Ziemlich unappetitliche Angelegenheit. Alles voll mit Affenhirn.« Er blickte auf Badir hinab, der inzwischen fast völlig unter einem Haufen Müll verschwunden war, und nickte. »Er wird sich ganz gut hal-

ten. Hoffentlich machen sich die Ratten ordentlich über ihn her und erschweren ein bisschen die Identifikation.« Der weißhaarige Mann sah seine zwei Begleiter an. »Wahrscheinlich haben Sie nicht daran gedacht, Ihre Pässe mitzunehmen, als Sie aus Mailand verschwunden sind.«

»Nein«, sagte Hilt. »Wir waren etwas in Eile.«

»Macht nichts, junger Mann. Ich kenne in Aix-les-Bains jemanden, der Ihnen neue machen kann.«

24

Der Erste, der das Besondere an Aix-les-Bains erkannte, war vermutlich ein römischer Zenturio auf dem Weg von Italien nach Gallien, um dort die aufmüpfigen Barbaren niederzuwerfen. Nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst kehrte er an den idyllischen Ort am Seeufer zurück, baute ein Becken über den heißen Quellen, nannte sie *Aquae Gratianae*, und der Grundstein für eine lange Tradition war gelegt.

Im Schatten des Mont Revard und am Ufer des Lac du Bourget, des größten natürlichen Süßwassersees Frankreichs, verschafft das Städtchen Aix-les-Bains den arthritischen Gelenken seiner betuchten Besucher seit zweitausend Jahren Linderung. Zusätzliche Aufwertung erfuhr es dann in den 1880er Jahren nach einem Besuch Königin Victorias von England. Ihre Königliche Majestät fand so großen Gefallen an dem Bad, dass sie es der französischen Regierung abkaufen wollte. Diese lehnte jedoch dankend ab, baute stattdessen ein Spielcasino und eine Rennbahn, um die hochwohlgeborenen Kurgäste noch mehr auszunehmen, und benannte die heißen Quellen in Royal-les-Bains um.

Fortan kam die feine Pariser Gesellschaft in Sonderzügen angereist, um in den Bädern zu planschen. Über den Ärmelkanal kämpften sich

Dampfschiffe, an Bord die Strohhut- und Tennisszene, wild entschlossen, die heißen Sommermonate in der angenehm kühlen Bergluft zu verbringen, und das alles, während sie sich ausgelassen gegenseitig betrogen und Clara Butt dazu auf dem Grammophon ›The Keys of Heaven‹ sang. Es war die *Belle Époque*, doch wie jedes Zeitalter schwand auch dieses dahin wie ein alter Soldat, das Blattgold an den Decken begann abzublättern, die Marmorböden bekamen Risse, und die Rohre für das Wasser der heißen Quellen begannen, so laut zu schlagen und zu knarren wie die Gelenke der Kurgäste, denen es einmal Heilung verschafft hatte. Die in den Bergen versteckte alte Stadt geriet buchstäblich in Vergessenheit, und genau aus diesem Grund hatte sich Mr. Liam Alexander Pyx, der Ausweislieferant, dort niedergelassen; deswegen und wegen der Nähe zu seinen Nummernkonten im achtzig Kilometer entfernten Genf.

Finn Ryan wurde wach, als die ersten rosafarbenen Sonnenstrahlen über die Berge und zerklüfteten Hügel kamen, die die Ausläufer der französischen Alpen von Flaute Savoie bildeten. Irgendwie war sie während der Fahrt auf dem Rücksitz des Mercedes gelandet, und jetzt saß Hilt auf dem Beifahrersitz neben Simpson, der immer noch den Wagen lenkte.

»Guten Morgen«, sagte der alte Mann gut gelaunt, als sie sich aufsetzte und blinzeln umschaute. »Wir sind fast da.«

»Wo sind wir?« Finn blickte gähnend aus dem Fenster. Sie fuhren auf einer Bergstraße. Links von ihnen zogen sich dicht bewaldete Bergänge hin; unter ihnen waren in den ersten Strahlen der Morgensonne die geometrischen Umrisse einer kleinen Stadt zu sehen, die sich um die Spitze eines lang gestreckten Sees legte.

»Das dort unten ist Aix-les-Bains«, antwortete Simpson. Kurz darauf bog er nach links in einen schmalen Kiesweg, der sich unter zerzausten Fichten hindurch an zahlreichen Felsvorsprüngen vorbei nach oben wand und schließlich auf einem kleinen grasbewachsenen Plateau endete. Direkt vor ihnen lag ein typisches französisches Landhaus, exakt wie aus Peter Mayles Roman *Toujours Provence*: das Hauptgebäude aus altem weiß getünchtem Stein, die Fenster mit tiefer Laibung, und

darüber ein steiles Ziegeldach. An einer Seite des Hauses, am Ende der Zufahrt, lehnte ein primitiv zusammengezimmerter Carport mit einem Dach aus gewelltem grünem Fiberglas. Darunter stand ein dunkelblau schimmernder, sehr teurer zweisitziger Mercedes SLK 230.

»Dem Besitzer dieses Wagens muss es finanziell ziemlich gut gehen«, bemerkte Hilts, als er das Auto sah.

»Das kann man wohl sagen«, gab ihm Simpson recht. »Der Krieg, den Bush dem Terrorismus erklärt hat, wirkt sich ganz ähnlich aus wie der Krieg, den dereinst Präsident Woodrow Wilson dem Alkohol erklärt hat. Es ist immer wieder das Gleiche: Irgendwie scheinen bewaffnete Konflikte gut fürs Geschäft zu sein. Zur Zeit sind Liams Fertigkeiten wieder mal sehr gefragt.«

Über der Tür war eine geschnitzte Holztafel, auf der LE VIEUX FOUR stand.

»Was heißt das?«

»Der alte Ofen«, übersetzte Simpson. Er hielt hinter dem Sportwagen an und drehte die Zündung ab, worauf der alte Diesel kurz hustete und bebend ausging. Beim Aussteigen begrüßte sie kühle Morgenluft. Hilts und Finn reckten sich gähnend. Simpson zündete sich eine Zigarette an. Pyx musste ein Frühwarnsystem haben, weil er sie bereits mit einem breiten Grinsen an der Tür erwartete. In Finns Augen sah er gar nicht wie ein Fälscher aus, eher wie ein Rockstar auf Urlaub. Er war groß, leicht vornübergebeugt, trug Jeans und ein weißes Hemd. Seine bloßen Füßen steckten in Sandalen. Er hatte dichtes, zerzaustes dunkles Haar, einen Zweitagebart und außerordentlich intelligente braune Augen hinter seiner runden, leicht getönten Brille. Er war schätzungsweise Ende zwanzig, Anfang dreißig. Finn spürte, wie sich in ihrem Bauch etwas regte, schob das Gefühl aber schnell wieder dorthin zurück, wo es hingehörte. Erst ein paar Stunden zuvor hatte sie einen ermordeten Libyer unter einem Haufen Müll versteckt, und in Italien wurde sie wegen eines anderen brutalen Mordes von der Polizei gesucht. Rockstar hin oder her, das war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt für irgendwelche Amouren.

»Arthur!«, rief Pyx erfreut. »Du bringst mir Kunden? Oder wolltest

du nur auf ein *pain au chocolat* und einen Cappuccino vorbeischauchen?« Außer seinem guten Aussehen hatte er einen irischen Akzent wie der Schauspieler Colin Farrell.

»Wir sind geschäftlich hier, aber gegen ein kleines Frühstück hätten wir trotzdem nichts einzuwenden.« Er wandte sich Finn und Hilts zu. »Oder?«

Simpson stellte die beiden ihrem Gastgeber vor, dieser trat zur Seite und winkte sie in seine Küche. Sie war schonungslos low-tech, sah man einmal von einer knallroten Gaggia-Espressomaschine ab, die auf einer schlichten Holzarbeitsplatte, genauso alt wie das Haus, dampfend vor sich hinzischte. Die Wände waren weiß gestrichen, die Eichenbalken an der Decke frei gelegt und der Boden bestand aus dunklen Steinplatten. Es gab einen uralten Kühlschrank, ein Gestell für Speisevorräte, ein separates Backrohr und einen großen, sehr professionell wirkenden Gasherd. An der Wand hingen getrocknete Kräuter, an den Deckenbalken Kupfertöpfe und gusseiserne Pfannen. Durch ein Butzenscheibenfenster drang die frühe Morgensonne herein. Draußen konnte Finn Vögel singen hören. Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte so ein idyllischer Tag auf dem Land beginnen können; im Moment war er von Angst, Sorge und Bestürzung überschattet. Pyx forderte sie auf, an dem wuchtigen Kiefern Tisch in der Mitte der Küche Platz zu nehmen, stellte ihnen einen Teller mit warmen, duftenden Schokoladencroissants hin und betätigte kurz die exotische Espressomaschine, um drei große Tassen mit schaumigem Cappuccino zu machen. Dann setzte er sich zu ihnen, tauchte ein Croissant in seinen Kaffee und biss von dem durchweichten Gebäck ab. Finn tat es ihm nach. In dem Blätterteig war so viel Butter, dass sie in ihrem Mund zu schmelzen schien.

»So«, begann Pyx, »Sie sehen nicht aus wie die Sorte Leute, die Arthur sonst vorbeischickt, aber ich habe mittlerweile gelernt, dass das Äußere täuschen kann.«

»Pässe«, sagte Simpson. »Und alles, was sonst noch dazugehört.«

»Sagen Sie mal was.« Pyx wandte sich Finn zu.

»Wie meinen Sie das?«

»Sagen Sie einfach irgendwas – Fischers Fritze fischt frische Fische.«

»Wie bitte?«

»Ich will nur sehen, ob Sie einen Akzent haben.«

»Habe ich nicht.«

»Das hängt ganz davon ab, wo Sie sich befinden. In Castlenock am Stadtrand von Dublin hätte ich keinen Akzent, aber hier schon. Also, sagen Sie schon was.«

Das tat Finn.

»Columbus, Ohio«, sagte Pyx und nickte. Finn sah ihn ungläubig an.

»Woher wussten Sie das?«

Pyx grinste. »Reine Erfahrungssache. Das ist mein Job.« Pyx wandte sich Hilts zu. »Und jetzt Sie. Das Gleiche.«

Widerstrebend wiederholte Hilts den Zungenbrecher.

»Geboren in Florida, entweder Tallahassee oder St. Petersburg. Aber Sie haben lange in New York gelebt, richtig?«

»Viel genauer könnte man es kaum beschreiben.« Der Fotograf schien leicht gereizt, dass Pyx richtig geraten hatte. Es kam Finn kurz vor, als sei Hilts eifersüchtig, aber das war absurd.

»Keiner von Ihnen hat einen Akzent, den jemand heraushören würde, wenn er nicht Experte auf diesem Gebiet ist – was die meisten amerikanischen Zollbeamten nicht sind. Deshalb machen wir Sie zu Kanadiern. Ist einer von Ihnen dort schon gewesen?«

»Ich war ein paar Mal in Toronto«, sagte Finn. »Und in Montreal.«

Pyx wandte sich Hilts zu. »Und Sie?«

»Ebenfalls.«

»Dann also Ontario. Dort haben sie einfache Geburtsurkunden und Führerscheine. Eine Versicherungskarte brauchen Sie auch.«

»Eine Versicherungskarte?«

»Die stellt die Regierung von Ontario kostenlos aus. Aufgrund irgendeiner Datenschutzbestimmung dort dürfen sie die Datenbanken der einzelnen Behörden nicht vernetzen. Guter Lichtbildausweis. Ich kann Ihnen die Versicherungskarte, den Führerschein und die Geburtsurkunde gleich hier machen.«

Finn verstand kein Wort von dem, was der Mann sagte.

»Die Pässe«, flocht Simpson ein.

»Noch einfacher.« Pyx lächelte. »Aber erst die Fotos.« Er stand auf und führte sie in den hinteren Teil des Hauses. Sie kamen in einen von Bücherregalen gesäumten L-förmigen Flur, der zum Schlafzimmer führte, aber statt weiterzugehen, blieb Pyx an der Biegung stehen und zog ein Buch aus einem Regal. Mit einem leisen Klicken schwang das Regal wie eine Tür auf unsichtbaren Angeln auf.

»Sesam, öffne dich.« Pyx trat zur Seite, um sie eintreten zu lassen. Dann folgte er ihnen und schloss die Regaltür hinter sich. Finn blickte sich in dem Geheimzimmer um. Es war groß, knapp fünf Meter lang und fensterlos. An drei Wänden waren Arbeitsplatten mit Einbauregalen darüber angebracht. Auf den Borden standen Dutzende ordentlich beschrifteter, nach Farben geordneter Ordner, und in einer Ecke zählte Finn sechs große Flachbildschirme. Unter den auf Stahlständern befestigten Monitoren war eine Reihe schlichter schwarzer Server, jeder mit einem blinkenden grünen Lämpchen auf der Vorderseite. Auf den Arbeitsflächen lag verteilt ein Arsenal von Zusatzgeräten, von großen Flachbettscannern über Fotolichttische bis hin zu mehreren sehr professionell aussehenden Farb- und Fotodruckern. An der Rückwand des Raumes war eine digitale Lightworks-Filmschnittanlage mit drei Bildschirmen aufgebaut.

»Sie geben Ihre Geheimnisse aber schnell preis«, sagte Hiltz. »Wir hätten von der Polizei sein können.«

»Sind Sie aber nicht«, antwortete Pyx. »Wenn dem so wäre, hätte Arthur Sie längst umgebracht. Er hat mir Bescheid gegeben, dass Sie kommen, und wenn nicht, hätte ich es gemerkt, sobald Sie von der Hauptstraße abgebogen sind.« Er lächelte. Offensichtlich nahm er Hiltz die Bemerkung in keiner Weise übel. »Und Sie können mir glauben, dann hätte ich Sie auch nicht mit Kaffee und Croissants begrüßt.« Er deutete achselzuckend auf das Lightworks-Bedienungspult. »Außerdem habe ich eine absolut legale Filmschnittfirma. Bis auf das, was auf den Laufwerken ist, habe ich hier nichts wirklich Belastendes, und Daten kann ich schneller vernichten, als irgendein Polizist in diesen Raum käme.«

Hilts runzelte die Stirn. »Ich habe aber nicht mitbekommen, dass er Sie angerufen hat.«

»Er hat mir aus Modane eine SMS geschickt. Offensichtlich hatten Sie dort ein bisschen Ärger.«

»So könnte man es nennen.« Hilts' Aufmerksamkeit richtete sich plötzlich auf ein Profi-Stativ mit einer großen Kamera, die die Geheimtür im Visier hatte. »Das ist ja eine Cambo Wide DS mit einem Schneider Digitar 5,6/35 Millimeter und einem Phase One-P2 5-Mittelformat-Rückteil.« Er bekam große Augen. »Die hat doch gut und gerne ihre dreißigtausend Dollar gekostet?«

»Eher fünfunddreißig«, sagte Pyx. »So ziemlich die teuerste Handkamera, die Sie kaufen können.«

Für Finn sah das Ganze aus wie ein riesiges Objektiv an einer quadratischen Metallplatte. Es sah eigentlich überhaupt nicht wie eine Kamera aus.

»Sie entspricht dem Standard der Digitalisierungsgeräte, wie sie die Behörden benutzen«, sagte Pyx. »So machen sie heutzutage Pässe, zumindest in den Staaten und Kanada. Angeblich fälschungssicher. Statt die Fotos aufzukleben und zu laminieren, werden sie digitalisiert und per Thermodruckverfahren direkt auf den Ausweis übertragen.«

»Das muss Ihnen die Arbeit deutlich erschweren«, sagte Hilts.

»Ganz im Gegenteil, sie erleichtert sie.« Er deutete auf die Tür. Sie war in neutralem Altweiß gestrichen, und auf beiden Seiten der Türöffnung waren weit oben zwei Low-Level-Light-Scheinwerfer angebracht, die keinerlei Schatten entstehen ließen. »Würden Sie sich bitte da hinstellen?«, sagte Pyx. Hilts folgte der Anweisung. »Kopf hoch, nicht lächeln, Mund zu«, sagte Pyx. Ein leises Schnappen und ein heller Blitz, und jetzt erst merkte Finn, dass die Lampen neben der Tür Blitze waren. »Wenn Sie jetzt Miss Ryan Platz machen würden.« Hilts ging weg, und Finn stellte sich vor die Tür. Um den Größenunterschied auszugleichen, verstellte Pyx das Stativ, und die Blitzlampen leuchteten wieder auf. »Sehr gut.« Pyx nickte. Er nahm die Flash Card aus der Kamera, steckte sie in das Spezialaufwerk neben einem der Flachbild-

schirme und gab mehrere Befehle ein. »Hätten Sie gern irgendeinen bestimmten Namen?«

»Nein«, sagte Hilts.

»Ich auch nicht«, sagte Finn.

»Okay, dann sind Sie ... äh ... Norman Page, und Miss Ryan wird Allison MacKenzie – einverstanden?«

»Ganz egal.« Hilts zuckte mit den Achseln.

»Prima«, sagte Finn.

»Das darf doch wohl nicht wahr sein«, sagte Simpson lachend. »Handelt es sich hier etwa um eine literarische Anspielung?«

»Eher um die Besetzung einer Romanverfilmung«, erwiderte Pyx grinsend.

»Da komme ich nicht ganz mit«, sagte Finn.

»Wie sollten Sie auch, meine Liebe. Dafür sind Sie viel zu jung.«

Pyx kehrte zur Tastatur zurück und begann wieder zu tippen. »Geburtsort, Toronto, Ontario, Kanada, Datum ... ungefähr 1981, Mädchenname der Mutter ... Vater ... Dokumente vorgelegt ... Bürge.« Er tippte leise vor sich hin summend weiter und hatte das Online-Formular nach Kurzem ausgefüllt. »Als Nächstes kommt der Herkunftsnachweis, damit das Ganze nicht bis zu mir hier zurückzuverfolgen ist«, erklärte er ihnen. »Zuerst suche ich mir ein geeignetes kanadisches Konsulat aus – in Albanien zum Beispiel – und gebe seine Adresse als Provenienz an.« Er las sie vom Bildschirm ab. »Ruga, Dervish Hima, Kulla, Nummer zwei, Apartment zweiundzwanzig, Tirana, Albanien, Telefonnummer 0355 (4) 257274/-275, Faxnummer 0355 (4) 257273 und zuletzt die Datenpaketübermittlungsnummer.« Er hörte mit einer schwungvollen Handbewegung zu tippen auf.

»Was bezwecken Sie mit all dem?«, fragte Hilts.

»Damit wird der Computer der Passstelle in Ottawa in Kenntnis gesetzt, dass sich Mr. Norman Page und Miss Allison MacKenzie, beide zur Zeit in Paris, wo sich die nächste passausstellende Behörde in der Region befindet, neue Ausweise ausstellen lassen, beziehungsweise dies bereits getan haben. Außerdem bekommt der Computer mitgeteilt, dass die neuen Pässe in der Botschaft in Paris zur Abholung be-

reitliegen. Gleichzeitig gehen an eine andere Stelle ein paar zusätzliche Anweisungen raus, darunter auch ein Antrag auf JPEG-Digitalisierung von zwei neuen Passfotos. Alles wird um ein paar Tage zurückdatiert, die Pässe werden im Lauf des heutigen Tages gedruckt, und sie werden fertig sein, wenn Sie in die Botschaft kommen. Zeigen Sie dort die Geburtsurkunde, den Führerschein und die *Social Insurance*-Ausweise, die ich Ihnen mache, und sie werden Ihnen zwei absolut echte kanadische Pässe ausstellen, frisch aus der Druckerpresse, entworfen von Ihnen höchstpersönlich. Sollte einer ihrer IT-Spezialisten versuchen, den Vorgang zurückzuverfolgen, landet er im kanadischen Konsulat, das wahrscheinlich in einer schäbigen kleinen Klitsche über einem versifften Supermarkt in Tirana liegt. Es wirkt vielleicht ein bisschen kompliziert, aber es ist ein ideales Schlupfloch im System. Man loggt sich in ihre eigene Datenbank ein, damit sie denken, die Anweisungen kommen von ihnen und sind somit korrekt und amtlich bestätigt. Hat bisher immer geklappt.«

»Meinen Sie eigentlich nicht *Social Security*-Ausweise?«, fragte Hilts.

»Machen Sie in der Botschaft in Paris bloß nicht diesen Fehler, sollte Sie jemand danach fragen, was allerdings bestimmt niemand tun wird. In den USA heißt es *Social Security*, in Kanada *Social Insurance*.«

»Aber wir fahren doch gar nicht nach Paris«, warf Finn ein.

»O doch«, sagte Arthur Simpson.

»Und was wird mit Lausanne?«

»Der Mann, den Sie suchen, lebt nicht mehr dort.« Er hielt inne. »Er ist seit Donnerstag, den 8. September 1960, dreiundzwanzig Uhr zweiundzwanzig tot.«

»Geht's vielleicht etwas genauer«, bemerkte Hilts.

»Das war der Moment, in dem das Schiff unterging«, sagte Simpson. »Sobald wir hier mit Liam fertig sind, erzähle ich Ihnen alles darüber.« Was er auch tat.

Mit Ausnahme ihrer Pässe waren sie bis zwei Uhr im Besitz aller Papiere, die sie benötigten. Als Dreingabe hatte Pyx noch zwei vollkommen legitime, auf ihre neuen Namen laufenden Visakarten der Bank of Nova Scotia beigesteuert, jede mit einem Zehntausend-Dollar-Dispokredit, der laut Pyx irgendwie aus dem immensen Strom unsichtbarer drahtloser Überweisungen abgeschöpft wurde, die von der großen kanadischen Bank via Satellit Tag für Tag rund um die Welt getätigt wurden.

Die meiste Zeit ihres Aufenthalts im Vieux Four verbrachten sie im Garten hinter dem Haus, wo sie eiskaltes Sangano-Blonde-Bier tranken, sich an Käse und Pâté gütlich taten und Arthur Simpsons Erzählungen lauschten. In der warmen Sonne konnte Finn fast vergessen, warum sie an diesem idyllischen Ort mit seinen summenden Bienen und zwitschernden Vögeln waren. Fast.

Am frühen Nachmittag dankten sie Pyx für seine Gastfreundschaft und die prompte Anfertigung ihrer Dokumente. Dann stiegen sie mit den neuen Papieren in den Mercedes und fuhren wieder den Berg hinunter. Sobald sie auf der *autoroute* waren, brauchten sie für die gut hundert Kilometer nach Lyon nur noch etwas über eine Stunde. Simpson setzte sie vor dem Bahnhof Part-Dieu ab.

»Von hier gehen ständig Schnellzüge. Bis nach Paris sind es etwa zwei Stunden. Eigentlich müssten Sie jetzt allein zurechtkommen. Wissen Sie noch, wie das Hotel heißt, das ich Ihnen genannt habe?«

»Hotel Normandie. Rue de la Huchette zwischen Rue de Petit Pont und Boulevard St. Michel am linken Seine-Ufer«, wiederholte Finn Simpsons Angaben.

»Braves Mädchen.« Der alte Mann lächelte.

»Für die Pässe sind wir Ihnen noch was schuldig«, sagte Hilts zerknirscht. »Nicht, dass Sie denken, ich hätte das vergessen.«

»Aber nicht doch, Mr. Hilts, das geht schon in Ordnung so.« Durch das offene Fenster des Mercedes sah Simpson wohlwollend zu Finn hoch. »Betrachten Sie das Ganze als einen Gefallen, den Sie dem Gedenken eines alten Freundes zu verdanken haben.«

»Wir zahlen Ihnen alles zurück«, erklärte Finn entschieden.

»Jetzt sehen Sie endlich, dass Sie loskommen«, drängte Simpson.

»Was haben Sie nun eigentlich vor?«, fragte Hilts.

»Ich muss wieder zurück nach Italien, ein paar Leute besuchen. Aber ich bin sicher, bis das hier zu Ende ist, sehen wir uns noch einmal. Halten Sie nach mir Ausschau.« Er lächelte wieder, kurbelte das Fenster hoch und fuhr weg. Hilts und Finn drehten sich um, überquerten den breiten Gehsteig und betraten den modernen Bahnhof. Sie kauften zwei Fahrkarten erster Klasse für den nächsten Hochgeschwindigkeitszug nach Paris, einen nagelneuen TGV-Duplex mit großen Sitzen wie im Flugzeug, viel Beinfreiheit und einer Höchstgeschwindigkeit von 320 Stundenkilometern. Sie stiegen in den Zug, nahmen ihre Plätze ein und machten es sich für die relativ kurze Fahrt bequem. Bisher war ihnen nichts Verdächtiges aufgefallen, aber ohne Pässe und nur mit gefälschten Papieren fühlten sie sich beide unbehaglich. Der TGV war voll, hauptsächlich ausländische Touristen auf dem Weg nach Paris. Sie hatten zwei Sitze nebeneinander, und niemand schenkte ihnen Beachtung. Der Zug fuhr pünktlich ab und nahm wenige Minuten später an Geschwindigkeit zu, als er durch die Vororte der drittgrößten Stadt Frankreichs rauschte. Keiner von beiden hatte ein Wort gesprochen, seit sie sich vor dem Bahnhof von Simpson verabschiedet hatten.

»Möchtest du etwas zu essen?«, fragte Hilts, der Finn den Fensterplatz überlassen hatte und am Gang saß.

»Nein, danke.«

»Was zu trinken?«

»Nein, ich habe keinen Durst.« Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht später.«

»Ja, vielleicht später«, murmelte Hilts. Er zögerte.

»Was weißt du eigentlich wirklich über diesen Simpson?«, fragte er endlich.

»Nicht viel«, antwortete Finn. »Er kam in Kairo in mein Zimmer und behauptete, meinen Vater zu kennen. Außerdem warnte er mich vor Adamson.« Sie hielt inne. »Er behauptete auch, Vergadora von früher zu kennen.« Sie hielt erneut inne. Der Zug begann leicht zu schwanken und zu vibrieren, als er das Stadtgebiet hinter sich ließ und noch einmal beschleunigte. »Ich weiß, er hat uns gestern Nacht sehr geholfen. Und heute hat er uns Pässe beschafft. Lauter Dinge, die wir allein nie geschafft hätten.«

»Wie eine Art Schutzengel, ist es das, was du meinst?«

»Ich bin nicht ganz sicher.«

»Hast du dich mal gefragt, was für ihn bei der Sache herauspringt?«

»Ja.«

»Und?«

»Das kann ich dir nicht beantworten, weil ich es nicht weiß. Ich weiß nur, was er bisher für uns getan hat.«

Hilts schwieg eine Weile. Er starrte auf den gestreiften Bezug und das Klapptischchen des Sitzes vor ihm.

»Kennst du dieses Gefühl, wenn du einen Film siehst oder ein Buch liest und plötzlich der Moment kommt, an dem du innehältst und dich fragst, warum gehen die jetzt nicht einfach zur Polizei?«

»Klar kenne ich das«, sagte Finn. »Es ist wie in einem Horrorfilm, wenn das Mädchen in den dunklen Keller geht und alle außer ihr wissen, sie sollte auf der Stelle kehrtmachen und weglaufen.«

»Aber wenn sie das täte, wäre der Film zu Ende«, gab ihr Hilts Recht. »Genau an diesem Punkt sind wir jetzt angekommen. Wir sind an der Stelle, wo der Film eigentlich aufhören müsste, denn wenn wir auch nur einen Funken Verstand im Hirn hätten, würden wir jetzt zur Polizei gehen.«

»Aber das können wir nicht. Sie suchen uns wegen des Mordes an Vergadora.«

»Und unser Schutzengel, dein Freund Mr. Simpson, taucht immer wieder zum richtigen Zeitpunkt auf und hilft uns, der Polizei zu entkommen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Er sorgt dafür, dass der Film weitergeht.«

»Und?«

»Warum tut er das?«, fragte Hilts. »Vielleicht möchte er, dass wir weiter nach De Vaux suchen.« Er hielt inne. »Oder wir werden in eine Falle gelockt.«

»Der Gedanke ist mir auch schon gekommen«, sagte Finn geknickt. »Aber was könnten wir dagegen groß tun?«

»Diese Geschichte, die er uns heute über DeVaux in Liam Pyx' Garten erzählt hat ...«

»Was soll damit sein?«

»Glaubst du sie?«

»Ich weiß nicht. Darüber versuche ich mir noch klar zu werden.«

26

Während sie darauf gewartet hatten, dass Pyx ihre neuen Papiere anfertigte, hatte ihnen Simpson von seiner Beziehung zu dem verschwundenen Mönch und zu dem Mann erzählt, der jahrelang hinter DeVaux her gewesen war, Abramo Vergadora. Laut Simpson hatte Hilts recht gehabt; Vergadora war nicht nur ein *sayan* des israelischen Geheimdiensts Mossad, sondern er war schon, bevor der Mossad oder der Staat Israel überhaupt existiert hatten, aktiver Geheimdienstangehöriger gewesen. Simpson machte Ende der Dreißigerjahre die Bekanntschaft des italienischen Juden in Cambridge, wo Vergadora Ethnologie und Archäologie unter Louis Clarke und T.C. Lethbridge, Kurator für angelsächsische Altertümer im Cambridge Archaeological

Museum, studiert hatte. Nach Ausbruch des Krieges entschied sich Vergadora, in der Schweiz zum British Intelligence zu gehen, statt nach Italien zurückzukehren, wo er unter Mussolini mit Repressalien zu rechnen gehabt hätte. Er schloss sich der sogenannten Jewish Brigade an, die gegen Ende des Krieges Deutsch sprechende Juden als Widerstandskämpfer und Spione nach Deutschland einschleuste. Im Zuge dieser Tätigkeit erfuhr er, dass DeVaux seinen Erzfeind Pedrazzi gekannt hatte und nach dessen Verschwinden in der Libyschen Wüste kurz nach Venosa gekommen war, um in den alten Katakomben zu graben und sich dann nach Amerika abzusetzen. In dieser Zeit änderte DeVaux, möglicherweise mithilfe alter Freunde im Vatikan, seinen Namen in Peter Devereaux und tauchte schließlich als stellvertretender Kurator am Wilcox Classical Museum der University of Kansas in Lawrence wieder auf.

»Ziemlich verworren das alles«, hatte Hilts bemerkt.

»Mag sein, aber es passt genau ins Bild.« Simpson hatte sich ein Stück Baguette mit Gänseleberpâté in den Mund geschoben. »Das Wilcox ist auf griechische und römische Altertümer spezialisiert und besitzt unter anderem eine der umfangreichsten Sammlungen römischer Münzen und Medaillons. Also genau solche Dinger, wie sie an Pedrazzi eins gefunden haben.«

DeVaux-Devereaux hielt sich an der Universität jahrelang im Hintergrund, aber Vergadora zufolge hatte er weiter seine Forschungen betrieben und Kontakt mit der École Biblique in Jerusalem gehalten. Laut Vergadoras Aussagen, die von Simpson bestätigt wurden, war die École Biblique jedoch mehr als nur ein Institut für biblische Archäologie; sie war in dieser chronisch krisengeschüttelten Region auch seit jeher ein vatikanischer Lauschposten.

Mithilfe geheimer, von seinen Freunden beim Mossad beschaffter Informationen fand Vergadora DeVaux' neue Identität und sein Versteck heraus. Darüber hinaus brachte Vergadora in Erfahrung, so Simpson, dass der ehemalige vatikanische Archäologe eine Entdeckung von enormer religiöser und historischer Tragweite gemacht hatte: das sogenannte Luzifer-Evangelium, das Jesus selbst verfasst hat-

te – und zwar nach der Kreuzigung. In diesem Evangelium, manchmal auch unter dem Namen ›Geständnis Jesu‹ bekannt, wird geschildert, wie im Garten Gethsemane sein Bruder Jakobus den Platz von Jesus einnahm, was dann von Judas an die römischen Soldaten ›verraten‹ wurde, die keine Ahnung hatten, wie Jesus aussah, als sie zu seiner Festnahme erschienen. Jesus selbst wurde daraufhin mithilfe einiger vor Kurzem bekehrter Römer heimlich in die Libysche Wüste gebracht, wo er bis ins hohe Alter als Eremit lebte. Diese Geschichte vermengte sich schließlich mit den Legenden um die Verlorene Legion und die Wüstenstadt Zerzura mit ihren angeblich arischen Hütern, den blauäugigen, blonden Rittern des heiligen Sebastian. Selbstverständlich stellten diese Überlieferungen alle grundlegenden Glaubensinhalte in Frage, auf denen die katholische Kirche und mit ihr das gesamte Christentum basierten; es wäre eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes, wenn der Kirche mit einem Schlag ihr ganzes Glaubensfundament entzogen würde. Groteskerweise schien DeVaux-Devereaux diese Entdeckung auch noch ausgerechnet in den Vereinigten Staaten gemacht zu haben. Seinen Theorien zufolge war das Evangelium von frühen Templer-Forschungsreisenden ins Innere Amerikas gebracht worden, möglicherweise zusammen mit dem größten Schatz überhaupt: den Gebeinen Jesu. Ob nun Legende oder Wirklichkeit, es war auf jeden Fall eine Geschichte, die für die gesamte westliche Welt weitreichende Folgen gehabt hätte.

Nachdem DeVaux-Devereaux diese Entdeckung gemacht hatte, vereinbarte die Kirche schließlich ein Treffen, allerdings auf neutralem Boden. Der ehemalige vatikanische Historiker wusste, dass seine Informationen – und seine Beweise – nicht nur enorm wertvoll, sondern auch gleichermaßen gefährlich waren. Das Treffen sollte in Nassau auf den Bahamas, das für beide Beteiligten problemlos zu erreichen war, an Bord des französischen Passagierdampfers *Ile de France* stattfinden, der inzwischen in *Acosta Star* umbenannt worden war. Der Mann, mit dem er sich treffen sollte, war Bischof Augustus Principe vom Päpstlichen Institut für biblische Studien in Rom. Leider geriet das Schiff, kurz nachdem es von den Bahamas ausgelaufen war, in

Brand und sank. Der ehemalige Priester Devereaux und Bischof Principe kamen ums Leben, und das Geheimnis des Luzifer-Testaments ging verloren. Vergadora und nach ihm Simpson machten sich daran, zumindest die konkreten Fakten der Geschichte auf ihre Richtigkeit zu überprüfen, und stellten fest, dass sie stimmten: Es hatte eine umfangreiche dreifach verschlüsselte Korrespondenz zwischen der École Biblique in Jerusalem, dem vatikanischen Sekretariat und dem unter dem Namen Peter Devereaux bekannten Mann aus Lawrence, Kansas, stattgefunden, und die *Acosta Star* war tatsächlich am Donnerstag, dem 8. September 1960, um dreiundzwanzig Uhr zweiundzwanzig mit einem Mann namens Peter Devereaux auf der Passagierliste in der Karibik gesunken.

Und damit schien der Fall erledigt. Die Geschichte, die im heißen Sand der Libyschen Wüste begonnen hatte, fand im türkisblauen Wasser der Karibik ihr Ende, nach einer Reise über zweitausend Jahre quer über den Globus, die wie so oft, wenn es um göttliche Worte und Taten ging, mit dem Blut Unschuldiger und Schuldiger gleichermaßen getränkt war.

Auf dem letzten Stück der Fahrt von Lyon nach Paris passierte rein gar nichts. Der Zug fuhr pünktlich in den Gare de Lyon ein, und ein höflicher Pariser Taxifahrer brachte sie mitten durch die Stadt zur Petit Pont, überquerte die Ile de la Cité zum Rive Gauche und setzte sie vor dem fünfstöckigen Hotel Normandie in der Rue de la Huchette ab, einem schmalen, lebhaften Sträßchen im Quartier Latin. Es gab Metzgereien, Bäckereien, einen Tabakladen, zwei weitere Hotels in der gleichen Preisklasse wie das Normandie, einen Laden für Orthopädiebedarf und eine Reihe kleiner Geschäfte, wie man sie auch in jedem anderen Viertel findet, und viele Restaurants. Nach einem recht passablen Essen und einer Flasche *vin ordinaire* im Café St. Michel an der Ecke zogen sie sich erschöpft auf ihre Zimmer zurück und legten sich schlafen. Am nächsten Morgen stellten sie unter Zuhilfenahme eines

Telefonbuchs und eines Stadtplans fest, dass die kanadische Botschaft in der Avenue Montaigne von ihrem Hotel zu Fuß erreichbar war. Sie brachen in der hellen Morgensonne auf, überquerten auf der Pont des Invalides die Seine und gingen in Richtung Champs-Élysées zum Botschaftsviertel um die Avenue Foch weiter. Die Botschaft, errichtet unter Napoleon III. entpuppte sich als ein dezentes Ensemble aus drei Bauten, die in einer prächtigen baumgesäumten Straße lagen. Nicht ohne gewisse Beklemmung betraten Finn und Hilts das Gebäude. Das Botschaftsinnere unterlag offensichtlich strengen Sicherheitsvorkehrungen, aber letzten Endes lief das Ganze dann doch auf einen typischen Behördengang hinaus, Plastikstühle, Nummernziehen und Schlange stehen inklusive. Nach einer Stunde verließen sie die Botschaft als stolze Eigentümer zweier blaugoldener kanadischer Pässe.

»Das war ja echt ein Klacks«, sagte Hilts erleichtert. Sie machten sich auf den Rückweg in ihr Hotel.

Die Entführung verlief absolut professionell und ohne Pannen. Ein Mann, lässig gekleidet in Jeans und dunkelblauem Sweatshirt, mit einem Rottweiler an der Leine, näherte sich ihnen von vorn, zwei Männer, bewaffnet, kamen von hinten. Links von ihnen hielt ein grüner Mercedes an, und die Hintertür ging auf. Einer der zwei von hinten anrückenden Männer tat einen Schritt nach vorn, drückte etwas Hartes zwischen Finns Schulterblätter und dirigierte sie auf den Rücksitz. Genauso gingen sie mit Hilts vor. Währenddessen stand der Mann mit dem Rottweiler nur da und passte auf, dass sich von den Passanten auf dem Gehsteig niemand einmischte. Der Hund gab ein tiefes Knurren von sich. Einer der Männer stieg nach Finn und Hilts ein, der zweite warf die Tür zu, und der Wagen fuhr los. Das Ganze hatte keine zwanzig Sekunden gedauert. Als Finn aus dem Rückfenster schaute, ging der Mann mit dem Hund weiter, als ob nichts geschehen wäre, der zweite Mann entfernte sich in die entgegengesetzte Richtung.

Finn und Hilts waren auf dem Rücksitz zwischen zwei Männern eingekquetscht. Vorne saß neben dem schwergewichtigen Fahrer ein weiterer Mann auf dem Beifahrersitz. Er drehte sich zu ihnen um. Sein Haar war dunkel und sehr kurz. Er hatte einen Vollbart und trug eine getön-

te Brille. In der Hand hielt er ein kleines Lederetui mit einem Ausweis, auf dem das berühmte Abzeichen von Interpol mit dem Schwert durch die Weltkugel und den Waagschalen der Gerechtigkeit war. Wortlos zeigte er ihn zuerst Hilts und dann Finn und sah sie dabei finster an, schließlich klappte er das Etui zu und drehte sich wieder nach vorn.

Finn legte mit klopfendem Herzen die Hände in ihrem Schoß ineinander. Hilts neben ihr verschränkte die Arme über der Brust und starrte auf den Zwischenraum zwischen Fahrer und Beifahrer. Finn war zuvor erst einmal in Paris gewesen, und auch das nur für wenige Tage. Die an den Fenstern vorbeihuschende Stadtszenerie ließ sie kalt; breite Avenuen, Denkmäler, Baumalleen, lange Reihen von Häusern, die alle in der Empire-Zeit gebaut worden zu sein schienen. Eine Atmosphäre von Prunk und Verfall, breiten, dicht bevölkerten Gehsteigen und chaotischem Verkehr. Der Mercedes musste immer wieder anhalten, und der Fahrer schimpfte und hupte im Chor mit den anderen. Aber er schimpfte nicht auf Französisch, sondern in einem arabischen Dialekt mit vielen Zisch- und Rachenlauten. Ein schroffer Befehl des Mannes auf dem Beifahrersitz ließ ihn verstummen.

»*Said bousak, Hmar!*«

Sie bogen in einen Kreisverkehr ein, und Finn sah, dass sie einen stark befahrenen Boulevard nehmen wollten, auf dessen rechtem Gehsteig sich zahlreiche Verkaufsstände aneinanderreiheten. Plötzlich musste der Fahrer das Steuer herumreißen, um einem Wagen auszuweichen, und Hilts wurde gegen den Mann neben ihm geschleudert. Der Mann flog mit solcher Wucht gegen die Tür, dass er mit schmerzverzerrtem Gesicht nach Luft schnappte. Hilts presste sich mit aller Kraft gegen ihn, bis die Tür aufging, und stieß den schreienden Mann mit der Schulter aus dem Auto. Hinter ihnen ertönte ein grässlicher dumpfer Schlag und lautes Bremsenquietschen, und bevor jemand reagieren konnte, schoss Hilts' rechte Hand vor, und aus dem Hals des Fahrers standen plötzlich zehn Zentimeter Wellenschliffstahl. Mit einem Aufschrei riss der Mann beide Hände hoch und tastete hektisch nach dem schwarzen Griff des Messers. Das Auto geriet ins Schleudern, wurde heftig durchgeschüttelt, krachte gegen irgendetwas Massives, Festes

und kam abrupt zum Stehen. Hilts hatte bereits Finns Hand gepackt und warf sich aus dem Auto in einen Haufen Kohlköpfe.

»Komm!«, schrie er. Sie rappelten sich hoch und rannten taumelnd von dem demolierten Mercedes fort. Der Mann auf dem Beifahrersitz schlug sich mit dem Airbag herum. Der Fahrer hatte inzwischen die Klinge aus seinem Hals gezogen und versuchte verzweifelt, mit seinen Händen das aus der Wunde spritzende Blut zu stoppen.

Finn und Hilts rammten immer wieder Passanten, als sie zwischen den Marktständen hindurchrannten, und zogen eine Spur durch die Luft fliegender Einkaufstüten mit Lebensmitteln hinter sich her. Begleitet von den Flüchen der Händler rannten sie blindlings weiter und mussten immer wieder grabschende Hände abschütteln, die sie festzuhalten versuchten. Finn konnte die Trillerpfeife eines Polizisten hören und in der Ferne eine Sirene.

Plötzlich zerriss das trockene Krachen einer automatischen Pistole die Luft. Der Mann aus dem Auto feuerte auf sie. Die Menschen auf dem Markt um sie herum gerieten in Panik, warfen sich zu Boden oder stürzten schreiend davon. Ganz dicht an Finns Wange pffte ein heißer Hauch vorbei, und dann ertönte erneut das Krachen eines Schusses.

»In die Metro!«, brüllte Hilts und zog sie mit sich. Sie hatten das Ende des Straßenmarkts erreicht. Der letzte Stand lag nicht weit vom Eingang der U-Bahn entfernt. Hilts stolperte die Stufen in den Untergrund hinunter, kam dabei fast zu Fall, und Finn heftete sich an seine Fersen. Dabei rannten sie eine Frau, die mit ihrem Pudel nach oben kam, beinahe über den Haufen. Gerade in dem Moment, als sie die Fahrkartensperre überwand, hörten sie eine Metro in die Station einfahren. Sie hasteten weiter und als die Bahn zum Stehen kam, drängten sie sich durch eine sich zischend öffnende Tür in den Waggon. Als sie sich schwer atmend auf einen Sitz plumpsen ließen, sah Finn, wie ihr Verfolger keuchend am Bahnsteig ankam. Das Warnsignal ertönte, und der Mann stieg sechs oder sieben Waggons hinter ihnen ein.

»Er hat es geschafft«, flüsterte Finn.

»Ich habe es gesehen«, antwortete Hilts.

»Was machen wir jetzt?«

»Ich überlege gerade.«

»Dann überleg mal ein bisschen schneller.«

Die Metro ratterte durch die Station und fuhr in das System aus unterirdischen Schächten ein, das die Stadt kreuz und quer durchzog. In jeder Kurve quietschten die Räder, und die Waggons begannen ächzend zu schaukeln. Sie waren in der ersten und ältesten U-Bahnlinie von Paris, der Nummer eins, und so fühlte es sich auch an.

»Er wird sich an jeder Haltestelle ein Stück nach vorn vorarbeiten, vielleicht sogar jedes Mal mehrere Waggons. Spätestens nach drei Haltestellen hat er uns erreicht.«

»Und wo wäre das?«

»Wo sind wir eingestiegen?«

»Die Station hieß, glaube ich, Saint Mandé.«

»Und was heißt das für uns?«

Finn sah auf den Streckenplan über der Tür.

»Reuilly-Diderot.«

»Ist das eine große Station, ein, wie nennt man das, Umsteigebahnhof?«

»Nein.«

»Wann kommt so einer?«

»Nation«, antwortete sie. »Die zweite Haltestelle.«

»Dann steigen wir dort aus. Wir müssen ihn abhängen.«

»Wo hattest du plötzlich dieses Messer her?«

»Dein Freund Simpson hat es mir im Auto gegeben, als du geschlafen hast. Ziemlich fieses kleines Ding, ein Springmesser. Made in Italy. Er meinte, er hätte zwei davon.«

»Wer waren diese Typen eben?«

»Jedenfalls waren sie nicht von Interpol. Der Fahrer sprach Arabisch, und der andere hat ihn auf Arabisch zusammengestaucht.«

»Das habe ich auch gehört.«

Sie fuhren in die nächste Station ein – Porte de Vincennes. Ein paar Leute stiegen aus und ein. Das Horn ertönte, und die U-Bahn fuhr wieder los.

»Stehen wir schon mal auf«, sagte Hilts. Sie stellten sich vor die Tür auf der rechten Seite.

»*L'autre côté*«, sagte ein alter Mann im Regenmantel und mit dunkelblauer Baskenmütze. Er rauchte direkt unter dem auf dem Fenster angebrachten Hinweis DEFENSE DE FUMER eine selbst gedrehte Zigarette.

»Was?«, fragte Hilts.

»Andere Seite«, übersetzte Finn. »So viel Französisch kann ich gerade noch. Ich glaube, er meint, der Bahnsteig ist auf der anderen Seite.« Sie lächelte den Mann an. »Merci.«

»*Parle à mon cul, ma tête est malade*«, antwortete der Mann mit säuerlicher Miene.

»Was hat er gesagt?«, fragte Hilts.

»Nichts sehr Nettes, glaube ich«, antwortete Finn. Die Metro fuhr donnernd in die nächste Station ein. Sie war wesentlich moderner als die vorangegangenen und hatte ein halbes Dutzend Ausgänge. Sie entschieden sich für den nächstgelegenen und zwängten sich durch die Menge ankommender und abfahrender Fahrgäste.

»Wohin fahren wir?«

Finn hielt Ausschau nach der Linie sechs. »Étoile.«

»Wo ist das?«

»Am Arc de Triomphe.«

»Wo wir am Anfang waren.«

»In etwa.«

Hilts schaute hinter sich und suchte die über den Bahnsteig strömenden Menschen nach ihrem Verfolger ab.

»Siehst du ihn irgendwo?«

»Noch nicht.«

Sie folgten den Linienhinweisen und sausten durch unterirdische, lange Gänge auf den Bahnsteig der Metro Richtung Charles de Gaulle – Étoile. Eine Bahn fuhr ein und kam quietschend zum Stehen, und die Waggontüren gingen auf. Hunderte von Menschen drängten sich an ihnen vorbei.

»Da!« Finn hatte den Mann mit dem Vollbart und der getönten Brille

entdeckt. Er bahnte sich einen Weg auf den Bahnsteig. Jemand schrie ihn aufgebracht an, aber der Mann ignorierte es. Hilts packte Finn am Ellbogen und schob sie in den nächsten Waggon, dann blickte er kurz hinter sich und folgte ihr. Die Türen gingen zu, und ihr Verfolger blieb auf dem Bahnsteig zurück. Als die Metro abfuhr, sah Hilts, wie der Mann ein Handy an sein Ohr hielt.

»Er fordert telefonisch Verstärkung an. Scheiße!«

»Wir können nicht lange in dieser U-Bahn bleiben«, sagte Finn. »Möglicherweise hat er an den nächsten Stationen Leute postiert, um uns abzufangen.« Sie schaute zum Streckenplan über der Tür hoch. Das Streckennetz der Pariser Metro war unglaublich kompliziert, und nach ihrem hundertjährigen Bestehen gab es in der ganzen Stadt kein Gebäude, das weiter als fünfhundert Meter von einer U-Bahnstation entfernt war.

Auf jeden Fall würde jemand in der Station Montparnasse-Bienvenue auf sie warten. Das war ein großer Umsteigebahnhof, an dem sich ein halbes Dutzend Linien kreuzten. Mittlerweile kamen sie an die Place d'Italie und fuhren weiter. Jedenfalls war ihr Verfolger nicht schnell genug gewesen, um dort einen seiner Männer zu postieren. Laut Metroplan hatten sie vor der nächsten großen Station nur noch drei Gelegenheiten auszusteigen. Entweder Denfert-Rochereau, Raspail oder Edgar Quinet. Sie wusste über diese Haltestellen nur, dass sie nicht weit vom Montparnasse entfernt lagen, wo früher die Pariser Bohème zu Hause gewesen war. Inzwischen war es jedoch kaum mehr als ein etwas abgehalftertes Touristenviertel voller Cafés, die sich als Lenins Lieblingsrestaurant oder Hemingways Stammkneipe ausgaben.

»Bei der nächsten Haltestelle«, sagte Hilts. Wieder stellten sie sich an die Tür. Die U-Bahn fuhr langsamer und kam quietschend zum Stehen. Sie stiegen aus und gingen, so schnell es ging, den überfüllten Bahnsteig hinunter. Als die Metro in den Tunnel fuhr, entdeckte Finn auf der anderen Seite des Gleises einen Mann, der überrascht zu ihr herübersah – es war derselbe, der Finn und Hilts in der Nähe der kanadischen Botschaft in das Auto gestoßen hatte. Er stand kurz mit offenem Mund da, dann sprintete er zum Ausgang.

»Sie sind hinter uns her!«

Finn und Hilts rannten zum nächstgelegenen *sortie*, ließen die Rolltreppe links liegen und hasteten die lange Treppe hinauf. Oben angekommen, liefen sie keuchend durch die große Station und stürzten, ohne stehen zu bleiben, durch einen der drei Ausgänge ins Freie. Sich zwischen vorbeirauschenden Autos hindurchschlängelnd, schafften sie es zu einem Rondell in der Mitte der Straße, auf dem ein riesiges Reiterdenkmal aus Bronze stand. Für Gießereibesitzer musste Paris einmal ein lohnendes Pflaster gewesen sein, dachte Finn.

»Wo lang?«, fragte sie.

»Egal. Wir müssen ihn abhängen. Lauf!«

Hilts nahm sie an der Hand und sie rannten weiter. Neben einem Taxistand bremste abrupt ein Auto. Ein Mercedes, diesmal ein blauer. Der Mann mit dem Rottweiler sprang, allerdings ohne Hund, aus dem Wagen. Hinter ihnen rannte der Verfolger aus der U-Bahn über die Straße auf sie zu. Sie machten einen Schlenker, erreichten den Gehsteig und stürmten eine kurze Treppe hinauf und durch eine hohe schwarze Flügeltür, die wegen der Sommerhitze offenstand.

Neben einer Schranke in der Mitte einer großen Marmorhalle saß ein Mann in einer Uniform. Er machte einen gelangweilten Eindruck. Auf einem Schild stand: Eintritt 10 – Hilts langte in seine Hosentasche, zog ein paar zerknüllte Geldscheine heraus und drückte sie dem Wärter in die Hand. Sie stürmten durch die Sperre, und Finn blickte kurz hinter sich, um zu sehen, ob ihnen die Männer folgten. Bisher waren sie nicht aufgetaucht. Vor ihnen war nichts als ein rundes Loch im Boden, von dem eine Treppe nach unten führte.

»Wo sind wir denn hier gelandet?«, stieß Hilts atemlos hervor und blickte auf die dunkle Wendeltreppe hinab. »Geht's da in die Kanalisation hinunter?«

In diesem Moment wurde Finn alles klar. Sie hatte bei ihrem letzten Parisaufenthalt in einem Führer davon gelesen. Hier ging es nicht in die Kanalisation hinunter. Es war der Eingang zu den Pariser Katakomben, letzte Ruhestatt unzähliger Toter aus mehreren Jahrhunderten, tief unter den Straßen der alten Stadt.

Paris existiert seit mehr als zweitausend Jahren. Ursprünglich ein kleines Dorf auf der Ile de Cité, wo heute die Kathedrale von Notre Dame steht, breitete sich die Stadt später auf beiden Seiten der Seine in alle Himmelsrichtungen aus. Wie jedes rasch sich vergrößernde urbane Zentrum hatte Paris zwei Hauptprobleme, die die Gesundheit der Menschen schwerwiegend und manchmal sogar tödlich bedrohten: Müll und Leichen. Beide zogen Seuchen nach sich. Im Mittelalter raffte der Schwarze Tod, die Beulenpest, weite Teile der Bevölkerung dahin. Ein paar Jahrhunderte später, als Napoleon seine Vision von Paris zu verwirklichen versuchte, waren die Friedhöfe überfüllt und man stolperte an allen Ecken und Enden der Stadt ständig über verwesende Leichen. Mindestens ein Jahrtausend lang hatte jede der etwa tausend Kirchen von Paris ihren eigenen Friedhof gehabt. Doch als sich Napoleon nun ans Aufräumen machte, gerieten ihm die Friedhöfe bei seinen stadtgestalterischen Visionen massiv in die Quere. Paris war wie später auch Washington, dessen Planer Pierre L'Enfant sich vom Palast in Versailles hatte inspirieren lassen, auf sumpfigem Gebiet erbaut. Leichen wurden daher weniger begraben als im Schlamm versenkt. Als ein außerordentlich praktisch veranlagter Mann entschied Napoleon alle Friedhöfe zu räumen und die dort bestatteten Toten in die alten römischen Kalksteinbrüche umzubetten, die am damaligen Stadtrand von Paris lagen. Im Zuge der fortschreitenden städteplanerischen Neugestaltung wurde dieses Vorhaben auch nach und nach in die Tat umgesetzt. Die vor Kurzem Verstorbenen wurden in drei Hauptfriedhöfen beigesetzt: im Père Lachaise, dem bekanntesten, wo heute so unterschiedliche Berühmtheiten wie Jim Morrison von den Doors und Frédéric Chopin liegen, sowie in Montparnasse und Mont-

martre, die den Rest abbekamen. Die Gebeine der sieben Millionen restlichen Toten wurden gesammelt und zu den Kalksteinbrüchen gebracht, wo sie auf diese Weise sechzig Meter unter der Erdoberfläche entsorgt wurden. Im Lauf der Zeit bildeten die Steinbrüche und Katakomben auf beiden Seiten der Seine ein unterirdisches Stollennetz mit einer Länge von fast dreihundert Kilometern und zahlreichen geheimen Zugängen durch Abwasserkanäle, Einstieglöcher und alte Gebäude, die über die halbe Stadt verteilt waren. Die Nazis verwendeten einige von ihnen als Kommunikationsbunker und Luftschutzkeller. Gleichzeitig dienten andere Teile des unterirdischen Netzwerks der Pariser Resistance als Versammlungsorte und Waffenlager. Laut historischen Dokumenten stießen die beiden feindlichen Parteien dort jedoch nie aufeinander. Der einzige SS-Trupp, der in die Katakomben geschickt wurde, um die Widerstandskämpfer auszuheben, verschwand spurlos.

Finn und Hilts stiegen auf der schmalen Spindeltreppe in die Katakomben hinab. Die Sommerhitze ließ merklich nach und wich einer klammen Kühle, die Finn frösteln ließ. Licht spendeten kleine Glühbirnen an einem zerfransten Kabel, das um die steinerne Säule in der Mitte der Treppe geschlungen war. Um ihrer zunehmenden Klaustrophobie entgegenzuwirken, begann Finn die Stufen zu zählen. Bei 234 kamen sie unten an. Von oben hallten Schritte herab, aber es ließ sich nicht feststellen, ob es ihre Verfolger waren oder nur ein paar Touristen, die ihre 10 Euro Eintritt bezahlt hatten. Eine Markierung an der Wand wies sie daraufhin, dass sie sich siebzig Meter unter der Erdoberfläche befanden. Einzige Lichtquelle war eine Reihe runzliger Glühbirnen, die sich im Dunkeln verlor. Sie mussten weiter, denn es gab hier keinen anderen Weg zurück als wieder die Treppe hinauf, direkt in die Klauen ihrer Verfolger. Der Boden unter ihren Füßen knirschte. Nasser Kies. Wände und Decke des steinernen Gangs troffen vor Feuchtigkeit. Genau der richtige Ort zum Sterben, dachte Finn.

Hundert Meter weiter wurde der Gang breiter und mündete schließlich in einen geräumigen, gut beleuchteten Raum. Das beengende Gefühl, das sie soeben noch verspürt hatte, ließ etwas nach. Die kalt

schwitzende, niedrige Decke befand sich jedoch weiterhin nur einen Meter über ihren Köpfen. Am Ende des langgezogenen Raums tat sich ein offenes Portal auf, das von zwei ägyptisch anmutenden Obeliskten eingefasst war. Über dem Durchgang war auf Lateinisch eine Warnung in den Stein gemeißelt. Finn übersetzte:

»Halt! Du betrittst hier das Reich der Toten.«

»Na, super«, murmelte Hilts. Sie gingen hindurch und betraten den Inbegriff einer höhlenklammen Hölle.

Überall, von der Decke hängenden Glühbirnen beleuchtet und wie Brennholz in mannshohen, sechs Meter langen Reihen aufgeschichtet, türmten sich Massen menschlicher Gebeine. Gelb, feucht und alt, Schicht um Schicht, Oberschenkel, Schienbeine, Beckenknochen, Arme, Wirbelsäulen, Schlüsselbeine, Zehntausende von Totenköpfen, die Augenhöhlen blind stierend, Kiefer und Zähne von herabtropfendem Kalk zu einem immerwährenden Grinsen verfestigt, ein Knochenmassaker wie aus den wildesten Fantasien eines Massenmörders, der letzte Rest Menschlichkeit ausgemerzt angesichts der ungeheuren Menge an Knochen, die sich unter dem sickernden Sinter allmählich zu einem einzigen monströsen Fossil vereinigten. In der feuchten Luft hing widerlich süßlicher Verwesungsgeruch, und das einzige Geräusch war das leise Hauchen ihres rauen Atems.

»O Gott«, entfuhr es Finn. Sie ergriff Hilts' Hand und drückte sie.

»Vor uns sind wahrscheinlich andere Leute. Komm.«

Angespannt in das unheimliche Halbdunkel spähend, gingen sie gemeinsam den Knochenkorridor hinunter. Etwa alle 15 Meter gingen vom Hauptgang Nebenstollen ab, deren Zugänge durch schmiedeeiserne Gitter versperrt waren, die vermutlich verhindern sollten, dass Besucher den Hauptgang verließen und sich hoffnungslos verirrten. Sie kamen an einer Schubkarre vorbei, über deren Ladung aus Knochen eine Schaufel lag. Offensichtlich wurde das riesige Beinhaus noch genutzt.

Hilts blieb stehen. »Warte mal.« Er drehte sich um und lauschte. Zuerst schien es vollkommen still, doch dann hörten sie es beide: ein leises, huschendes Rascheln wie von Ratten in einer Scheune. Rasche

Schritte auf Kies. »Sie kommen!« Hilts sah sich hektisch um, dann griff er nach der Schaufel auf der Schubkarre. Er wog sie in den Händen. Gegen eine Schusswaffe stand er damit auf verlorenem Posten, keine Frage. Finn entdeckte einen Seitengang, dessen schmiedeeisernes Gitter aus den altersschwachen Angeln gebrochen war.

»Da rein!«, zischte sie. Hilts nickte. Sie zwängten sich eilig durch die Öffnung. Die Schritte ihrer Verfolger waren bereits gefährlich nahegekommen. Hilts hob das schmale Gitter hoch, um die rostigen Zapfen mit einem lauten Quietschen, das sie beide zusammenzucken ließ, hinter ihnen in die Angeln zurückzustecken.

»Nein!«, stöhnte Finn auf.

»Was ist?«

»Schau!« Sie deutete durch das Gitter. Auf dem Kiesboden des Hauptgangs, drei Meter von ihnen entfernt, lag ein nagelneuer Reisepass, das goldgeprägte kanadische Wappen stolz im trüben Licht der nackten Glühbirnen schimmernd.

»Ist das deiner?«, fragte Hilts. Finn fasste in ihre Jackentasche und zog den Pass heraus, den sie weniger als eine Stunde zuvor in der Botenschaft abgeholt hatte.

»Ich Idiot!«, raunte Hilts.

»Was machen wir jetzt?«

»Hoffen, dass sie ihn nicht sehen.« Hastig zog Hilts Finn in das Dunkel zurück. Die Schritte waren inzwischen ganz deutlich zu hören. Mit einem Mal war sich Finn des undurchdringlichen Dunkels hinter ihnen sehr deutlich bewusst, und sie konnte sich lebhaft vorstellen, was sich in dieser grauisigen Finsternis verbarg. Kilometerlange Stollen, Millionen von Totenköpfen und doppelt so viele blicklose Augen, die in die Ewigkeit starrten.

Die Schritte wurden langsamer. Finn sah die Schatten, die ihr Verfolger im schwachen Licht der von der Decke baumelnden Glühbirnen warf. Eine einzige Person. Er hatte den Pass entdeckt und überlegt, was er zu bedeuten hatte. Die Gestalt machte einen Schritt nach vorn in ihren eigenen Schatten. Es war der Bärtige aus dem Auto; er musste in Denfert-Rochereau zu seinem Kollegen gestoßen sein. Der

Mann hatte eine Pistole in der Hand, eine flache, sehr modern aussehende Automatik aus irgendeinem schwarzen Polymerverbundstoff. An ihrem Lauf war ein dickes wurstförmiges Ding angebracht. Ein Schalldämpfer, vermutete Finn. Nur kein Aufsehen erregen. Als sich der Mann bückte, um den Pass aufzuheben, rasteten die Zapfen des Gitters mit einem leisen Klicken endgültig in die Angeln ein. Gleichzeitig wurden die schimmligen alten Knochen zu viel für Hilts' Nase. Er musste niesen.

Den Arm mit der Pistole waagrecht von sich gestreckt, wirbelte der Bärtige herum. Vom Lauf der Automatik schoss ein hauchdünner grüner Lichtstrahl auf sie zu – nicht nur ein Schalldämpfer, sondern auch eine Laser-Zielvorrichtung. Finn spürte Hilts' Hand auf ihrer Schulter. Er zog sie noch weiter in das Dunkel. Mit angehaltenem Atem wich sie so leise wie möglich zurück. Ihre Finger streiften über Stapel von Knochen, als sie sich rückwärts durch das Dunkel tastete. Der Bärtige steckte den Pass in seine Jackentasche. Dann machte er sich daran, das Gitter aus den Angeln zu heben. Wieder spürte Finn Hilts' Hand auf ihrer Schulter, und lautlos zog sie sich weiter zurück. Plötzlich griff ihre Hand ins Leere. Hilts lotste sie in einen Nebestollen, der im rechten Winkel vom ersten abging. Finns Finger streiften über einen Totenkopf. Sie steckte die Finger in die Augenhöhlen, krümmte sie um die Nebenhöhlen und zog daran. Mit einem leisen scharrenden Geräusch löste sich der Totenkopf aus der Wand. Sie biss die Zähne zusammen und wog den Schädel in der Hand. Etwa ein Kilo. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie sich vor Hilts befand. Wenn sich der Bärtige zur Seite drehte und einen Schuss abgab, würde sie getroffen. Sie blieb stehen. Direkt vor ihr konnte sie den grünen Laserstrahl sehen. Ihre Muskeln spannten sich an. Wenn der Bärtige weiter dem ersten Seitengang folgte, bestand eine Chance, ihm zu entkommen. Sie lauschte mit angehaltenem Atem. Statt der Schritte des Mannes hörte sie jedoch plötzlich hinter sich ein leises Rascheln und dann ein Quieken. Hilts fluchte, und der dünne grüne Lichtstrahl schwenkte in den zweiten Nebestollen und direkt in Finns Augen. Ohne lange zu überlegen, machte sie blindlings einen Schritt nach vorn und stieß die Hand, in der sie

den Totenkopf wie einen Boxhandschuh hielt, auf eine Stelle etwa einen halben Meter über dem Laserstrahl zu. Der Totenkopf gab beim Aufprall ein lautes Knacken von sich und löste sich in ihrer Faust auf. Sie hörte ein seufzendes Zischen wie von einem Reifen, aus dem die Luft entweicht, und der Laserstrahl zuckte durch das Dunkel und sank zusammen mit dem Mann auf den Boden. In seinem grünen Schein wurde sichtbar, was Finn mit dem Gesicht des Mannes angestellt hatte. Er war bewusstlos, seine Nase gebrochen, die Lippe aufgeplatzt. Auch schien der linke Unterkiefer etwas derangiert.

»Typischer Fall von einem gläsernen Kinn«, bemerkte Hilts, bückte sich und zog seinen Pass aus der Tasche des Mannes. Dann hob er die Pistole auf, nahm das Magazin heraus und warf die Waffe in das Dunkel.

»Von wegen«, entgegnete Finn. »Super linke Gerade.« Sie hob die zwei blutigen Teile des Totenkopfs auf und untersuchte sie.

»Würde mich mal interessieren, wer das war, mit dem du diesen Kerl gerade ausgeknockt hast«, sagte Hilts.

»Das werden wir wohl nie erfahren.« Behutsam legte sie die zwei Schädelteile auf den Knochenstapel zurück.

»Jetzt aber nichts wie raus hier«, sagte Hilts.

Sie kehrten zum Hauptgang zurück und liefen weiter. Zehn Minuten später erreichten sie ein weiteres Portal, hinter dem der Gang leicht anzusteigen begann. Außerdem bestanden jetzt die Wände wieder aus nacktem Kalkstein und nicht mehr aus Knochen. Noch einmal zehn Minuten später erreichten sie eine weitere Wendeltreppe. Eine Frau verkaufte Postkarten und Dias, ein uniformierter Wärter saß nur verdrossen herum. Finn und Hilts stiegen die vielen Stufen nach oben und kamen in einen kleinen Raum mit verputzten Wänden. Durch eine Pendeltür traten sie in blendend helles Sonnenlicht hinaus. Finn verspürte einen Moment tiefer Erleichterung, so, als wäre ihr Aufschub gewährt worden.

»Jetzt müsste er allmählich zu sich kommen, wenn er nicht sowieso schon wieder bei Bewusstsein ist«, warnte Hilts. Mit zusammengekniffenen Augen schaute Finn sich um. Sie befanden sich in einer namen-

losen Seitenstraße. Die weiß getünchte Wand hinter ihnen war mit abblätternden alten Graffiti übersät. Eines lautete »Bad Idea«. Schlechte Idee. Das konnte Finn nur bestätigen.

»Wohin jetzt?«, fragte sie.

»Dank dir haben wir ja beide wieder Pässe, weshalb wir vielleicht auch Gebrauch von ihnen machen sollten«, schlug Hiltz vor. »Ich glaube, langsam haben wir hier in Europa unser Konto überzogen.«

»DeVaux wurde zum letzten Mal in Nassau gesehen, hat Simpson behauptet.«

»Einen schöneren Zufluchtsort könnte ich mir gar nicht vorstellen. Dann also mal ab auf die Bahamas.«

28

In einem anderen Land wäre der Nassau International Airport bestenfalls als Busbahnhof durchgegangen. Niedrige Raumhöhe, Wandvertäfelung in Holzoptik, gesprungene Fliesenböden und billige gelbe Plastiksitze. Manchmal klöppelte auf Anordnung des Tourist Office eine schlecht gelaunte Steelband, umgeben von Papppalmen und selbstgemachtem Lametta, in einer Ecke vor sich hin.

Die Vorverzollung für ausreisende Fluggäste durch den amerikanischen Zoll hatte zur Folge, dass die Warteschlangen manchmal bis auf den Parkplatz hinausreichten. Die meiste Zeit funktionierten weder die Klimaanlage noch das Gepäckförderband. Wenn es sich irgendwie vermeiden ließ, arbeitete das Flughafenpersonal überhaupt nichts. Die Sicherheitskontrollen wurden etwa so lax gehandhabt wie am Ouagadougou Airport in Burkina Faso. Es gab nur eine Toilette und ein einziges Restaurant, eigentlich mehr eine Cafeteria, sowie einen Laden mit dem schönen Namen Nature's Gift, in dem es nur Seife gab. Nassau war der Knotenpunkt, an dem Passagiere aus den Vereinigten Staaten

umstiegen, um nach Havanna weiterzufliegen. Früher stellte der Ort die Pforte zum Paradies dar.

Wie jedes andere Eden war allerdings auch dieser Garten korruptionsanfällig. Hier entsprach die Schlange dem organisierten Verbrechen, und der Apfel vom Baum der Erkenntnis sah verdächtig nach Kokain und Marihuana aus, die als Ware mal in die eine, als Packen von 100-Dollar-Scheinen mal in die andere Richtung verschoben wurden, nachdem diese in elektronischen Waschsalons, die sich nach Banken anhörten, aber keine waren, weichgespült worden waren. Jedenfalls landeten alljährlich auf den Inseln der Bahamas sechshundertfünfzig Tonnen Kokain und zehnmal so viel Marihuana zwischen. Das Bargeld würde hundert Eisenbahnwaggons füllen. Auf den Bahamas haben die Kakerlaken Flügel, man tritt bei jedem Schritt auf eine Eidechse und die Straßen bestehen vorwiegend aus Schlaglöchern. Wenn die Disney-Kreuzfahrtschiffe in Nassau vor Anker gehen, spielen sie auf ihren Nebelhörnern so laut die ersten vier Takte von »When You Wish Upon a Star«, dass man es auch noch auf der anderen Seite von New Providence hören kann.

Andererseits ist der Sand blendend weiß, das Meer hat die Farbe von Smaragden und der Himmel die von Saphiren. Schwimmen ist, als planschte man in einer riesigen warmen Badewanne voll tropischer Fische. Die Menschen sind höflich, natürlich und freundlich, es regnet täglich etwa eine Stunde, und zwar genau dann, wenn es einem zu heiß wird, und wenn der Häftlingsbestand der Fox Hill Justizvollzugsanstalt irgendeine Aussagekraft besitzt, kommen auf den Bahamas Weiße nicht ins Gefängnis. Die öffentlichen Verkehrsmittel sind billig und fahren häufig, und das Essen ist fantastisch.

Finn und Hilts bekamen einen Anschlussflug von Paris nach London und von dort einen Direktflug nach New Providence. Dreizehn Stunden und zehn Minuten nach Verlassen der Pariser Katakomben stiegen sie am Flughafen von Nassau in ein Taxi. Die Sonne knallte vom Himmel, und das Taxi hatte keine Klimaanlage.

Der Fahrer stellte sich als Sidney Poitier vor. Er hatte ungefähr das Alter des Schauspielers, und seine Augenbrauen und die Stoppeln

auf seinem Kinn hoben sich leuchtend weiß gegen seine dunkle Haut ab. Er trug eine runde Schildpattbrille, die alt genug aussah, um tatsächlich aus Schildpatt zu sein. Die Augen hinter den Gläsern waren wässrig und zeugten von unvorstellbarem Leid. Zugleich blitzten sie vor Schalk und Intelligenz. Disneys dunkelhäutiger Onkel Remus am Steuer eines Taxis. Wie Comedy-Star Richard Pryor mit siebzig hätte sein können, dachte Finn.

»Heißen Sie wirklich so, oder haben Sie sich den Namen nur für die Touristen zugelegt?«, fragte Hilts überrascht.

»Mein Name ist älter als seiner. Ich glaube, ich bin ein, zwei Jahre älter. Poitier ist auf den Inseln kein seltener Name. Sidney auch nicht. Soweit ich mich erinnern kann, ist er aus Cat Island. Meine alte Mutter, Gott hab sie selig, hat immer gesagt, er war ein übler Bursche, und deshalb haben sie ihn nach Miami geschickt, damit er brav wird. Wenn das kein Witz ist, General: »Brav« und »Miami«, die zwei Wörter sind wie Öl und Wasser und lassen sich nicht mischen. Wenn ich den Leuten erzähle, ich heiße Sidney Poitier, dann laden sie mich ein und sagen zu den anderen: »Rate mal, wer zum Essen kommt«. Aber eins steht fest, dass dieser Sidney hier nicht in der verfluchten Hitze der Nacht im Royal Bahamian isst. Womit wir bei der Frage wären, wollen Sie irgendwo Bestimmtes hin oder soll ich Sie nur ein bisschen in der Gegend rumfahren, General?«

»Wir suchen ein Hotel«, sagte Finn. Sie hatte während des langen Fluges relativ gut geschlafen, aber sie verspürte das dringende Bedürfnis zu duschen.

»Sie kommen mit der BA aus England und haben kein Zimmer reserviert?«, fragte Sidney.

»Wir waren etwas unter Zeitdruck«, sagte Hilts. Ihr einziges Gepäck waren zwei British Airways-Taschen, die sie sich in Heathrow besorgt und in den Flughafenshops mit dem Nötigsten gefüllt hatten.

»Sind Sie dann sozusagen am Untertauchen, General?«, fragte Poitier. Das Taxi fuhr am bewaldeten Ufer des Lake Killarney entlang. Kiefern, keine Palmen.

»So in etwa.«

»Dann suchen Sie also was, das man mehr oder weniger als abgeschieden bezeichnen könnte, habe ich recht?«

»Mehr oder weniger«, bestätigte Hilt.

»Dann weiß ich genau das Richtige für Sie, General.«

»Nichts Geringeres hätte ich auch von Ihnen erwartet.«

Sie bogen vom John F. Kennedy Drive auf die alte Holperpiste der Blake Road und kamen wenig später auf der West Bay Street mit den Eigentumswohnanlagen, umzäunten Villenvierteln und sündteuren Strandbungalows von Sandyport heraus.

Sie folgten der Straße am Strand entlang zum Cable Beach, wo sich hohe Hotelbauten, Nachtclubs und Restaurants aneinanderreihen. Als sie um die tiefe, idyllische Einbuchtung der Go Slow Bend fuhren, wurden die Hotels schließlich weniger, und sie erreichten den schmalen öffentlich zugänglichen Park am Saunders Beach. Danach war es vorbei mit der Herrlichkeit. Gut einen Kilometer im Wasser draußen ruinierte ein weißer Betonturm den Ausblick, und Poitier erzählte ihnen, dass es sich dabei um den Crystal Cay Observation Tower mit integriertem Aquarium handelte, das normalerweise aus dem einen oder anderen Grund geschlossen war.

An Land wurden die Strandhäuser immer älter und schäbiger, und sie waren durchsetzt von Bars, Clubs und Wohnanlagen inmitten von Sand, Kalkstein und spärlichen Rasenflecken. Hinter einem gelben Haus, das von einer Mauer mit Stacheldraht oben drauf umgeben war, bog das Taxi in die Einfahrt eines betagten viktorianischen Holzhauses mit einer Fliegengitterveranda und schmalen Fenstern, das aussah, als hätte es sich aus dem Film *Psycho* hierher verirrt. Einem geschnitzten Holzschild am Eingang zufolge handelte es sich dabei um das Büro von Sir Percival Terco, seines Zeichens Parlamentsmitglied und Justizminister. Direkt gegenüber dem großen alten Haus waren mehrere Fischbratereien.

Poitier brummte: »Percy ist zwar schon seit Lynden O. Pindling, der bis zweiundneunzig dran war, nicht mehr Justizminister, aber er hängt an dem Schild. Und nicht dass Sie glauben, dass ihn hier jemand mit Sir anspricht, General. Vor ein paar Jahren hat er in England Urlaub

gemacht, und als er heimkam, behauptete er, Königin Elizabeth hätte ihn in den Adelsstand erhoben. Hat so ein großspuriges Stück Pergament mit dem Terco-Wappen drauf mitgebracht. Soll angeblich mehrere hundert Jahre alt sein. Mit Schwänen drauf.« Der alte Taxifahrer schnaubte abschätzig. »Schwarze Schwäne vielleicht.« Dann lachte er. »Das Motel ist gleich dahinter.«

Er fuhr hinter das Haus. Am Ende eines großen, asphaltierten Parkplatzes stand ein langes L-förmiges Gebäude, das aussah wie eine renovierte Sklavenunterkunft oder ein umgebauter Hühnerstall. Es schien sieben Zimmer zu geben. Auf dem Dach war nachträglich eine seltsame Kuppel angebracht, zu der eine Außentreppe mit einem Geländer aus alten Leitungsrohren hinaufführte. In der Mitte des Parkplatzes war ein Holzpodest aufgebaut, das die Form eines Bootes hatte. Darüber wölbte sich ein Dach aus gewelltem Fiberglas, ähnlich dem von Pyx' Carport in Aix-les-Bains, nur dass dieses hier gelb war statt grün und von einer riesigen Satellitenschüssel gekrönt wurde. Im Bug stand eine mit einem Vorhängeschloss gesicherte Holzkiste mit einem Fernseher, mittschiffs eine Tischtennisplatte, und im Heck ein Holzkohलगrill. Wo auf einem richtigen Schiff das Ruder gewesen wäre, gab es an einem Pfosten ein Münztelefon. Zwischen Grill und Fernseher waren mehrere gepolsterte Bankreihen und ein paar Liegestühle. Hinter dem Deck dieses Holzschiffs auf hoher Parkplatzsee, zwischen dem Ende der asphaltierten Fläche und einem sumpfigen Meeresarm, stand ein riesiger alter cremefarbener Daimler Princess mit abgefaulten Reifen, an dessen tragflächenähnlichen Kotflügeln und ausladenden Trittbrettern Unkraut emporwucherte. Ein Ding aus einer anderen Zeit.

Ein sehr schwarzer und sehr dünner Mann in einer weißen Hose und einem mottenzerfressenen Netzhachselhemd briet auf dem Grill etwas, was für enorme Rauchentwicklung sorgte. »Das ist Lloyd«, sagte Poitier. »Percys Bruder. Ihm gehört das Motel.«

»Wo hat er den Wagen her?«, fragte Hilts.

»Vom Herzog von Windsor«, sagte Poitier. »Zuckerschnecke hat ihn hiergelassen, als er aus dem Dienst des Königs ausschied. Lloyd redet schon seit 1956 davon, dass er ihn herrichten will. Was ungefähr genau-

so wahr ist wie, dass Percy von der Queen geadelt wurde. Aber Lloyd ist schwer in Ordnung, General. Dem können Sie blind vertrauen.«

»Zuckerschnecke?«, flüsterte Finn.

»Wahrscheinlich der Herzog«, sagte Hilts achselzuckend.

Aus einem der Moteltzimmer kam eine alte schwarze Frau, so mager und faltig wie Dörrfleisch und mit dem entsprechenden Gesicht dazu. Sie trug leuchtend blaue Gummihandschuhe und einen roten Eimer mit einem Mopp darin. Als sie das Taxi sah, winkte sie mit der freien Hand. Ihr Lächeln war mehr eine schmerzverzerrte Grimasse.

»Mrs. Amelia Terco höchstpersönlich«, erklärte Poitier. »Mutter von Lloyd und Percy. Putzt für ihre Jungs. Wie es aussieht, plagt sie mal wieder ihr Rheuma.« Er lachte. »Das plagt sie schon, seit Hemingway wegen der Grätenfische mal hierhergekommen ist.«

»Ein bisschen alt für so eine Arbeit«, bemerkte Finn leicht bestürzt. Die Frau war steinalt.

»Sagen Sie ihr das bloß nicht.« Poitier lachte. »Sie kann unglaublich wütend werden. Und wird Ihnen erzählen, dass Percy zu nichts anderem fähig war, als im Parlament Lügen zu erzählen, und Lloyd zu faul ist, um seinen eigenen Dreck wegzuräumen, geschweige denn den anderer Leute.« Sie stiegen aus dem Taxi. Lloyd winkte mit seinem Bratenheber, dann starrte er wieder in den vom Grill aufsteigenden Qualm.

»Guten Morgen, guten Morgen, wie geht's heute Morgen?« Poitier ging auf Lloyd Terco zu. »Ich bringe Kundschaft.«

»Sehr schön.« Lloyd spähte mit zusammengekniffenen Augen durch den Rauch. »Lust auf ein Stück Zackenbarsch, junge Frau?« Er lächelte Finn an. Der Rauch wallte in ihre Richtung. Es roch köstlich, und das sagte sie ihm auch.

»Bringen Sie dem hübschen Ding einen Teller, Mr. Poitier, und Ihrem Freund auch«, ordnete der Chefkoch im Unterhemd an. Poitier ging zu einem Tisch vor dem großen Fernseher und holte zwei Pappteller und Plastikbesteck. »Hat er Ihnen gesagt, dass er Poitier heißt?«, fragte Lloyd.

»Hat er«, antwortete Hilts. »Heißt er denn nicht so?«

»Soviel ich weiß, schon«, antwortete Lloyd. »Jedenfalls nenne ich ihn so, seit er sechs ist, was in seinem Fall schon sehr, sehr lange her ist. Hab mich nur gefragt, ob er es erwähnt hat. Normalerweise tut er es jedenfalls. Er denkt, so kriegt er mehr Trinkgeld.«

Poitier kam mit den Tellern und dem Besteck zurück.

»Verbreitest du wieder Lügen über mich, Lloyd Terco?«

»So oft ich kann.« Mit dem Bratenheber hievte der Motelbesitzer ein paar leicht ramponierte Scheiben Fisch auf den Teller. »Wenn ich eine Friteuse hätte, gäb's auch Pommes.« Er machte eine Pause. »Habe ich aber nicht, und gibt's deshalb nicht. Eigentlich schade, aber ich würde mir nur die Finger verbrennen, wenn ich eine hätte. Wird also schon seinen Grund haben.«

Finn setzte sich auf die nächstgelegene Bank und stellte den Teller auf ihren Knien ab. Sie machte sich daran, den Fisch mit dem Plastikmesser zu zerteilen.

»Nehmen Sie die Finger, Mädchen. Mr. Poitier hat Ihnen das Besteck nur gebracht, um zu zeigen, dass wir hier Manieren haben. Jedenfalls werden wir Sie hier nicht in einem großen Kessel kochen und dann auffressen.«

»Und Knochen durch die Nase haben Sie auch nicht«, sagte Hilts.

»Das sind die afrikanischen Nigger, junger Mann. Die Inselnigger sind schon seit Langem zivilisiert«, sagte Poitier trocken und zwinkerte Finn zu. Sie aß ein Stück Fisch und blinzelte zurück. Das gefiel Poitier. Der Fisch zerging ihr auf der Zunge. Sie schmeckte Bier und Limettensaft heraus. Lloyd Terco reichte allen eine Portion Fisch und bediente sich dann selbst. Er stellte seinen Teller neben einen der Liegestühle auf den Boden, ging in den Bug des Schiffs und öffnete einen kleinen Kühlschrank unter dem Fernseher. Daraufhin kehrte er mit vier geöffneten Flaschen Kalik zu seinen Gästen zurück. Finn nahm einen Schluck. Sie war keine große Biertrinkerin, aber es schmeckte, als tränke sie flüssigen Honig.

»Mmm, toll.«

»Komischer Name«, sagte Hilts mit einem Blick auf das Etikett. Er sprach es wie *kay-lik* aus.

Lloyd korrigierte ihn. »K'lick.« Dabei trennte er es kaum hörbar in zwei Silben. »Benannt nach dem Klang der Kuhglocke in einer Steelband.«

Finn aß einen weiteren Bissen Fisch und trank von dem kühlen Bier. Eine winzige knallrote Eidechse huschte über ihren Fuß. Sie fühlte sich plötzlich sehr weit weg von dem zehnstündigen Flug in der 757 der British Airways, von dem Hühnerfrikassee zum Abendessen und dem blassen kleinen Jungen mit der Triefnase, der sich minütlich den Rotz von der Oberlippe geleckt hatte, während er sie zwischen den Sitzen hindurch anstarrte.

Von dem kleinen Meeresarm wehte eine leichte Brise herüber. In der Luft hing ein schwacher Geruch, eine seltsame Mischung aus verrotten Pflanzen, Algen und Rauch, die eigentlich abstoßend hätte sein müssen, aber auf eine sehr einfache, urtümliche Art belebend wirkte. Finn wollte nur noch schlafen und aufhören, über irgendetwas nachzudenken, und genau aus diesem Grund kamen die Leute auch auf die Bahamas. Sie hatte alles aufgegessen. Ihr Teller war leer.

»Mehr«, sagte Lloyd. Es war keine Frage. Er schob ihr mit dem Bratenheber ein paar weitere zerfallene Stücke Fisch auf den Teller. Sie aß sie und trank noch ein Bier. Eine Eidechse lief den Telefonpfosten hinauf. Sie war in einem eidechsenverseuchten Paradies.

»Ein Gecko«, sagte Lloyd, der ihren Blick bemerkt hatte. »Ein winziger kleiner Alligator ohne Zähne. *Hemidactylus frenatus*. Sie sind nützlich, fressen Insekten und halten die Zimmer frei von Spinnen.« *Hemidactylus frenatus*? Lloyd zeigte sich von einer Seite, mit der man auf den ersten Blick nicht gerechnet hätte, dachte Finn.

Lloyd wandte sich Hilts zu. »Sie wollen ein Zimmer, oder?«

»Ja.«

»Fünfzig die Nacht, wenn Sie die Klimaanlage nicht zu hoch stellen. Bei gutem Wetter sehen wir uns hier draußen die Spiele an. Das ist inklusive.«

»Die Spiele?«

»Hauptsächlich Kämpfe. Heute Abend sind es zwei Mittelgewichtler aus Brasilien. Um acht. Das Bier ist billig, das Popcorn umsonst.« Er nickte Poitier zu. »Zeig ihnen das Zimmer, Mr. Poitier.«

»Zu Befehl, General.« Poitier nickte und nahm ihnen die Taschen ab, obwohl sie fast nichts wogen. Sie gingen auf die schattige Seite des großen Hühnerstalls.

»Sind Sie auch Hotelpage?«, fragte Hilts.

Poitier zuckte mit den Achseln. »Dafür überlässt er mir das Zimmer auf dem Dach. Ich bringe ihm Gäste, fahre sie zum Flughafen oder in die Stadt. Was will man mehr?« Er stellte das Gepäck ab und öffnete die Tür mit dem im Schloss steckenden Schlüssel, von dem ein großer Anhänger mit Nummer baumelte. Zimmer Nummer eins. Es befand sich in der Mitte der Reihe.

»Eins?«

»Elf. Die andere Ziffer ist vom Schild abgefallen, und Lloyd hat sich nie drum gekümmert.«

»Aber hier gibt es doch gar nicht elf Zimmer.«

»Mit der Sieben und der Zwei hat es Lloyd nicht besonders, und deshalb hat er sie einfach weggelassen.« Er griff wieder nach den Taschen und sie folgten ihm nach drinnen. Sah schon das Äußere wie die Bahamas-Version von *Psycho* aus, stand ihm das Innere in nichts nach. Unwillkürlich fühlte man sich in Bates' Motel versetzt. Zwei rostfleckige Geschirrspülbecken, ein Camping-Gaskocher, zwei durchgelegene Betten, und das alles unter einer gefährlich durchhängenden Zimmerdecke. Ein kleines Bad mit einer Duschkabine. Der Fußboden mit knallgrünem Kunstrasen ausgelegt. »Für fünfzig Dollar kann man da nicht meckern«, sagte Poitier. Die alte Klimaanlage im Fenster war mit Kitt zugeschmiert.

»Solange das Dach nicht einstürzt«, sagte Hilts.

»So ist es schon seit Jahren. Warum sollte es da ausgerechnet jetzt runterkommen?«

Poitier beugte sich über das Bett und machte die Klimaanlage an. Sie begann pfeifend zu laufen und machte ein Geräusch wie eine Volkswagenheizung im Januar.

»Angenehme Nachtruhe«, sagte Poitier und ging.

Hilts beobachtete einen Gecko, der auf kleinen Gummifüßen mit Saugnäpfen über die Decke huschte.

»Toll«, sagte Finn.

»Was? Der Gecko?«

»Nein, das Zimmer.« Sie setzte sich auf eins der Betten. Es sackte noch mehr durch. Zwar hatte sie Schlimmeres gesehen, wenn sie ihre Mutter auf Grabungen in Yucatán begleitet hatte, aber nur geringfügig. »Richtig gemütlich.«

»So könnte man es auch nennen«, bemerkte Hilts skeptisch.

»In einem Hilton laufen alle Zimmerreservierungen über Computer. Die Zimmer haben Internetanschlüsse. Hier gibt es nicht mal ein Telefon. Wir können nicht nach draußen telefonieren. Niemand kann hier anrufen. Es ist billig, und es ist sicher.«

»So ist es.«

»Und wie finden wir jetzt Näheres über die *Acosta Star* raus?«

»DeVaux' Schiff?« Hilts dachte kurz nach. »Vielleicht wissen Lloyd oder Sidney was darüber. Sie leben ja schon seit Zuckerschneckes Zeiten hier.«

»Wie er wohl zu diesem Namen gekommen ist?«

»Darüber möchte ich lieber nicht nachdenken«, antwortete Hilts. Sie gingen nach draußen und zurück zum Schiff. Der Rauch hatte sich verzogen. Poitier und Lloyd Terco saßen da und tranken Bier, schauten auf das alte Auto und den sumpfigen Meeresarm dahinter. Ein paar alttümliche Muschelfischerboote tuckerten aufs offene Meer hinaus. Die Fischer, in Shorts und Achselhemden wie das von Lloyd, saßen auf den Dächern der kleinen Kajüten oder hockten an den Außenbordeppinnen. Der Wind fuhr durch die langen Sägezahnpalmmwedel. Fast konnte man sich vorstellen, wie es hier vor Kolumbus gewesen sein mochte, ein paar Kariben am Strand, die Muscheln aufbrachen, mit Steinwerkzeugen das Fleisch herauskratzten, aufs Meer hinausblickten und darauf warteten, einem Völkermord anheimzufallen.

Hilts und Finn setzten sich den zwei Männern gegenüber auf eine Bank.

Es war Hilts, der nach einiger Zeit das Wort ergriff. »Weiß einer von Ihnen etwas über ein Schiff namens *Acosta Star*?«

Darauf trat erneutes Schweigen ein. Die zwei Männer tauschten Blick-

ke aus und zuckten mit den Achseln. Es war Lloyd, der schließlich antwortete.

»Ursprünglich französisch. *Ile de France*, glaube ich. Gebaut 1938 oder um den Dreh herum. Nagelneu, aber sie haben sie im Hafen versenkt, damit die Deutschen sie nicht kriegen. Nach dem Krieg unter holländischer Flagge, dann wurde sie an die Italiener verkauft. Als ich und Mr. Tibbs hier auf St. George's gearbeitet haben, hieß sie ein paar Jahre *Bahamian Star* und lief der Einfachheit halber unter liberianischer Flagge. Doch dann hat sie die Acosta Line erworben. Das muss Ende der Fünfzigerjahre gewesen sein, weil die sie nicht lange hatten, bevor sie wegen Donna Feuer fing und unterging.«

»Wegen Donna?«

»Dem Hurrikan. Klein, aber fies.«

»Sie sank in einem Hurrikan?«

»Zuerst brach auf dem Schiff ein Brand aus. Im Maschinenraum. Die Passagiere wurden von Bord geschafft, und nur ein Teil der Besatzung blieb zurück, um das Feuer zu löschen. Aber dann tauchte wie aus dem Nichts Donna auf, und das Schiff verschwand von der Bildfläche.«

»Wo war das?«, fragte Hilts.

»Wenn ich das wüsste, hätte ich nicht gesagt, sie verschwand.«

»Wo ungefähr?«

»Manche sagen, in der Tongue«, antwortete Poitier. »Andere behaupten, im Kanal.«

»In der Tongue?«, fragte Finn.

»Tongue of the Ocean, die Bahamatiefe«, erklärte ihr Lloyd Terco. »Viele Einheimische nennen sie einfach nur Toto. Ein Loch im Wasser, östlich von Andros, rund hundertfünfzig Kilometer lang und dreitausend Meter tief.«

»Andere meinen, Donna hätte das Schiff noch ein Stück mitgenommen, bevor es sank. Zur Great Bahamas Bank oder zum Old Bahamas Channel vor der Küste Kubas.«

»Was denken Sie?«, fragte Hilts.

»Nichts«, sagte Poitier. »Was soll ich mir über etwas den Kopfzerbre-

chen, was vor so langer Zeit passiert ist und womit ich nichts am Hut habe?»

»Tuck denkt schon darüber nach, und er spricht auch davon«, flocht Lloyd Terco ein.

»Wer ist Tuck?«

»Tucker Noe. Er hat sie mit seinen eigenen Augen untergehen sehen, beim Leuchtturm von Cay Lobos, und der ist noch weiter weg. Piraten und Kubaner und Boomer.«

»Boomer?«, fragte Hilts.

»Atom-U-Boote«, sagte Poitier.

»Wer ist Tucker Noe?«, fragte Finn.

»Ein Fischguide. Fast so berühmt wie Bonefish Foley. Mit den zwei Alten ist so ziemlich jeder Präsident seit Lincoln zum Fischen rausgefahren und Ernest Hemingway mit dazu.«

»Lebt er noch?«, fragte Hilts.

»Hemingway? Nein, der ist lange tot.«

Finn grinste, als sie merkte, dass sie Hilts absichtlich auf die Schippe nahmen und er immer wieder darauf hereinfiel.

Hilts runzelte die Stirn. »Nein, ich meine diesen Tucker Noe.«

»Gerade noch«, sagte Lloyd und lachte.

»Können wir mit ihm reden?«

»Klar«, sagte Lloyd. »Reden können Sie mit ihm, aber das heißt nicht, dass Tuck Ihnen auch antwortet.«

29

Tucker Noe wohnte an der Südküste von New Providence – auf der Hurrikanseite, wo die Stürme vom Süden den Kanal heraufkamen oder sich vom offenen Meer im Osten hereindrehten. Coral Cay Point ragte wie ein knochiger Finger in das hellgrüne Meer hinaus, mit Man-

groven auf der einen Seite und Grätenfisch-Korallenbänken auf der anderen. Die Landzunge selbst war eine propere Ansammlung schmaler alter Molen und Stege, an denen drei Dutzend kleine Fischerboote, ein paar Sportfischer und die *Spindrift* lagen, ein ehemaliges Minenräumboot aus dem Zweiten Weltkrieg, das für die University of Florida in ein ozeanographisches Forschungsschiff umgebaut worden war und nun sein Dasein als Bergungs- und manchmal auch Tauchschiff fristete, geführt von einer Besatzung alternder Hippies und Tauchfreaks. Tucker Noe wohnte in einem kleinen Schuppen, der neben zwei alten Texaco-Zapfsäulen und direkt vor seinem eigenen Grätenfischboot lag, einem namenlosen Flachboot mit einer primitiven Planken-kajüte auf dem offenen Deck. Von der Kajüte spannte sich eine verwiterte Segeltuchmarkise zum Heck, an dem zwei altmodische Evinrude-Außenborder angebracht waren, beide ohne Abdeckhaube, sodass das Innere der Motoren offen dalag. Unter der Markise saß auf einem Plastikgeflecht-Liegestuhl ein sehr alter Mann an einem selbst gemachten Sperrholztisch, auf dessen Platte ein schwarzrotes Schachbrettmuster gepinselt war. Darauf standen einfache, eigenhändig geschnitzte Schachfiguren aus dunkler und heller Koralle. Von jeder Farbe waren nur noch wenige Figuren im Spiel. Auf dem Tisch lag auch ein blauer Luftpostbrief.

»Was denkt sich dieser Trottel eigentlich?« Brummend schob der alte Mann mit einem gichtigen Finger seinen König vor. »Hält der mich für blöd oder was?« Er schaute auf den Brief und schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Wahnsinn«, hauchte Hilts, der seit sie an Bord des alten Boots gestiegen waren, den Blick von dem Schachbrett nicht lösen konnte. »Das ist das Opera House Massacre, jedenfalls fast.«

Sidney Poitier machte sie miteinander bekannt, dann ließ er sich seufzend auf dem breiten Dollbord nieder.

»Haben Sie Ahnung von Schach, Sir?«, fragte Tucker Noe.

»Etwas«, antwortete Hilts.

»Was ist das Opera House Massacre?«, fragte Finn.

»Eine berühmte Schachpartie in der Oper von Paris«, erklärte ihr

Hilts. »Ein amerikanischer Schachspieler namens Paul Morphy wurde vom Herzog von Braunschweig und einem Grafen Soundso herausgefordert.«

»Er hieß Isouard«, flocht der alte Mann ein. Tucker Noes Stimme hatte einen gebildeten englischen Akzent mit einem Hauch des typischen Insel-Singsangs. Seine Haut war schwarz und sehr faltig, und sogar seine Handflächen waren von einem Netz winziger Fältchen überzogen. Er sah aus, als wäre er ein Jahrhundert lang in der Sonne gewesen, was wahrscheinlich dem Sachverhalt ziemlich nahekam.

»Richtig. Das war übrigens 1858. Sie sahen sich den *Barbier von Sevilla* an. Morphy hatte es sehr eilig. Um den Rest der Aufführung nicht zu versäumen, schlug er die zwei Adligen, die zusammen gegen ihn spielten, in der Pause. Er war der erste internationale Schachgroßmeister aus Amerika. Sie hatten keine Chance gegen ihn.« Hilts deutete auf das selbst gemachte Schachbrett. »So ging diese Partie aus.«

»Sie haben ein fantastisches Auge«, sagte der alte Mann.

»Es ist eine berühmte Partie.«

»Wenn man sich mit berühmten Schachpartien auskennt. Das ist nicht das Gleiche, wie auf der PlayStation Grand Theft Auto Vier zu spielen«, sagte Tucker Noe.

»Das habe ich schon nach der zweiten Version aufgegeben«, sagte Hilts grinsend.

»Ich habe viele Enkel und Urenkel. Sogar ein paar Ururenkel.« Der alte Mann lachte. »Ich bin absoluter Experte, was das Klauen von Autos und das Umbringen von Prostituierten auf den Straßen von Liberty City angeht. Das scheint heutzutage eine unverzichtbare Fähigkeit zu sein, sogar hier in unserem Inselparadies.«

»Sie suchen nach der *Acosta Star*«, warf Sidney Poitier ein. Darauf trat längeres Schweigen ein.

»Taucher sind Sie also«, sagte Tucker Noe mit einem Seufzen.

»Eigentlich nicht«, entgegnete Finn. »Wir interessieren uns für einen Passagier, der bei ihrer letzten Fahrt an Bord gewesen sein könnte.«

»Ein Verwandter?«

»Nein.«

»Die *Acosta Star* war keine Goldgaleone«, warnte Tucker Noe. »Sie war ein frühes Kreuzfahrtschiff.«

»Das wissen wir«, antwortete Hiltz. »Das Schiff ist Teil eines Rätsels, das wir zu lösen versuchen. Und ein bisschen geht es dabei auch um Leben und Tod«, fügte er nachdrücklich hinzu.

»Sie machen mich ja richtig neugierig.« Der alte Mann lächelte. »Was nicht gerade oft vorkommt bei Männern so fortgeschrittenen Alters, wie ich oder Mr. Poitier es sind.«

»Schließ von dir nicht auf andere, Alter«, schnaubte der Taxifahrer.

»Das tue ich normalerweise auch nicht«, antwortete Tucker Noe, »nur wenn ich durch die Dummheit mancher Menschen dazu gezwungen werde.« Er sah seinen Freund mit hochgezogener Augenbraue an, worauf der einen ähnlichen Blick zurückwarf. Finn begann sich zu fragen, ob auf der ganzen Insel überhaupt jemand unter achtzig lebte. Sie schaute auf die andere Seite der Mole und sah auf der *Spindrift* einen muskulösen blonden Mann in einem T-Shirt die Schiffstreppe hinaufsteigen, Tucker Noes Nachbar. Eindeutig in der Kategorie unter dreißig. Sie musste über ihren Gedanken grinsen. Auch Hiltz hatte den Mann bemerkt und sah zu ihm hinüber. Doch kein so abwegiger Gedanke.

»Wer ist das?«, fragte er.

»Er heißt Dolf van Delden«, sagte Tucker Noe. »Die *Spindrift* hat seinem verstorbenen Vater gehört. Holländer, aus Amsterdam.«

»Interessantes Publikum hier.«

»Orte wie New Providence haben seit jeher interessante Leute angezogen. Wie viele Nationen haben schon ein Motto wie das der Bahamas, »Piraten vertrieben, Handel wiederhergestellt?«

»Wenn man Sie das so sagen hört, kommen einem gewisse Zweifel daran.«

»Die Piratenfrage ist immer noch aktuell. Früher hatten sie Namen wie Morgan und Teach. Inzwischen heißen sie Escobar und Rodríguez.«

»Eigentlich ging es um die *Acosta Star*«, unterbrach Finn.

»Richtig.« Der alte Mann nickte.

»Sidney hat gesagt, Sie hätten sie untergehen sehen«, sagte Finn. »In einem Hurrikan.«

»Donna.« Tucker Noe nickte. »Sie befand sich genau im Auge des Wirbelsturms und brannte wie eine Kerze. Ich versuchte Guinchos Cay oder Cay Lobos zu erreichen, bevor es mich selbst erwischt hat.«

»Sie waren in so einem Hurrikan auf See?«, fragte Hiltz.

»Auf der *Malahat*. Ein altes Chris-Craft-Fischerboot, auf dem ich Touristen rausgefahren habe.«

»Ein Angelausflug während eines Hurrikans?«

»Nein, was anderes. Und Sie waren eindeutig noch nie in einem Hurrikan. Sie tauchen hier selbst auf wie aus dem Nichts. Wie Donna.«

»Warum sind Sie damals dann rausgefahren?«, fragte Finn.

»Das geht Sie nichts an«, antwortete Tucker Noe mit einem scharfen Unterton.

»Ach so.« Plötzlich verstand Finn, was er damit meinte.

»Und dabei belassen wir es bitte auch.« Er sah Poitier an. »Inzwischen mache ich so was nämlich nicht mehr«, fügte er steif hinzu.

»Von wegen.« Der Taxifahrer lachte. »Du lässt dich bloß nicht mehr dabei erwischen.«

»Trotzdem.« Tucker Noe wandte sich wieder Hiltz zu.

Der Fotograf tat das Ganze mit einer Handbewegung ab. »Kein Problem. Und das war nachts?«

»Ja.«

Simpson hatte etwas von dreiundzwanzig Uhr gesagt, erinnerte sich Finn. Anscheinend stimmte seine Information.

»Woher wussten Sie, dass es die *Acosta Star* war?«, fragte Finn.

»Das wusste ich nicht, zumindest nicht in diesem Moment«, antwortete Tucker Noe. »Obwohl ich es vermutet habe.«

»Hatten Sie keinen Funk?«, fragte Hiltz.

»Schon, aber niemand hat einen Funkspruch abgelassen«, sagte der alte Mann.

»Und Sie haben sich wahrscheinlich unter dem Radar geduckt«, sagte Hiltz.

»Das war 1960, junger Mann. Damals war noch nicht viel mit Radar.

Die Schweinebucht war erst fast ein Jahr später. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Señor Castro auch nur einen Liter Benzin für Patrouillenboote übrig hatte. Die *Acosta Star* war weder ein Spionageschiff noch stellte sie sonst eine Bedrohung dar.«

»Haben Sie versucht, ihr zu Hilfe zu kommen?«

»Nein, ich bin schön weggeblieben. Es gab keine Lebenszeichen, man konnte sehen, dass die Bootskräne alle ausgeschwenkt waren, die Leinen im Wasser, die Rettungsboote weg. Ein Geisterschiff.«

»Waren die Maschinen noch an?«, fragte Hilts.

»Schwer zu sagen. Vielleicht. Der Seegang war ziemlich übel. Wäre der Hurrikan nicht gewesen, wäre sie vielleicht noch ziemlich lang so dahingetrieben. Ich erreichte kurz vor Mitternacht Cay Lobos. Dort gibt es einen alten Leuchtturm. Ich setzte die *Malahat* am Strand auf und schaffte es gerade noch zum Turm hoch, bevor der Sturm losbrach.«

»Was passierte dann?«

»Der Rumpf war offensichtlich schon in Mitleidenschaft gezogen. Das Schiff brach einfach auseinander. Es dauerte keine Minute, und weg war es.«

»Keine Überlebenden?«

»Wie gesagt, sie hatten sie bereits aufgegeben. Jeder, der noch in der Lage war, das Schiff zu verlassen, war offensichtlich weg. Es war niemand mehr an Bord, der noch hätte gerettet werden können.«

»Die *Acosta Star* war ein großes Schiff. Wie kommt es, dass sie nie gefunden wurde?«

»Sie war zwar ein großes Schiff, aber das Meer ist mächtiger. Ich war der Einzige, der sie untergehen sah. Die meisten vermuten sie nicht so weit südlich oder westlich und glauben, sie hätte in der Tongue sinken müssen.« Er hielt in seiner Erzählung inne. »Aber da ist sie nicht.« Der alte Mann pflückte den dunklen Korallenkönig vom Schachbrett und drehte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. »Das Schiff liegt in etwas mehr als fünfzehn Faden Tiefe, der Kiel vielleicht auf dreißig Meter. Aufgelaufen auf sandigem Grund, im Schattenschein einer Stelle, die No-Name Reef heißt. Man könnte auf Wellenhöhe über sie drüberflie-

gen und sie trotzdem nicht sehen, wenn die Tageszeit nicht passt. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr.«

»Wieso nicht?«, fragte Hilts.

»Weil niemand mehr zum No-Name Reef rausfährt«, sagte Poitier.

»Und warum?«

»Weil es in umstrittenem kubanischem Hoheitsgewässer liegt«, antwortete Tucker Noe. »Wir schreiben nicht mehr das Jahr 1960. Inzwischen gibt es jede Menge Patrouillenboote und Radar. Die Einzigen, die sich heute noch dort hinwagen, sind Kokainkuriere in Schnellbooten, die von Barranquilla oder Santa Marta an der kolumbianischen Küste hochkommen, und sie sind in der Regel besser bewaffnet als die Kubaner oder die amerikanische Drogenbehörde. Die *Acosta Star* befindet sich in Kriegsgebiet.«

»Vielleicht könnte dein Freund ihnen helfen«, schlug Poitier vor. »Der Schriftsteller. Es heißt, er weiß alles, was es über das alte Schiff zu wissen gibt.«

Tucker Noe warf seinem Freund einen scharfen Blick zu, aber der Taxifahrer ignorierte ihn. »Lebt ganz allein draußen auf Hollaback Cay, muss sich zu Tode langweilen. Du und dieser Mills, ihr seid doch ein paar Mal zu dem Wrack rausgefahren, oder nicht, Alter?«

»Lyman Mills? Der berühmte Schriftsteller?«, fragte Finn. »Den sie den James Michener für Arme nennen?« Lyman Aloysius Mills hatte mehr oder weniger die Idee des Strandbestsellers für sich gepachtet. Als Teenager hatte Finn die eselsohrigen und zerfledderten Weiterreich-Schwarten ihrer Mutter verschlungen wie frisches Popcorn.

»Ein Mann, der auf den Bahamas eine eigene Insel besitzt, hat mit Armen nichts zu schaffen«, sagte Sidney Poitier lachend.

»Der Mills?«, wiederholte Hilts.

»Genau der«, sagte Tucker Noe und nickte.

30

Lyman Mills hätte ein perfektes Beispiel für eine amerikanische Erfolgsstory abgegeben, wenn er auch Amerikaner gewesen wäre; aber er wirkte nur so. Er war der Sohn eines englischen Soldaten, der aus dem Militärdienst entlassen worden war, weil er sich geweigert hatte, mit der North Russian Expeditionary Force zu kämpfen, nachdem er von 1914 bis 1917 in den Schützengräben Frankreichs und Belgiens gelegen hatte. Lyman Mills wanderte mit seinen Eltern nach Kanada aus und verbrachte einen Großteil seiner Kindheit in Halifax und dann in Toronto, wo sein Vater als Kellner arbeitete und seine Mutter eine Pension führte.

In mehreren Interviews, die er im Lauf der Jahre gab, erklärte Mills, er könne sich an keine Zeit seines Lebens erinnern, in der er nicht Schriftsteller habe werden wollen. Er verließ früh die Schule und arbeitete als Botenjunge beim *Toronto Star*, wo er alle möglichen Geschichten über Hemingway und Callahan aus dem letzten Krieg zu hören bekam. Schließlich kündigte er bei der Zeitung, um zum Coastal Command der Royal Air Force zu gehen, wo er die Grumman Wildcat fliegen – und lieben – lernte. Das viersitzige Aufklärungsflugboot war eine Miniaturausgabe der riesigen PanAm Clipper, die den ganzen Erdball umrundeten.

Nach dem Krieg, mittlerweile verheiratet und junger Vater, arbeitete Mills in einer Agentur und spezialisierte sich auf Werbetexte für alkoholische Getränke. Daraus resultierte sein erster Roman, der ursprünglich *In Eiche gereift* heißen sollte, aber schließlich unter dem Titel *Das Etikett* erschien und über mehrere Generationen hinweg, unter anderem auch während der Prohibitionszeit, das Leben in einer großen Schnapsbrennerei aus der Sicht eines Insiders schilderte. Das Gan-

ze bei einfachem Zeilenabstand siebenhundertundachtundachtzig Seiten lang.

Nachdem mehrere kanadische Verleger den Roman als zu ›reißerisch‹ und ›platt‹, mit wenig oder keinerlei ›gesellschaftskritischem Inhalt‹, abgelehnt hatten, stieg Mills mit dem zwei Kilo schweren Manuskript unterm Arm in den Nachtzug nach New York und verkaufte es dem ersten Verleger, der ihn in der Fifth Avenue vorließ. Der einzige Verbesserungsvorschlag, den der Verlag hatte, war, seinen nächsten Roman zur Schonung von aller Beteiligten Augenlicht mit doppeltem Zeilenabstand zu tippen.

So begann Lyman Mills' steile schriftstellerische Karriere, in der er ein Loblied auf die einfachen Dinge und Menschen des Lebens singen sollte, angefangen bei der Post (*Der Brief*) über Automobile (*Das Auto*) und Bauwerke (*Der Turm*) bis hin zur Waffenindustrie (*Die Kanone*). Ein Buch pro Jahr, jahraus, jahrein, drei Jahrzehnte lang, nach einer simplen Formel gestrickte Geschichten, die neben Sex, Abenteuer und Action jede Menge interessanter Fakten enthielten, und das Ganze zusammengehalten von einem spannenden Plot. Wie es ein Kritiker ausdrückte: »Lyman Mills mag vielleicht nicht den literarischen Anforderungen der Zeit gerecht werden, aber er wird Ihnen garantiert durch diese langen heißen Sommertage am Strand helfen.« Die Rezensenten waren voll des Spotts, und kein Mensch gab zu, ihn als Taschenbuchausgabe, geschweige denn als Hardcover zu kaufen, und doch schaffte es Mills irgendwie, in fünfundsiebzig Ländern und achtunddreißig Sprachen Millionen von Büchern zu verkaufen. Er schrieb über dreißig Romane, die sich sofort zu Bestsellern entwickelten und ohne Ausnahme verfilmt oder fürs Fernsehen adaptiert wurden und in einem Fall sogar beides. Daneben frönte er weiter der Fliegerei und spürte die Grumman Widgeon auf, die er nach der Comic-Ente *Daffy* taufte. Die Widgeon, sie trug die Nummer JS996, war während des Zweiten Weltkriegs in Nassau stationiert gewesen und schließlich auf einem Schrottplatz in Miami gelandet. Das alte Flugboot in seinem ursprünglichen Zustand wiederherzustellen wurde zur großen Leidenschaft seiner späten Jahre, und er und seine Frau Terry, die mit ihm

durch dick und dünn gegangen war, unternahmen damit ausgedehnte Flüge über die ganze Karibik.

Und dann, nach dem Tod von Terry, einen Tag vor den schrecklichen Ereignissen des 11. September, schmiss Lyman Mills einfach alles hin. Körperlich selbst mit über achtzig noch in bester Verfassung, erklärte der Autor in einem Interview, der Verlust seiner Frau habe ihm das Herz gebrochen und er habe einfach genug von allem, dem Schreiben inklusive. Er zog sich auf sein Haus auf Hollaback Cay zurück und wurde nie mehr in der Öffentlichkeit gesehen.

Hollaback Cay ist eine zweiunddreißig Hektar große Insel dreißig Kilometer südlich von New Providence, mit einem Strand, einem eigenen Riff, zwei Regenwasserzisternen, einem 220-Volt-Solarstromgenerator und einem hurrikansicheren Hafen für große Boote und das Flugboot *Daffy*.

Das Haus stand leicht erhöht auf einem spektakulären Kalksteinvorsprung mit Blick aufs Meer. Für einen Mann mit Mills' Mitteln war es bescheiden, ein schlichter u-förmiger Bungalow mit einem Swimmingpool im geschützten Innenhof und großen offenen Bögen, die die Umgebung mit einbezogen. Die Wände waren in hellen Tönen gehalten, der Boden aus kühlem Naturstein und die Einrichtung modern. Überall war Kunst verteilt, Picasso, Léger, Dubuffet, Georgia O'Keeffe und andere, alles echt und das meiste unbezahlbar. Wo keine Gemälde hingen, waren Bücherregale voll mit Titeln, die von Simon Schamas hervorragender kunstgeschichtlicher Biographie *Rembrandts Augen* bis zum jüngsten Grisham reichten. Eine ganze Wand des geräumigen Wohnzimmers nahmen ausschließlich die verschiedenen Auslandsausgaben Mills' eigener Romane ein, Hunderte von ihnen.

Der Autor saß auf einer langen leinwandfarbenen Couch und trank ein Glas Eistee, das ihm Arthur gebracht hatte, sein sehr britischer und überraschenderweise weißer Diener. Mills sah aus wie eine intensiv gebräunte und geringfügig weniger muskulöse Ausgabe von Sean Connery, bis hin zu dem schütterten schneeweißen Haar, dem grauen Bart und Connerys Markenzeichen, den pechschwarzen Augenbrauen. Im Gegensatz zu Connerys dunkelbraunen Schlafzimmersau-

gen strahlten jedoch die von Lyman Mills so blau wie das Meer vor ihm. Auch sein Akzent war anders, kein nasales Oxfordenglisch, kein kanadischer Einschlag und keine gedehnte Sprechweise der amerikanischen Südstaaten, sondern eine nüchterne, unmelodische Mischung aus allen dreien. Wie seine Prosa war auch die Stimme zugänglich, unbedrohlich und intelligent, ein sanfter Bariton. Im National Public Radio hätte er einen perfekten Ansager abgegeben. Er trug eine Khakhose, ein offenes weißes Baumwollhemd und blaue Seglerschuhe ohne Socken. Nichts, was er anhatte, war mit einem Monogramm versehen, und alles hätte von der Stange kommen können.

»Interessante Geschichte«, sagte er und stellte seinen Eistee auf den großen Couchtisch aus Bambus und Glas, auf dem neben einer Auswahl der neuesten Zeitschriften auch der Book Review-Teil der *New York Times* vom vorangegangenen Sonntag lag. Mills mochte wie ein Einsiedler leben, aber über das Weltgeschehen hielt er sich weiterhin auf dem Laufenden. »Übrigens«, fuhr er fort, »habe ich Ihnen zunächst kein Wort davon geglaubt, bis Sie in Zusammenhang mit der *Acosta Star* den Namen Devereaux fallen ließen.«

»Ich fürchte, das verstehe ich nicht recht«, sagte Finn.

»Nur einen Augenblick.« Mills stand auf und verließ das Zimmer. Wenig später kam er mit mehreren dicken Ordnern zurück. Er setzte sich und breitete sie auf dem Couchtisch aus.

»Über viele Jahre hinweg, in denen ich Nachforschungen für ein Buch anstellte, haben eine Menge Leute versucht, mir was vorzumachen oder mich sogar zu belügen. Und kein Einziger von ihnen war in der Lage, die Details richtig zu schildern.« Er lächelte sie über den Tisch hinweg an. »Jemand hat Stephen King mal gefragt, wie er ein Buch schreibt, und er antwortete: ›Wort für Wort‹. Das trifft den Nagel auf den Kopf. Es kommt einzig und allein auf die Wörter an, auf die Details – nicht so sehr auf die Fakten. Ich habe mich die letzten zehn Jahre fast ausschließlich mit Recherchen über die *Acosta Star* beschäftigt. Nur daran habe ich gearbeitet, alles andere hingeworfen. Ich wollte es *Das Schiff* nennen ... wie sonst?« Er lächelte wieder und schlug einen der Ordner auf, aber es war klar, dass er das Material im Kopf hatte.

»Als die *Acosta Star* am 6. September in Nassau auslief, waren dreihundertzwanzig Passagiere und hundertvierundneunzig Mann Besatzung an Bord. Sie sollte Kurs auf San Juan nehmen, dann weiter nach Santo Domingo und Kingston, Jamaica, und von dort wieder zurück nach Miami. Es war eine gängige Route, und sie war sie schon oft gefahren. Das Feuer brach nach einer Dampfkesselexplosion aus. Acht Besatzungsmitglieder kamen sofort ums Leben, drei weitere starben bei dem dadurch ausgelösten Brand. Die Leichen von vierzehn Passagieren wurden später gefunden. Sechs weitere verschwanden spurlos und tauchten nicht mehr auf. Einer von ihnen war Peter Devereaux. Kaum einer von denen, die ich gefragt habe, kannte angeblich seinen Namen oder dessen Herkunft. Und dies faszinierte mich umso mehr, als Devereaux schon immer zu meinen Favoriten gehört hat.«

»Zu Ihren Favoriten?«

»Jeder Romancier, der über historische Ereignisse schreibt, und sei es auch in fiktiver Form, hält vor allem nach Lücken im Ablauf der Geschichte Ausschau, nach weißen Flecken, die es auszufüllen gilt. Das war in diesem Fall Devereaux. Er ging in Nassau an Bord. Schon das war eigenartig – die meisten Passagiere traten die Kreuzfahrt in Miami an, denn hier gab es damals noch gar keinen richtigen Flughafen. Doch als ich anfang, mich ausführlicher mit seiner Vorgeschichte zu befassen, musste ich feststellen, dass er keine hatte; ich geriet von einer Sackgasse in die nächste, wenn ich etwas herauszufinden versuchte, was in die Zeit vor der University of Kansas zurückreichte. Die einzigen Spuren, die ich finden konnte, deuteten in die Schweiz und davor vielleicht noch nach Italien. Außerdem erfuhr ich von ein paar Überlebenden, die ihn an Bord kennengelernt hatten, dass er Italienisch wie ein gebürtiger Italiener sprach. Dann gab es noch einen weiteren geheimnisvollen Passagier, ein gewisser Marty Kerzner, der mit einem kanadischen Pass reiste. Allerdings war dieser Ausweis gefälscht. Unter Berücksichtigung des Umstands, dass der israelische Geheimdienst seine Agenten gern mit kanadischen Pässen versieht, zählte ich zwei und zwei zusammen und bekam fünf heraus: Für mein Buch machte ich aus Devereaux einen italienischen Kriegsverbrecher, der persön-

lich in Addis Abbeba für den Tod mehrerer hundert äthiopischer Waisenkinder, jüdische Beta Israel, verantwortlich war – eine Geschichte, die es noch zu erzählen gilt, möchte ich hinzufügen, denn zum Thema italienische Kriegsverbrechen ist noch erstaunlich wenig geschrieben worden. Und aus Marty Kerzner machte ich Martin Coyne, für den mir ein tatsächlich existierender Mossad-Killer namens Moses ›Boogie‹ Yaalon als Vorlage diente.« Wieder lächelte er sie wohlwollend an.

»Ziemlich kompliziert das alles«, murmelte Hiltz.

»Haben Sie jemals mit der Rechtsabteilung eines großen Verlags gesprochen? Oder mit jemandem aus Oprah Winfreys Mitarbeiterstab? Man muss sich unbedingt absichern, Sir, glauben Sie mir.« Er lachte, aber sein Lachen hatte einen bitteren Beigeschmack. »Obwohl ich schon Jahre kein Buch mehr geschrieben habe, muss ich noch mindestens zweimal wöchentlich mit meinem Agenten telefonieren und fast genauso oft mit meinem Anwalt. Ständig versucht mich jemand zu verklagen. Das letzte Mal war es irgendein ungebildeter Trottel vom Fulton Fish Market, der dachte, ich hätte für eine meiner widerwärtigeren Figuren seine Lebensgeschichte ausgeschlachtet.«

»Wie ist das Ganze für Sie ausgegangen?«

»Mein Anwalt wies seinen Anwalt darauf hin, wenn sein Mandant bereit wäre, öffentlich zuzugeben, einige der verabscheuungswürdigen Dinge getan zu haben, die meine Romanfigur getan hatte, bestünde vielleicht eine Aussicht, einen Prozess gegen mich zu gewinnen – und zugleich zu zwanzig Jahren bis lebenslänglich verurteilt zu werden.«

»Was wurde Ihrer Meinung nach also tatsächlich aus Peter Devereaux?«, fragte Finn, um die etwas abschweifenden Ausführungen des Schriftstellers wieder auf den Punkt zu bringen. »Glauben Sie, zwischen ihm und diesem Kerzner bestand wirklich eine Verbindung?«

Mills nahm einen Schluck von seinem Eistee und lehnte sich gegen die hellen Couchpolster zurück. »Sicher weiß ich nur, dass beide eine zwielichtige Vergangenheit haben und dass keiner von beiden vor dem Hurrikan gerettet und auf den Flottenstützpunkt nach Key West gebracht wurde.« Er deutete auf die Ordner auf dem Couchtisch. »Die Liste habe ich da drinnen.«

»Und dieser Bischof Principe – steht er auf der Liste?«

»Ja. Er war einer von denen, die bei dem Brand umgekommen sind.«

»Was ist Ihrer Meinung nach mit ihnen passiert?«, fragte Finn.

Der alte Schriftsteller kratzte sich vorsichtig am Kopf, als fürchtete er, sich die letzten feinen Haarsträhnen auszureißen, die über ihn hinwegschwebten. »Also, meine Liebe, bevor Sie und Ihr Pilotenfreund hier aufgekreuzt sind und mir mit Ihrer ungeheuerlichen Geschichte meinen Plot verpfuscht haben, hätte ich gesagt, dass sie einfach bei der Explosion oder dem anschließenden Brand ums Leben kamen und ihre Leichen übersehen wurden. Aber inzwischen bin ich mir da nicht mehr so sicher.«

»Irgendjemand muss doch die an Bord befindlichen Personen gezählt haben«, sagte Hilt. »Das ist eine gängige Sicherheitsmaßnahme.«

»Das war auch der Fall«, antwortete Mills. »Ich hatte ein längeres Telefongespräch mit Francisco Crevicas, dem Kapitän der *Acosta Star*. Er hat die Auflistung der Passagiere selbst angeordnet. Eine Gruppe von Besatzungsmitgliedern hat in allen Kajüten, auf allen Decks nachgesehen. Jeder an Bord wurde registriert. Den Aussagen des Kapitäns zufolge blieben diese Männer noch über eine Stunde an Bord, nachdem sämtliche Passagiere das Schiff bereits verlassen hatten. Er sagte, zu diesem Moment hätten einige der Deckplatten bereits rot zu glühen begonnen und vom Rumpf hätte sich in großen Placken die Farbe gelöst. Seinen Angaben zufolge kann niemand überlebt haben.«

»Wo war das?«

»Zwanzig Meilen südlich und leicht östlich von Curley Cut Gays. Das ist die Spitze von Andros Island. Laut Aussagen des Kapitäns brach das Feuer aus, als sie gerade die Tongue of the Ocean hinter sich ließen.«

»Hab ich's Ihnen nicht gesagt?« Es war das erste Mal seit ihrer Ankunft, dass Tucker Noe etwas sagte.

»Wenn Sie sonst schon nichts bei Ihrem Besuch hier lernen sollten«, sagte Mills, »dann zumindest so viel, dass Bonefish Tucker Noe immer Recht hat, nicht wahr, Mr. Noe?«

»Und das aus derart berufenem Munde«, erklärte der alte Schwarze mit einem breiten Grinsen.

Mills schwenkte die Eiswürfel in seinem leeren Glas herum. »Sie haben mir eine Menge Fragen gestellt.« Er sah Finn an. »Dürfte ich jetzt auch Ihnen ein paar stellen?«

»Selbstverständlich.« Finn sah zu Hilts, der neben ihr dem weißhaarigen Schriftsteller gegenüber saß. »Wir haben nichts zu verbergen.«

»Wie der bedauernswerte Mr. Lennon einmal sagte, hat jeder etwas zu verbergen«, erwiderte Mills. »Aber das mal beiseite, können Sie mir sagen, warum Ihr Mr. Adamson Sie Ihrer Meinung nach so unnach-sichtig verfolgt? Ich bin dem Mann ein, zwei Mal bei irgendwelchen Cocktailpartys oder Wohltätigkeitsgalas begegnet. Er hat eigentlich nicht den Eindruck eines mordgierigen Fanatikers auf mich gemacht. Immerhin scheinen Sie anzunehmen, dass der Mann in ein weitreichendes Komplott verwickelt ist, bei dem es um gestohlene religiöse Kunstgegenstände geht. Das hört sich denn doch etwas abenteuerlich an, wie Sie sicher auch selbst zugeben werden.«

»Rolf Adamson stammt aus einer Familie von Hyperchristen«, antwortete Hilts. »Solange etwas im Namen Christi geschieht, ist es für ihn automatisch ›richtig‹.«

Mills lächelte. »Hyperchrist. Interessanter Begriff. Glauben Sie, er führt eine Art Kreuzzug?«

»Da hält er es ganz mit Richard Löwenherz. In seinen Augen ist das das probateste Mittel gegen Terrorismus, was der Doktor höchstpersönlich verschrieben hat.«

»Meinen Sie, Auge um Auge, etwas in der Richtung?«

»Und Zahn um Zahn.«

»Als Selbstverteidigung verkleideter Imperialismus?«

»So könnte man es nennen. Wir haben selbstverständlich das Recht, von Grenada bis Afghanistan überall einzufallen, wo es uns gerade passt, aber sobald andere die Schuld trifft, dass auch nur ein Tropfen amerikanisches Blut vergossen wird, ist es Terrorismus.«

»Jetzt reden wir aber über Politik«, sagte Mills lächelnd.

»Es würde mich nicht wundern, wenn es hier letztlich auch um Politik ginge«, sagte Hilts. »Macht, Geld, Politik, und zwar im ganz großen Stil.«

»Adamson?«

»Warum nicht?« Hilts zuckte mit den Achseln. »Er benutzt dieses sogenannte Luzifer-Evangelium für seine politischen Zwecke. Die Theorie, die er vertritt, lautet doch, dass Jesus seine letzten Tage auf Erden im wahren Gelobten Land verbracht hat, nämlich in Amerika. Und das würde die Amerikaner zum einzigen auserwählten Volk machen.«

»Unter Berücksichtigung des fraglichen Zeitraums träfe das aber auf den Indianerstamm der Algonkin zu, wenn meine Kenntnisse über die Ureinwohner Amerikas richtig sind.«

»Darüber könnten die Leute aus dem religiös dominierten Bible Belt notfalls hinwegsehen«, bemerkte Hilts. »Christus war Amerikaner – was für eine Basis für eine christlich-fundamentalistische Partei. Laut Adamson ist das Luzifer-Evangelium genau das, was die Bibel nicht zu bieten hat: die Lehre Christi in seinen eigenen Worten.«

»Glauben Sie wirklich, dass es bei dieser Geschichte darum geht?«

»Adamson hat jedenfalls die passende Vorgeschichte, und den nötigen Ehrgeiz. Und er hat das Geld, um seine Ideen in die Tat umzusetzen. In dieser Richtung sind wir ja schon seit Reagan unterwegs. Die Vereinigten Staaten zu ihren puritanischen Hexenverbrennerwurzeln zurückzuführen.«

»Trotzdem ist es schwer zu glauben. Ihren Aussagen zufolge ist auch dieser Hisnawi involviert. Ein Libyer, ein Muslim. Wie wollen Sie das erklären?«

»Genauso, wie sich auch der Iran und der Irak, sogar Venezuela und Kuba erklären lassen. Öl. Geld. Ein Deal. Wer weiß? Adamson hat eine Menge Geld, und er bringt es unter die Leute. Er hat nicht ohne Grund eine Genehmigung erhalten, in der Wüste eine Grabung durchzuführen, und dieser Grund war sicher nicht, die Überreste eines koptischen Klosters zu finden. Vielleicht will Hisnawi der nächste Diktator Libyens werden, nachdem er Gaddafi entmachtet hat, der, möchte ich hinzufügen, auch nicht mehr gerade der Jüngste ist.«

»Sie haben sich also schon eine Theorie zurechtgelegt?«, sagte Mills.

Hilts nickte. »Ich habe jedenfalls viel darüber nachgedacht.«

»Und Sie, Miss Ryan, wie passen Sie in dieses Bild?«

»Ich weiß nicht. Zuerst dachte ich, ich könnte einfach nur zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen sein. Aber inzwischen bin ich mir da nicht mehr so sicher.«

»Glauben Sie Mr. Hilts' Geschichte?«

»Ich bin jedenfalls noch bei ihm, oder nicht? Und Simpson scheint meinerwegen – oder wegen meines Vaters – dazugestoßen zu sein. Für mich sind noch viele Fragen offen.«

»Und Sie glauben, die Antworten darauf auf der *Acosta Star* zu finden?«

»Zumindest einige. Eines weiß ich jedenfalls sicher: Wir haben nicht mehr viel Zeit. Unsere falschen Pässe können wir nicht mehr lange benutzen. Wir müssen den Behörden Beweise vorlegen. Zumindest etwas, woraus hervorgeht, dass wir nichts mit Vergadoras Ermordung zu tun haben. Der nächste Schritt ist das Schiff, so viel steht fest.«

»Ich glaube ebenso wenig wie Sie, Mr. Mills«, erklärte Hilts nun seinerseits mit einem Lächeln, »dass Ihr Martin Kerzner mit dem kanadischen Pass und Peter Devereaux rein zufällig nicht unter den Überlebenden waren. Und ich glaube auch, Sie können es kaum erwarten, den Grund dafür herauszufinden.«

Der Schriftsteller hob sein Glas, nahm einen Eiswürfel heraus und zerbiss ihn zwischen zwei Reihen für einen Mann seines Alters erstaunlich kräftiger Zähne. Er kaute eine Weile auf den Bruchstücken herum, bevor er sie hinunterschluckte. Dann stellte er das Glas mit einem lauten Klicken auf den Tisch zurück.

»Ich glaube, wir brauchen etwas Stärkeres als Eistee mit Zitrone.« Er grinste und schaute hinter sich. Wie auf ein geheimes Zeichen erschien Arthur, der Diener.

»Ja, Sir?«

»Haben wir noch Kaliks im Kühlschrank, Arthur?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Dann bringen Sie uns doch ein paar«, sagte Mills. »Und meine neuen Freunde und ich können uns an die Arbeit machen.«

Das Flugboot glitt mit gut hundert Knoten über das tiefe Blau der Karibik, das sich weniger als hundertfünfzig Meter unter ihnen gemächlich wellte. Der Himmel über den Hochtragflächen zeigte sich fast vollkommen klar, und bis auf die dunkle Insel einer Regenböe weit im Westen war der Horizont ein durchgehender scharfer Strich.

Daffys zwei große Lycoming-Motoren füllten die Kanzel mit einem steten sonoren Brummen, und das Flugzeug schien von selbst zu fliegen. Hilts' Finger mussten kaum Druck auf den altmodischen Steuerknüppel ausüben, und seine freie Hand fasste nur selten zu den Knöpfen und Hebeln über seinem Kopf hoch, um eine Justierung vorzunehmen. Sie waren vor anderthalb Stunden von Hollaback Cay gestartet und flogen nun über die Tongue of the Ocean nach Süden.

Annähernd die ganze vergangene Woche hatten sie mit den Vorbereitungen für ihren Tauchgang an der *Acosta Star* zugebracht. Dabei waren sie immer wieder zwischen Hollaback Cay und Nassau hin und her geflogen, um die erforderliche Ausrüstung zu beschaffen, darunter auch die Inspiration Closed Circuit Rebreather, knallgelbe geschlossene Kreislauftauchgeräte, die jetzt im Frachtabteil hinter ihnen verstaut waren. Sie waren in der Bibliothek und im Museum in der Shirley Street gewesen und hatten alte Ausgaben des *Nassau Guardian* nach Einzelheiten über die *Acosta Star* und ihren Untergang vor fast fünfzig Jahren durchforstet. Außerdem verbrachten sie viel Zeit mit Tucker Noe, machten sich Notizen über die unmittelbare Umgebung des Tauchplatzes und zogen Lyman Mills' private Kartensammlung zu Rate. Laut Aussagen des alten Fishguide wäre das gesunkene Schiff nicht schwer zu finden; er hatte vom alten Leuchtturm aus eine exakte Peilung vorgenommen, und wenn es auch dreiundzwan-

zig Stunden am Tag auf der geschützten Leeseite des Riffs verborgen war, gab es auf dem Riff selbst verschiedene Orientierungspunkte, die es ihnen aus der Luft ermöglichen würden, die Lage des Wracks auf ein paar hundert Meter genau zu bestimmen. Noes Schätzungen zufolge brauchten sie nur auf etwas mehr als zehn Meter Tiefe zu gehen, um auf das Hauptdeck des Schiffs zu gelangen.

Im Lauf der Jahre hatte Lyman Mills eine erstaunliche Sammlung von *Acosta Star*-Erinnerungsstücken zusammengetragen, darunter alte Kreuzfahrtprospekte, Fahrpläne und Passagierlisten, Konstruktionszeichnungen des Schiffs und ein halbes Dutzend Fotoalben von Passagieren. Als besonders nützlich erwies sich hierunter eine Reihe sehr exakter Skizzenbücher, die ein gewisser Paulus Boegarts, halb Holländer, halb Amerikaner, oder auch Paul Bogart, wie er lieber genannt wurde, angefertigt hatte. Mithilfe aller dieser Informationen arbeiteten Finn, Hilts, Lyman Mills und Tucker Noe mehrere Tage und Nächte an einem Plan für die Unterwasser-Erforschung des Schiffs.

Die *Acosta Star* war mit Abstand das größte Schiff, das je in der Karibik gesunken war. Mit einer Gesamtlänge von zweihunderteinunddreißig Metern und siebenunddreißigtausend Bruttoregistertonnen war sie fünfundvierzig Meter länger und eintausendachthundert Tonnen schwerer als ihre schärfste Rivalin, die *Bianca C*, die vor der Küste Grenadas untergegangen war. Gemessen an Wracktauchermaßstäben war die *Acosta Star* ein Monster, und wie jedes Monster musste sie mit Vorsicht, Sorgfalt und enormem Respekt behandelt werden. Ein Schiff von dreißig Metern Breite und einer Länge von zweieinhalb Fußballfeldern hätte selbst bei Tageslicht und mit einem Deckplan eine Herausforderung an das Orientierungsvermögen dargestellt; nach fast fünfzig Jahren am Meeresboden wäre das Innere des Schiffs ein extrem dunkles, gefährliches, scharfkantiges und korallenüberwuchertes Labyrinth.

Theoretisch stellte der Tauchgang kein unüberwindbares Problem dar. Die maximale Tauchtiefe betrug dreißig Meter, und das bei klarer Sicht. Selbst für unerfahrene Taucher stellte das keine große Herausforderung dar. Mit den Kreislauftauchgeräten stünde ihnen außer-

dem dreimal so viel Zeit zur Verfügung wie mit normalen Pressluftflaschen – über drei Stunden also. Darüber hinaus fielen bei den Rebreathern wegen ihres gleichbleibenden Sauerstoff-Stickstoff-Gemischs beim Auftauchen die Dekompressionszeiten weg. Sie würden Vollgesichtsmasken mit Ocean Technology Buddy Phones tragen, eine Unterwasser-Gegensprechanlage, die es ihnen ermöglichte, während des Tauchgangs miteinander zu kommunizieren. Es stünden ihnen die besten Unterwasserleuchten und sogar ein tragbares GEM Systems-Magnetometer zur Verfügung, das Signale nach dem Wrack aussenden, es orten und über GPS seine genauen Koordinaten ermitteln würde.

Der Passagierliste zufolge hatte Bischof Principe die Gelderland Deluxe Suite auf dem oberen Promenadendeck gehabt. Pierre DeVaux alias Peter Devereaux war in Kabine A-305 untergebracht gewesen, eine Etage unter dem Hauptdeck auf der Backbordseite des Schiffs, ungefähr fünfzig Meter vom Bug entfernt und zwei Decks unter Bischof Principe. Unter Berücksichtigung der Umstände, unter denen das Schiff untergegangen war, hätte Devereaux' Kabine auf der dem Meer zugewandten Außenseite des Riffs liegen müssen. Martin Kerzner, der mutmaßliche israelische Geheimagent, der mit falschem kanadischen Pass reiste, logierte noch ein Deck unter Devereaux in Kabine B-616 auf der inneren Riffseite des Schiffs. Um zu den einzelnen Kabinen zu gelangen, mussten sie versuchen, durch einen der seitlichen Eingänge, die in das Hauptfoyer der *Acosta Star* führten, in das Schiff zu kommen. Von dort führte eine breite Treppe zur Suite des Bischofs auf dem oberen Promenadendeck. Auch Devereaux' Kabine auf dem A-Deck und das B-Deck waren über Treppen zu erreichen, die vom Foyer abgingen.

Falls auf den Treppen wegen herumliegender Trümmer kein Durchkommen war, standen zwei Alternativen zur Wahl: entweder die Kajütenleiter des Zahlmeisters oder einer der zwei Aufzugschächte backbord und steuerbord. Theoretisch war das Ganze ein Kinderspiel.

»Dir ist doch hoffentlich klar, dass das, realistisch betrachtet, der reinste Wahnsinn ist«, sagte Hilts. »Du hast noch nie einen Wracktauchgang gemacht.«

»Ich bin aber im Dschungel von Quintana Roo schon in Cenoten getaucht«, konterte Finn. »Sechzig Meter tief und ohne Flasche. Wie lang kannst du eigentlich die Luft anhalten, Hilts?«

»Darum geht es hier doch überhaupt nicht.«

»Darum geht es sehr wohl. Ich bin mit normalen Pressluftflaschen und Rebreathern getaucht, mein Limit ist bei fünfundsiebzig Metern, und außerdem bin ich wie gesagt schon in unterirdischen Höhlen gewesen, was mindestens so schwierig ist wie Wracktauchen, das weißt du ganz genau.«

»Es ist zu gefährlich.«

»Für eine Frau? Ist es das, was du damit sagen willst?«, fuhr ihn Finn aufgebracht an.

»Nein, natürlich nicht, aber ...«

»Nichts aber.«

»Ich brauche jemand an der Oberfläche.«

»Du brauchst unten jemand. Das ist Grundregel Nummer eins: Nie allein tauchen.«

»Das ist nicht irgendein präpariertes Wrack eines Tauchzentrums, Finn. Hier sind nicht alle Gefahren schon entschärft. Außerdem hat Tucker gesagt, dass es an der Stelle Haie gibt. Tigerhaie. Bullenhaie, richtig fiese Killer.«

»Deshalb haben wir das Haiabwehrmittel und die zwei Mares-Harpunen dabei. Jetzt reg dich mal nicht auf, Hilts. Ich kann allein auf mich aufpassen. In Mexiko musste ich mich mit Schlangen, so dick wie deine Arme, herumschlagen und mit Spinnen, so groß wie Suppenteller. Nicht zu reden von den Feuerameisen und den wirklich gemeinen Skorpionen. Reg dich nicht auf, dann lebst du länger.«

»Na schön«, murmelte er, aber er schien keineswegs beruhigt. Finn schaute aus dem Seitenfenster des Flugzeugs. Wieder einmal ertappte sie sich bei der Frage, warum sie den Tauchgang überhaupt machten; die Chance, nach fast fünfzig Jahren an Bord des Kreuzfahrtschiffs noch etwas zu finden, war sehr gering. Was konnte das schon sein? DeVaux, beziehungsweise Devereaux, hatte offensichtlich eine Entdeckung gemacht, die er als Beweis dafür auffasste, dass *Luciferus Africa-*

nus aus der Libyschen Wüste irgendwie in die Vereinigten Staaten gelangt war und möglicherweise auch noch das Luzifer-Evangelium mitgebracht hatte.

Wenn der geheimnisvolle Mönch keinen konkreten Beweis für seine Behauptung bei sich gehabt hatte oder zumindest eine genaue Beschreibung des Ortes, an dem ein solcher Gegenstand zu finden wäre, brächte sie das ganze Unternehmen keinen Schritt weiter. Rolf Adamson und seine Leute hatten ihnen den Mord an Vergadora angehängt, damit zum einen nicht an den Tag kommt, dass Pedrazzi in der Wüste ermordet worden war, und zum anderen schon von vorneherein alles in Verruf gebracht wird, was sie möglicherweise über Devereaux' Entdeckung in Erfahrung bringen konnten. Ohne das Evangelium – oder zumindest einen Hinweis auf sein Versteck – hätten sie keinerlei Indizien für Adamsons Motive, Vergadora umzubringen und ihnen nach dem Leben zu trachten.

Wenn sie mit leeren Händen von dem Tauchgang zurückkehrten, bliebe ihnen keine andere Wahl, als nach Lawrence, Kansas, zu fahren und zu sehen, ob es dort irgendwelche Hinweise auf Devereaux' Entdeckung gab. Es war nicht auszuschließen, dass er im Wilcox Classical Museum der Universität irgendeinen Fingerzeig hinterlassen hatte, aber auch in diesem Fall war wieder viel Zeit vergangen. Die Aussichten waren sehr gering.

»Was zeigt das GPS an?«, fragte Hilts, der durch die Windschutzscheibe spähte. »Wir müssten fast da sein.«

Finn sah auf das Display des kleinen Geräts, das auf ihrer Seite des Cockpits angebracht war: 22° 25' N, 77° 40' W. Sie gab die Daten an Hilts weiter.

»Dann sind wir da«, sagte Hilts. »Halt nach dem Leuchtturm Ausschau.«

Und da war er plötzlich, etwa tausend Meter vor ihnen, ein kleiner weißer Strich, der aus dem unwirtlichen Gestrüpp einer keine hundert Meter langen, flachen Insel mit Korallenablagerungen ragte. Eine Linie aus schäumenden Brechern markierte die Rifffkante und das Ende der dem Wind abgewandten Leeseite. Das Riff selbst zog sich noch

über einen Kilometer weiter hin, sein leicht gekrümmter Verlauf durch die weißen Schaumkronen der sich an ihm brechenden Wellen angezeigt. Es lief ziemlich genau nach Westen, auf die kubanische Küste zu. Hilts wusste, wenn er nur hundertfünfzig Meter höher ginge, läge die Küste in fünfzehn bis zwanzig Kilometern Entfernung in Sichtweite. Das wäre jedoch ungeachtet des Bahamas-Kennzeichens und der idiotischen knallbunten Comic-Ente auf der Nase keine sonderlich gute Idee gewesen. Auf eine kubanische Flogger-B MiG mit lasergelenkten Luft-Boden-Raketen der Kedge-Klasse würde *Daffy* wenig Eindruck machen. Er hatte noch vage die Ladung eines derart bewaffneten Kampfflugzeugs in Erinnerung. Ungefähr dreihundert Kilo hochexplosiver Sprengstoff. In jeder Rakete.

»Ich lande jetzt«, sagte er nervös.

Finn ließ die glitzernde, sonnengesprenkelte Wasseroberfläche vor ihnen keine Sekunde aus dem Auge. Mit steten hundertfünfundzwanzig Kilometern pro Stunde senkte Hilts die Nase des Flugbootes und brachte sie auf null Fuß. *Daffy* setzte mit unverminderter Geschwindigkeit auf, und der Kiel durchschnitt die höchsten Wellenkronen des schwachen Seegangs.

Das anfängliche Ruckeln und Schütteln ging in ratterndes Maschinengewehrfeuer und dann wildes Fäuste hämmern über, als der Rumpf über die Wasseroberfläche schlitterte und den Auftrieb der Tragflächen schließlich ganz dem Wasser überließ. Hilts drosselte die Motoren, und *Daffy* ließ sich auf dem Wasser nieder, nach seinem kurzen Flug als Schwan mit einem Mal wieder ein hässliches Entlein. Um zu wenden, schob Hilts das Ruder nach vorn und den Steuerknüppel nach links und steuerte die Maschine näher auf die winzige Insel zu.

»Halt nach Schaumkronen oder sonstigen Hinweisen auf ein Riff Ausschau«, sagte er. Er drehte die Nase des Flugboots, bis der Leuchtturm direkt vor ihnen war, eine in der Sonne gleißende weiße Säule mit einem knallroten Aufsatz, in dem sich das Leuchtfeuer befand. Zwanzig Meter neben der verbreiterten Basis des Turms stand ein kleiner fensterloser Schuppen mit leuchtend weißen Wänden und ziegelrotem Dach. Noch einmal zwanzig Meter weiter sahen sie eine klobi-

ge graubraune Betonmole. Das tiefe Blau des Meeres war durch einen deutlich erkennbaren Strich von dem hellen Türkis der seichten Lagune getrennt. Falls die *Acosta Star*, wie Tucker Noe gesagt hatte, fast direkt am Riffhang lag, wäre das Schiff erst zu sehen, wenn man sich direkt über ihm befand.

»Wie dicht fahren wir ran?«, fragte Finn.

»Nur bis in die Lagune, damit der Anker irgendwo Halt findet. Die Widgeon hat zwar einen extrem geringen Tiefgang, aber ich will kein Risiko eingehen. Wir können mit dem Schlauchboot an Land fahren.« In einem koffergroßen Tragebehälter war ein drei Meter langes Aquastar-Tauchboot mit einem batteriebetriebenen 10-PS-Kurzschaftaußenbordmotor verstaут.

Nachdem Hilts die Motoren des Flugboots ganz ausgeschaltet hatte, trieben sie, nur ganz leicht vom Wind geschüttelt, langsam auf den Strand zu. Finn kletterte nach hinten in das Frachtabteil, öffnete die Luke und griff nach dem Anker. Auf ein Zeichen Hilts' hin ließ sie den Stockanker ins Wasser fallen und gab Leine. Er fasste in fünf Meter Tiefe, und Finn zurrte das Seil fest. *Daffy* drehte sich in den Wind und schaukelte gemächlich auf dem ruhigen Wasser. Zwanzig Minuten später, nachdem sie das Schlauchboot mit der elektrischen Pumpe aufgeblasen und den kleinen batteriebetriebenen Außenborder am Plastikheckbalken des Boots angebracht hatten, konnten sie ans Ufer fahren.

»Auf einer einsamen Insel gestrandet«, sagte Hilts, als sie den Korallenschotter erreichten und auf den schmalen Quarzsandstrand hinaussprangen.

»Nur dass sie gar nicht so einsam ist«, sagte Finn lachend. Der Sand war unangenehm heiß unter ihren Fußsohlen, und trotz der Sonnenbrille musste sie die Augen zusammenkneifen. »Laut Seekarte sind wir hier nur fünfzehn Meilen östlich von Kuba und direkt an einer der stärkstbefahrenen Schifffahrtsrouten nach Südamerika.«

»Musst du denn immer alles verderben«, stöhnte Hilts melodramatisch. »Eine einsame Tropeninsel, Palmen, eine schöne Frau ... was kann sich ein Mann mehr wünschen?«

»Jammere hier nicht groß rum. Du darfst nämlich noch das Wasser, den Rest der Tauchausrüstung und das Magnetometer aus dem Flugzeug holen.« Sie grinste.

»Und was ist mit dir?«

»Ich bin die schöne Frau, hast du das schon wieder vergessen? Ich werde erst mal die Insel erkunden, und dann warte ich darauf, dass uns der große starke Mann was zum Mittagessen fängt.«

Die nächste Stunde verbrachten sie damit, sich auf der Insel einzurichten. Die Hütte neben dem Leuchtturm war ein Miniaturslum, voll mit dem Müll der Leute, die vor ihnen vorbeigekommen waren, darunter auch ein paar kubanische Boat People, die ihre Version von *Viva Fidel* auf die Innenwände des Schuppens gekritzelt hatten. Eine schiffbrüchige Gruppe haitianischer Flüchtlinge hatte mit Kreide geschriebene Nachrichten auf Französisch und die vertrockneten Überreste einer Katze zurückgelassen. Der Boden war mit allem Möglichen übersät, angefangen von der Asche eines längst erloschenen Feuers bis hin zu einer uralten Ausgabe von *Fortune* mit einem langen Artikel, der sich voll des Lobes über das Management des Enron-Konzerns äußerte, geschrieben allerdings vor dem Unternehmensskandal. Finn fand eine leere Jumbopackung nigerianischer Kondome und eine Farbbroschüre von Buff Divers, einem Nackttaucherverein aus Katy, Texas.

»Anscheinend sind wir nicht die Ersten hier«, murmelte Finn beim Durchblättern des Prospekts.

»Hier gibt sich die halbe Welt die Klinke in die Hand.« Hilts, der gerade die Tauchausrüstung in den Schuppen schleppte, zog angesichts des strengen Geruchs, den die tote Miese in der Ecke verströmte, die Nase hoch. »Wenn wir mehr Zeit hätten, würde ich hier erst mal saubermachen.« Auf ihrem Erkundungsgang hatte Finn festgestellt, dass der Leuchtturm selbst fest verschlossen war. Es gab keinen Leuchtturmwärter, folglich ging das Leuchtfeuer entweder automatisch an oder es war außer Betrieb. Weil das Vorhängeschloss an der Tür relativ neu aussah und das Holz gut in Schuss war, tippte sie auf automatisch.

»Nachts könnte es ein bisschen frisch werden«, bemerkte Hilts. »Wir sollten vielleicht lieber im Flugzeug schlafen.«

»Wieso nicht am Strand?«, sagte Finn. »Wir haben Schlafsäcke.«

»Wenn du meinst.« Hilts zuckte mit den Achseln. Offensichtlich war er von der Idee nicht begeistert.

»Was hast du auf einmal? Angst vor wilden Tieren oder was?«, fragte Finn.

»Es ist nur, dass *Daffy* unsere einzige Möglichkeit ist, um von hier wieder wegzukommen. Deshalb würde ich lieber in ihrer Nähe bleiben, mehr nicht.«

»Wir sind hier weit weg von Libyen«, sagte Finn.

»Glaubst du, Adamson hat uns vergessen? Vergadora haben sie in seiner Villa umgebracht, und uns wollten sie in Paris killen. Diesen Leuten ist es ernst.«

»Aber hinter was sind sie her? Es ist ja nicht so, dass wir einen vergrabenen Schatz gefunden haben.«

»Ich würde sagen, das Ding, das du um deinen Hals hängen hast.« Hilts deutete auf das Luzifer-Medaillon. Sie hatte sich in einem Juweliergeschäft in Nassau eine Kette dafür gekauft.

»Dafür morden?« Sie sah ihn ungläubig an und betastete das silberdollargroße Medaillon mit den Fingern.

»Nicht für das Medaillon selbst, aber für das, was es bedeutet. Du hast doch gehört, was der alte Rabbi in Italien gesagt hat. Über Luciferus Africanus und seine Legion wurden viele Spekulationen angestellt, aber das ist der erste konkrete Beweis. Das Medaillon bestätigt seine Theorie, oder zumindest glaubt Adamson das. Jedenfalls ist es genau das, was Interesse an der Sache wecken könnte, vielleicht sogar einen gewissen akademischen Wettbewerb in Gang setzen würde, und ich glaube, um das zu verhindern, würde er auch vor einem Mord nicht zurückschrecken.«

»Denkst du, er ist wirklich so verrückt?«

»Das scheint in der Familie zu liegen. Schuyler Grand behauptete steif und fest, Franklin Delano Roosevelt sei Jude, Kommunist und der Antichrist, alles in einem. Toller Ahnherr einer politischen Dynastie.«

»Ich habe Hunger. Was hast du uns zum Mittagessen gefangen, großer Jäger?«

»Hier.« Er griff in die Kühltasche zu seinen Füßen und warf Finn etwas in Alufolie Gewickeltes zu. Sie fing es auf, setzte sich in den Sand und packte es aus.

»Ein Erdnussbutter-Sandwich?«

Hilts setzte sich neben sie und reichte ihr eine beschlagene Dose Kalik. Sie öffnete sie und nahm einen Schluck von dem eiskalten Bier mit Honiggeschmack.

»Arthur wollte uns was Exotisches mit Koriander und Kiwi machen, aber ich fand Erdnussbutter vernünftiger.«

»Dass es weißes Toastbrot ist, ist ja schon mal etwas. Wundert mich, dass er überhaupt welches hatte.«

»Mich auch. Arthur bezeichnet es als einen der ›Ausrutscher‹ seines Herrn. Aber offensichtlich besteht Mills auf Eiersalat-Sandwiches mit Miracle Whip auf Toastbrot. Am liebsten sogar auf Wonder Bread. Macht Arthur halb wahnsinnig.«

»Kann ich mir gut vorstellen«, sagte Finn und nahm einen Schluck von ihrem Kalik.

»Er ist immerhin sechsundachtzig oder irgendwas um den Dreh rum. Scheint ihm also nicht geschadet zu haben.«

»Gute Gene.«

»Ich habe eine Theorie.« Hilts biss von seinem Sandwich ab und starrte nachdenklich kauend auf das Riff hinaus. »Mit diesem Naturkostzeugs ist es wie mit Chiropraktikern. Sobald man mal damit anfängt, wird man richtig abhängig davon und geht eine Art komische Symbiose damit ein. Das gilt auch für Leute, die an Magneten und Kristalle, Einlaufe und Feng Shui und solchen Kram glauben. Am besten, man hält sich von so jemand fern, bevor man sich damit ansteckt wie mit einer Krankheit.«

»Und du glaubst, Rolf Adamson ist verrückt.« Finn lachte.

»Was ich wirklich glaube«, sagte Hilts, »ist, dass extrem zielstrebige, fanatische und reiche Leute sehr gefährlich sein können. Sie fangen an zu glauben, etwas wird schon allein deshalb wahr und richtig, weil sie davon überzeugt sind. Was Senator William Fulbright einmal als die Arroganz der Macht bezeichnet hat.«

»Und was sollen wir dagegen machen?«, entgegnete Finn frustriert. »Er hat alles, und wir haben nichts.«

»In derselben Rede hat Fulbright auch ein altes chinesisches Sprichwort zitiert: ›In seichtem Wasser werden Drachen die Beute von Krabben.« Er zuckte mit den Achseln. »Er sprach zwar von Vietnam und der amerikanischen Verwundbarkeit in einem Krieg, von dem wir nicht wussten, wie wir ihn führen sollten, aber vielleicht trifft das ja auch auf unsere Situation zu; wir können Dinge tun, die Adamson nicht kann. Wir können unter dem Radar durchfliegen, während er immer im Rampenlicht steht.«

»Du versuchst nur, mich aufzubauen und gleichzeitig das Thema zu wechseln.«

»Ich bin nicht mal sicher, ob ich überhaupt weiß, was das Thema war.«

»Dass du Toastbrot gut findest. Obwohl es absolut grauenhaft ist.«

»Wir können doch nicht alle im Vollkornparadies von – wo kommst du gleich wieder her? – Columbus aufwachsen?«

»Da hast du allerdings recht.« Sie schaute eine Weile aufs Meer hinaus, dann wandte sie sich mit ernster Miene Hilts zu. »Machen wir uns hier eigentlich nur was vor? Ein Schiff, das seit einem halben Jahrhundert vermisst wird? Beweise für etwas, was für den Rest der Welt nur ein Märchen ist? Warum ausgerechnet wir, obwohl in den letzten zweitausend Jahren niemand in der Lage war, dieses Geheimnis zu lüften?«

»Ich kannte mal jemanden, der sich ständig Lose kaufte. Ich sagte ihm, er wäre verrückt, die Chancen stünden gegen ihn, er hätte nicht die geringsten Gewinnaussichten. Das hat ihn aber überhaupt nicht gekratzt. Weißt du, was er mir geantwortet hat? Er sagte: ›Irgendjemand muss gewinnen, und wenn du nicht spielst, kannst du nicht gewinnen.« Er hatte recht.«

»Hat er mal was gewonnen?«

»Nicht, dass ich wüsste.« Hilts grinste. »Aber der springende Punkt ist, er hätte gewinnen können. Er spielte mit und stand nicht bloß an der Seitenlinie. Er war ein Spieler. Und das sind wir auch.«

»Du bist hoffnungslos romantisch, Virgil, dir ist nicht mehr zu helfen.« Finn beugte sich vor und küsste ihn auf die Wange. Er blinzelte und errötete dann heftig.

»Hilts«, stotterte er. »Nur Hilts.«

Sie aßen schweigend zu Ende, und dann luden sie das Magnetometer ins Schlauchboot.

»Wie es scheint, kennst du dich mit diesen Dingen ganz gut aus.« Hilts beobachtete, wie sie das Gerät im Heck des kleinen Boots verstaute.

Finn tat das Kompliment achselzuckend ab. »Ich habe bei den Grabungen meiner Mutter in Mexiko und Belize damit gearbeitet, allerdings normalerweise an Land. Im Grunde genommen ist so ein Ding nichts anderes als ein besserer Metalldetektor.«

Sie fuhren mit dem Boot zur Riffkante hinaus und dann parallel zum Strand an ihr entlang weiter. Dazu mussten sie sich nur ein Stück außerhalb der weißen Gischtlinie halten, dort, wo sich die Wellen brachen. Sie zeigte den Verlauf des Riffhangs an, an dem die *Acosta Star* laut Tucker Noe gesunken war. Hilts und Finn fuhren die Strecke einmal ab, um die Magnetometerkapsel, die sie hinter sich herzogen, zu kalibrieren und die durch das Flugboot verursachten Messabweichungen zu bestimmen. Dann wendeten sie und fuhren entlang der Riffkante wieder zurück. Es war erstaunlich, wie problemlos sie fanden, wonach sie suchten. Das ›Pling‹ in Finns Kopfhörer war fast ohrenbetäubend.

»Bist du sicher?«, fragte Hilts.

»Es ist was ziemlich Großes. Entweder hatte Tucker Noe Recht, und es ist die *Acosta Star*, oder es sind irgendwelche Überbleibsel von der Kubakrise.«

»Nichts Organisches?«

»Solange das Riff nicht aus Gusseisen besteht statt aus Korallen«, antwortete sie kopfschüttelnd.

Hilts holte das tragbare Garmin-GPS-Gerät heraus, das Mills ihm geliehen hatte und las ihren genauen Standort ab, dann warf er ein Bleilot aus, um sich ein Bild von der Wassertiefe an dieser Stelle zu verschaffen. Bei knapp fünfzehn Metern wurde die Leine schlaff.

»Wie ist es möglich, dass das Schiff in so geringer Tiefe liegt?«, fragte Finn. »Wir wissen doch, dass vor uns schon andere Taucher hier waren – die nackten aus Texas. Etwas so Großes können sie doch schwerlich übersehen haben.«

»Vielleicht doch.« Hilts deutete auf die Leine des Lots, die nach Norden abdriftete und weiter auslief. »Das ist hier das Ende des Riffs, denn die Strömung ist ziemlich stark; wir sind fast im Kanal. Sporttaucher würden nicht bis hier rauskommen, es sei denn, sie suchen nach was Bestimmtem.«

Kleine Wellen plätscherten gegen das Schlauchboot. Finn blickte auf. Im Westen sank die Sonne irgendwo hinter Kuba dem Horizont entgegen; der Nachmittag neigte sich seinem Ende zu. Zum Tauchen war es zwar noch hell genug, aber lange würde es nicht mehr so bleiben. Sie brauchten eine knappe Stunde, um sich für den Tauchgang fertigzumachen, und sie hatten bereits einen aufregenden Tag hinter sich. Mit der Hand fuhr sie durch das tropische Wasser. Unter ihren Fingern wartete lautlos das riesige Schiff, wie es das schon ein halbes Jahrhundert lang getan hatte, die Geheimnisse immer noch eingeschlossen in seinem korallenüberwucherten, wellenumspülten Rumpf. Sie schaute nach Süden; dort hatte sich ein Streifen silbrigen Graus gebildet. Ein Gewitter, das sich am fernen Horizont zusammenbraute.

»Morgen?«, fragte Finn.

»Morgen«, antwortete Hilts. »Wenn das Wetter hält.«

32

Sie erreichten das Wrack in siebzehn Metern Tiefe. Vom Schlauchboot aus waren sie der Ankerleine nach unten an die Stelle gefolgt, wo das Schiff in der starken Strömung lag, der Aluminiumpilz des Ankers mittschiffs in den verschlungenen Drahtseilen des alten Rettungs-

bootdavits verheddert. Das Wrack war riesig, sein dunkler Rumpf hob sich wie ein gigantischer Torpedo deutlich erkennbar im grünblauen Wasser vom weißen Sand des Meeresbodens ab. Er schien sich endlos hinzuziehen, das Heck dicht an der Riffkante, während der seegras- und muschelüberwucherte Bug in die lange Sandrinne hinausragte, die zum Kanal führte. Das Wrack war in sich verdreht, der Bug nach unten gekippt, Mittschiff und Heck noch intakt, aber leicht auf die Seite gesackt. An der Stelle, wo die Leine vom Schlauchboot herunterkam, war gut zu erkennen, warum das riesige Wrack so lang unentdeckt geblieben war. Hoch über ihnen konnten sie die aufgewühlte Wasseroberfläche entlang der Außenriffkante sehen. Das Wetter hatte sich über Nacht verschlechtert, aber sie hatten es trotzdem riskiert.

Hilts deutete nach oben, und seine Stimme kam elektronisch hallend aus Finns Kopfhörer. »Das Schiff muss vom Hurrikan gegen das Riff getrieben worden sein, als es sank. Und dann hat sich im Lauf der Jahre durch die Gezeiten und die Strömungsverhältnisse diese Nut- und Federkonstellation herausgebildet.«

Finn sah, was er meinte; es war, als hätte das Wasser für das Schiff ein Bett geschaufelt, über das der Korallenüberhang des Riffs einen langen, breiten Schatten warf, der es von oben dem Blick entzog. Sie spürte den Sog der Brandung am Rebreather auf ihrem Rücken ziehen. Jetzt, bei Ebbe, konnte sie noch mühelos dagegenhalten, aber sie wusste, es würde zunehmend schwieriger werden, je länger sich der Tauchgang hinzog.

»Dann mal los«, sagte sie. Sie waren seit Tagesanbruch auf und hatten den Tauchgang mithilfe der Deckpläne der *Acosta Star* sorgfältig geplant. Der erste Augenschein bestätigte sie in ihrer Annahme, dass die Aufbauten, also Deckshaus, Sonnendeck, Bootsdeck und Promenadendecks, wie bei einem einstürzenden Gebäude ineinandergedrückt worden waren, als die zwei mächtigen Schornsteine beim Untergang des Schiffs auf sie stürzten. Pressemeldungen zufolge war es im Maschinenraum zu einer Explosion gekommen, aber dem Aussehen des Rumpfs und der verbogenen Platten nach zu schließen, war es der Bug, der weggerissen worden war.

»Kannst du feststellen, wo wir sind?«, fragte Finn. Sie drehte sich langsam im warmen Wasser und ließ den Blick an den langen Seiten des gigantischen Schiffs entlanggleiten. Sie hatte sich mit Bleigürtel und Jacket so austariert, dass sie in der gewünschten Tiefe blieb. So brauchte sie nur ganz leicht die Arme zu bewegen, um sich in dem blaugrünen Wasser in aufrechter Position zu halten. Ihren Schätzungen zufolge befanden sie sich nicht weit von der Stelle, wo der vordere Schornstein gewesen war, etwa zwischen ihm und dem Fockmast.

»Ein Stück hinter der Stelle, wo die Brücke gewesen sein dürfte«, antwortete Hilts.

»Das heißt, wir müssen noch weiter nach achtern«, sagte sie. »Laut Plan waren die Haupteingänge und das Foyer fünfzig Meter vom Bug entfernt.«

»Fünfehn Meter achteraus.« Hilts nickte und entfernte ein Sea Marshall-Rettungsblinklicht von seiner Tauchweste, befestigte es an der Ankerleine und schaltete es an. Wenn einer von ihnen die Orientierung verlor oder das Wetter abrupt schlechter wurde, würden ihnen das Licht und das 121,5-Megahertz-Notrufsignal, das die Lampe aussendete, den Weg zur Ankerleine zurückweisen.

Sie schwammen langsam auf den Rand des eingestürzten Decks zu, und unwillkürlich hielt Finn erschrocken inne, als sie plötzlich bis auf den Meeresboden hinabsehen konnte. Es ging so tief nach unten, dass ihr selbst unter Wasser fast schwindlig wurde, obwohl sie natürlich nicht von Bord des Schiffes fallen konnte.

»Krass, was?«, bemerkte Hilts, der neben ihr im Wasser trat.

Sie nickte und schwamm, um möglichst wenig Sand aufzuwirbeln, mit gemächlichen, flüssigen Beinschlägen über den Rand des Decks. Als sie dann ruhig und regelmäßig atmend an der Seite des Rumpfs entlangtauchte, begann sie, die Vorteile der Vollgesichtsmaske zunehmend zu schätzen. Zum einen hatte sie nicht ständig ein Mundstück zwischen den Zähnen. Am erstaunlichsten war jedoch, dass sich im Wasser keine Luftblasen mehr bildeten. Das gleichmäßige Zischen des Lungenautomaten und das schwache Blubbern der Luft in den Schläuchen hatte etwas leicht Beklemmendes; es war fast zu still. Anderer-

seits konnte sie infolge der Stille nahezu unbemerkt durch die Blaufisch- und Cobiaschwärme schweben. In der Ferne schoss eine kleine Gruppe silbrig schimmernder Barrakudas in ihrem charakteristischen nervösen Zickzack durch das Wasser, aber Finn ignorierte sie einfach; sie wusste, der Ruf dieser Raubfische fußte mehr auf ihrem bedrohlichen Aussehen als auf der tatsächlich von ihnen ausgehenden Gefahr. In den seltenen Fällen, in denen Barrakudas Menschen angegriffen hatten, waren sie von einem auffallend stark glitzernden Schmuckstück oder einer Uhr angelockt worden.

Hilts immer im Augenwinkel, tauchte sie tiefer. Sie ließ den Blick über die von Algen und Muscheln überzogenen Deckplatten gleiten und stellte fest, dass die stetig zunehmend Brandung das Wrack wie mit gemächlich wedelnden Fingern hin und her bewegte. Die regelmäßigen Reihen der Bullaugen verliefen sich in der Ferne, die meisten waren noch intakt, die dicken Glasscheiben bedeckt von einer Kruste aus Schlick und Wucherungen, die Kabinen dahinter dunkel und wenig einladend. Das Schiff war tot, nicht einmal mehr ein Gespenst; das war keine *Titanic*, die immer noch von den Geistern tausender Passagiere umgeben war; das hier war eine ausgebrannte leere Hülle.

»Da!« Finn hielt an und deutete schräg nach unten. In der Seite des Rumpfs klaffte ein dunkles Loch auf, fast ein perfektes Quadrat, die Kanten von dichtem Pflanzenbewuchs gepolstert. »Die Hauptluke. Sie ist weit offen.«

»Solange es noch ging, dürften so die Passagiere von Bord geschafft worden sein. Von da sind die Rettungsboote leichter zu besteigen.«

Finn und Hilts hatten beide extrem starke Zwillingsleuchten, eine Lampe am Rücken befestigt, die andere am Gürtel. Beide wurden von Akkus mit einer Lebensdauer von fast zwei Stunden gespeist. Sie machten die Leuchten an, und der Eingang war plötzlich hell beschienen. Über Reihenfolge und Vorgehen hatten sie sich am Abend zuvor geeinigt, sodass jetzt keine langen Diskussionen nötig waren. Weil Finn kleiner war, würde Hilts als Erster hineintauchen, um die beste Route zu erkunden; wenn er irgendwo durchkam, musste es logischerweise auch Finn schaffen. Umgekehrt würde Finn die Zeit im Auge be-

halten und in regelmäßigen Abständen auf den Tauchcomputer sehen, der von ihrer Weste hing. Es konnte ohne weiteres passieren, dass sie so weit ins Innere des Wracks vordrangen, dass ihnen nicht mehr genügend Zeit zum Auftauchen bliebe; es wäre Finns Aufgabe, den Umkehrzeitpunkt zu bestimmen, egal, wie nah sie ihrem Ziel bereits gekommen sein mochten.

»Wir fangen oben an und arbeiten uns dann nach unten vor«, sagte Hilts. »Zuerst der Vatikan-Typ.«

»Augustus Principe, der Bischof. Oberes Promenadendeck, Gelderland Suite. Kabine Nummer 71.« Finn zog den von ihrem Jacket baumelnden Computer hoch und stellte die Tauchzeit-Funktion ein. Bei der Hälfte der verfügbaren Zeit würde der Computer ein lautes Warngeräusch von sich geben – das Zeichen, unbedingt umzukehren. Die Digitalanzeige begann, rückwärts zu zählen. »Los.« Hilts setzte sich wieder in Bewegung, reduzierte seine Flossenschläge jedoch auf ein Minimum, um möglichst wenig von dem Schlick aufzuwirbeln, der sich im Lauf der Zeit im Innern des Schiffs angesammelt hatte. Er hielt einen Arm nach vorn gestreckt und machte nur mit der Hand leichte Ruderbewegungen. Finn folgte ihm und passte sich seinem Tempo an.

Drei Meter hinter der Luke türmte sich ein Haufen Gerümpel, verfaultes Holz, Metall und eine undefinierbare schwarze Masse, möglicherweise die letzten Überreste von Rettungsringen, das Ganze überwuchert von Unterwasserpflanzen. Im Schein von Hilts' Lampe konnte Finn sehen, dass an einer Strebe in der Mitte des Eingangs einmal zwei Schwingtüren befestigt gewesen waren.

Hilts schwamm weiter. Finn folgte ihm in das Mittschiff-Foyer. Ein Schwarm kleiner blinkender Fische drehte ab und glitt rasch aus dem Lichtkegel der Unterwasserleuchte. Hier schwebte ein feiner Schleier aus Algen im Wasser. An den Wänden, von Schlick bedeckt, aber noch deutlich erkennbar, waren Aluminiumverzierungen in Gestalt der Tierkreiszeichen. Finn hatte in Mills' Fotoalben gesehen, wie sie ursprünglich ausgesehen hatten. Früher waren die Wände mit Holz vertäfelt und die Böden gefliest gewesen, aber von all dem war nichts

mehr übrig geblieben als eine ungesunde dunkle Pflanzenschicht. Auf der linken Seite schälte der Lichtstrahl des Unterwasserscheinwerfers die offenen Schalter der Büros von Chefsteward und Zahlmeister aus dem Dunkel. Sie hatten am Vorabend in Erwägung gezogen, das Büro des Zahlmeisters zu durchsuchen, sich aber schließlich dagegen entschieden. Der Zahlmeister hatte zwar sicher einen Safe gehabt, aber es war nicht anzunehmen, dass Devereaux oder auch Bischof Principe irgendetwas von Wert darin aufbewahrt hatten. Sie würden sich dort umsehen, wenn sie auf dem Rückweg noch genügend Zeit hatten und sonst nichts Brauchbares entdeckt hatten.

Die abgehängte Decke über ihnen war abgefallen, sodass das Gewirr aus Rohren und Leitungen zum Vorschein kam, das darunter verborgen gewesen war. Einige der Paneele waren zerbrochen, andere sahen aus, als wären sie geschmolzen. So weit war also die Hitze der Flammen, wenn nicht sogar das Feuer selbst vorgedrungen. Sie schwammen weiter und kamen am Sternzeichen Schütze vorbei. Hilts leuchtete durch eine offen stehende Tür. Eine Reihe leerer Friseurstühle vor einer Reihe schlickbedeckter, blinder Spiegel.

»Der Friseursalon?«

»Oder der Schönheitssalon.« Hilts' Stimme kam knackend aus Finns Kopfhörer. Ein paar Meter weiter und sie hatten des Rätsels Lösung. Ein zweiter Raum und eine zweite Reihe überwucherter Sitze. Mehrere Sessel auf einem Haufen. Gesprungene Spiegel, zentimeterdicker Schlick auf dem Boden, nur vereinzelt ein streng geometrisches Muster aus schwarzen und weißen Fliesen durchschimmernd. Ein Schachbrett. In einem der Erinnerungsalben war eine Postkarte von diesem Raum gewesen. Das hier war der Herrenfriseur. Demnach musste der erste der Schönheitssalon gewesen sein.

»Jetzt zur Treppe«, murmelte Hilts' Stimme an Finns Ohr. »Wenn ich es irgendwo befestigen kann, bringe ich ein Seil an.«

»Huch!«, entfuhr es Finn. Aus dem Augenwinkel sah sie etwas bedrohlich Grünes an sich vorbeihuschen.

Durch die Bewegungen oder vielleicht auch das Licht der Unterwasserlampen aufgescheucht, schoss eine riesige grüne Muräne mit aufge-

rissenem Maul und gebleckten Zähnen aus dem Schlick unter einem der Friseurstühle hervor. Einen Meter lang und geformt wie eine dicke fleischige Schwertklinge, schlängelte sich das moosgrüne Monster mit den kräftigen Kiefern schnappend zwischen ihnen hindurch und verschwand in dem Dunkel, das sich um den scharf abgegrenzten Lichtkegel von Hilts Lampe legte. Die Muräne hätte ohne weiteres Finns Hand abbeißen können. Und selbst eine geringfügige Verletzung hätte eine bakterielle Infektion zur Folge gehabt, die binnen weniger Stunden das Absterben von Gewebe nach sich zog.

Finn ließ so heftig den Atem entweichen, dass ein paar Sekunden lang ihre Maske beschlug. Nur allmählich begann sich ihr Herzschlag wieder zu beruhigen. Mit zusammengebißenen Zähnen schwamm sie weiter, auf die breite Treppe zu, die sich im Schein von Hilts' Lampe vor ihr auftat. Wie viel spitzzahnigen Ungeheuern würden sie hier wohl noch begegnen?

»Dienstage mit Muräne«, murmelte sie. Die heftige Reaktion auf die Muräne war ihr peinlich.

»Wie bitte?«

»Ach, nichts«, antwortete Finn. »Dafür müsstest du das Buch lesen.« Sie holte tief Luft und stieß sie hörbar wieder aus. »Machen wir weiter.«

Hilts nickte. Er löste die Seilrolle von seinem Jacket, befestigte die Leine am Aluminium-Treppengeländer und hakte das Teil wieder an seiner Weste ein. Die Spule enthielt fünfundsiebzig Meter Nylonleine, die sie bei der Rückkehr wieder in das Hauptfoyer führen würde, wenn die Sicht wegen des aufgewirbelten Schlicks zu schlecht war.

Seit das Schiff gesunken war, stand die Treppe fast senkrecht. Von oben waren Trümmer herabgefallen, hauptsächlich Teile der Deckenverkleidung und einzelne Möbelstücke. Unter dem Schlamm und dem dichten Pflanzenbewuchs kaum zu erkennen, waren die Reste eines Kronleuchters über die Stufen verteilt. Hier gab es sogar noch mehr im Wasser schwebende Algen, die wie gemächlich dahintreibende Staubpartikel im Strahl ihrer Lampen aufleuchteten.

Sie erreichten das obere Ende der Treppe ohne Zwischenfälle und

schwammen den nach links führenden schmalen Gang hinunter. Auch hier hatten sich im Lauf der Zeit die Deckenpaneele gelöst, sodass die Leitungsrohre und Stromkabel darunter sichtbar wurden. Finn und Hilts bewegten sich zwar mehr im Froschstil vorwärts als mit den üblichen Flossenbewegungen, wirbelten aber dennoch so viel Schlick auf, dass die Sicht nach Kurzem gleich null war. Hilts' Lampenschein wanderte von einer Tür zur nächsten. Nach zehn Minuten hatten sie Suite 71 erreicht.

»Da ist es.« Hilts rieb an den dunklen Algen, die die offen stehende Tür bedeckten und legte eine rechteckige gravierte Plakette frei, die an der Metalloberfläche der Tür festgeschraubt war. Die tief eingeritzten Buchstaben waren noch schwach erkennbar. GELDERLAND. Hilts richtete den Strahl seiner Lampe durch die Öffnung. »Ziemliches Chaos da drinnen. Also Vorsicht.« Er löste die Spule von seiner Tauchweste, schlang die Nylonleine um die Türklinke und ließ die Spule los. Dann schwamm er, gefolgt von Finn, in die Suite.

Ein Brand, ein Hurrikan und fast ein halbes Jahrhundert unter Wasser hatten das Ihrige getan. Auf den alten Fotos war zu sehen gewesen, was in den frühen Sechzigerjahren als Inbegriff von Luxus und Eleganz gegolten hatte: ein runder Glastisch mit modern aussehenden, puscheligen Kunststoffstühlen auf einem knallbunten Teppich mit Mondrian-Muster, ein Doppelbett mit gepolstertem PVC-Kopfteil, lange, niedrige skandinavische Kommoden mit dazu passenden schmalen Spiegeln, an den Wänden Nussbaumfurnier, das in Wirklichkeit eine bedruckte Glasfasertapete war, und vier Bullaugen, viereckig statt rund, und das aus keinem anderen Grund, als einfach, um sich von den anderen abzuheben.

Auf den Werbefotos waren martinischlürfende, zigarettenspitzenbewehrte Frauen in gelben Cocktailkleidern zu sehen, ihre Ehemänner mit einem Lächeln auf den kantigen Zügen, in einer Hand meistens eine moderne Pfeife mit geradem Stil, in der anderen ein Glas mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit.

Das war lange her.

Hier gab es keine Männer im Smoking und keine Frauen in Cock-

taillkleidern mehr; sie waren vor fast einem halben Jahrhundert von dem brennenden Schiff geflohen. In der kleinen Diele gleich am Eingang hingen von einer Reihe Plastikhaken mehrere Kleiderbügel, die aufgeweichten Überreste eines alten Koffers und eine Art Vorhangstoff. Den Boden bedeckte eine dicke Schlickschicht. In der geräumigen Suite selbst war die Sicht extrem schlecht. Die Lichtkegel ihrer Lampen streiften über herumtreibende Teile, die möglicherweise vom gepolsterten Kopfteil des Betts stammten; die Stühle, die um den Tisch standen, hatten sich zu einer dunklen Masse aufgelöst, die sich da, wo einst der Mondrian-Teppich lag, über den Boden ausbreitete, und die Glasfasertapete hatte sich von den Rumpfpfplatten geschält, die laut Aussagen Überlebender an manchen Stellen vor Hitze rot geglüht hatten. Abgesehen von den Resten des Koffers gab es keinerlei Anzeichen, dass die Kabine jemals bewohnt gewesen war.

Finn stieß sich vom Türrahmen der Diele ab und schwebte auf die niedrige Kommode zu. Als sie eine der Schubladen herauszuziehen versuchte, kam ihr das ganze Teil lautlos entgegen. Alles schien von einer Schicht aus Algen und Schlick überzogen. In der Schublade war nichts als noch mehr Schlick.

»Hier ist nichts«, sagte Hilts und leuchtete durch den Raum. »Und wenn etwas hier gewesen wäre, wäre es längst verschwunden.«

Finn sah auf ihren Tauchcomputer. Sie waren über eine Stunde unter Wasser. Es wurde Zeit weiterzuschwimmen. »Jetzt aber raus hier«, sagte sie. »Wir sollten lieber versuchen, wenigstens noch in Devereaux' Kabine zu kommen.«

»Okay.« Hilts' Flossen wirbelten Schlamm vom Boden auf, als er kehrtmachte. Im Lichtstrahl seiner Lampe blitzte etwas unter ihm auf.

»Warte.« In der Hoffnung, dass dort nicht schon wieder eine Muräne lauerte, griff Finn blindlings in den frisch aufgewirbelten Schlick. Ihre Finger streiften über etwas Hartes. Sie packte es, zog es hoch. Hilts richtete die Lampe auf den Gegenstand.

»Das ist ja interessant«, ertönte Hilts' Stimme an ihrem Ohr. »Ein altes Kruzifix.«

»Noch besser«, sagte Finn. »Das Pektorale eines Bischofs. Die Frage ist nur, wo ist der Bischof?«

»Vielleicht hat er es zurückgelassen?«

»Wenn ich das richtig in Erinnerung habe, dürfen sie es eigentlich gar nicht ablegen.«

»Dann mal auf zu Devereaux' Kabine.«

»Okay.«

Finn steckte das fünfzehn Zentimeter lange goldene Brustkreuz in ihren Bleigürtel und schwamm hinter Hilts aus der Kabine. Hilts nahm die Seilrolle wieder an sich, und als sie mit behutsamen Bewegungen lautlos den Weg im dunklen Gang zurücklegten, spulte er die Nylonleine wieder auf, ganz nach dem Vorbild Theseus', dem es im alten Kreta mit Hilfe des Ariadnefadens gelungen war, wieder aus dem Labyrinth zu entkommen. Obwohl sie wegen des aufgewirbelten Schlicks kaum mehr etwas sehen konnten, schafften sie es ohne Probleme zurück zur Treppe und ins Foyer.

Dort wartete Hilts gemächlich paddelnd, bis Finn ihn eingeholt hatte. Als sie dann die Treppe hinabtauchten, hielten sie möglichst großen Abstand von den algenbedeckten Wänden. Je weiter sie nach unten kamen, desto schlechter wurde die Sicht. Irgendwann war ein ganzes Stück des A-Decks unter dem Hauptdeck eingestürzt und hatte Tonnen von Schutt den schrägliegenden Gang hinuntergeschoben wie Abfälle in einem Müllschlucker. Als sie das Foyer des A-Decks erreichten, kamen sie nicht mehr weiter; das Treppenhaus war von Teilen der Wandvertäfelung, Leitungsrohren und enormen Mengen undefinierbaren Zeugs verstopft, das Ganze durch den allgegenwärtigen Schlick und die Algen noch tückischer gemacht. Selbst wenn es möglich gewesen wäre, sich einen Weg durch diese Müllbarriere zu bahnen, war nicht abzuschätzen, was sich im Lauf der Jahre alles in dieser tödlichen Barrikade eingenistet hatte.

»Und was jetzt?«, fragte Finn. Vor ihnen war die zertrümmerte Flügeltür, die in den Speisesaal führte. Auf der anderen Seite des Foyers schien ein großes Mosaik aus farbigen Kacheln gewesen zu sein, von denen im Lauf der Zeit die meisten herausgefallen waren. Eingerahmt

wurde das Mosaik von den Messingtüren der zwei Mittschiffaufzüge. Hilts richtete seine Leuchte in den Speisesaal. Auf den alten Fotografien war der Prinzessin Oriana-Speisesaal, benannt nach einer Figur aus der Handel-Oper, ein luxuriöser, zwei Etagen hoher und von einer Kuppel überspannter, monströser Raum mit einer achtköpfigen Kapelle und einer gelb gerüschten Lederdecke, in der fünfhundert Personen Platz fanden, deren Essen in verborgenen Aufzügen aus der Küche hochgebracht wurde. Jetzt war es eine finstere Unterwasserhöhle, die Teppichböden zu aufgeweichtem, krabbenverseuchtem Modder vergammelt, der Lederbezug der Decke längst zersetzt, die letzten Reste in langen organischen Streifen herabhängend wie die verfaulten Gedärme eines riesigen Seeungeheuers. Die Tische, alle am Boden festgeschraubt, waren noch da, die Tischtücher längst verschwunden, die Polsterung der Stühle nichts als Matsch. Und über allem hing wie eine leere Augenhöhle die Empore für die Kapelle. Keine Damen in gelben Kleidern, keine Offiziere in weißen Ausgehuniformen, eifrig damit beschäftigt, sich Zigaretten anzuzünden; das Grab einer vergangenen Ära der Eleganz.

»Langsam wird es mir hier wirklich unheimlich«, sagte Hilts.

Finn schaute durch ihre Maske auf das Display des Tauchcomputers. »Wir haben nicht mehr viel Zeit. Für Devereaux' Kabine reicht es vielleicht gerade noch, aber wir sollten uns beeilen.« Beide konnten den Gezeitensoog spüren, der durch das riesige Wrack zog. Er war inzwischen wesentlich stärker als zu Beginn des Tauchgangs.

»Wie lang haben wir noch?«, fragte Hilts.

»Fünfzehn Minuten hin, zehn vor Ort, fünfzehn zurück, und keine Sekunde mehr.«

»Alles klar.«

»Wie kommen wir am besten hin?«

»Über den Aufzugschacht, wie besprochen.«

»Glaubst du, du kriegst die Tür auf?«

»Das werden wir gleich sehen.« Hilts zog seine Taucherbrechstange aus Titan vom Gürtel und schwamm auf eine der stark korrodierten Messingtüren zu. Finn folgte ihm.

Diesmal war es Finn, die ihre Lampe auf die Tür richtete, während Hilts mit den Händen ein Stück des Türspalts freilegte und die Brechstange hineinschob. Als er jedoch die Tür aufzuhebeln versuchte, hatte das nur zur Folge, dass er im Wasser selbst zur Seite schwenkte und dabei eine dichte Schlammwolke aufwirbelte.

»Ich muss mich irgendwo abstützen.« Er zog eine der großen Dacor-Flossen aus und setzte seinen bloßen Fuß auf den Türrahmen. Als er dann erneut gegen die Brechstange drückte, gab die Tür nach und ein dunkler Spalt tat sich auf. Finn schwamm näher, hakte die Leuchte an ihrer Weste ein und half Hilts, die Tür ganz aufzuziehen. Dann griff sie wieder nach der Lampe. Hilts schaltete ebenfalls seine Leuchte ein, und beide beugten sich in die Öffnung und leuchteten nach unten. Im Lichtstrahl ihrer Lampen erschien ein leerer Schacht, in dem nur dichtes Plankton sanft hin und her schaukelte.

»Die Bahn ist frei«, sagte Hilts.

»Vergiss die Sicherheitsleine nicht – ziemlich trübe Suppe da drinnen.«

Hilts nickte, zog die Flosse wieder an und befestigte die Leine neben dem Aufzugschacht an einem vorspringenden Träger. Dann schwamm er in den Schacht und hob den Tarierschlauch, um vor dem Abtauchen Luft aus dem Jacket abzulassen.

»Dann mal los.« Er grinste sie durch die Maske an. Nachdem genügend Luft aus seiner Tauchweste entwichen war, sank er langsam in die Tiefe. Finn wartete, bis er abgetaucht war, dann folgte sie ihm in den Schacht. Sie drückte auf den gelben Knopf des Ablassventils, hörte das Blubbern der entweichenden Luft und begann in das Dunkel des Wracks hinabzusinken.

Die Lifttür zum A-Deck ließ sich mühelos öffnen, und Hilts und Finn schwammen in das Foyer hinaus. Es war das erste Deck, in dem es keinerlei Läden und Speisesäle gab, nur Kabinen für die Unterbringung der Passagiere. Backbord wie steuerbord führten zwei Gänge in Richtung Bug, von denen an der Innenseite die Kabinen abgingen. Laut Passagierliste hatte Devereaux Kabine 305 im Backbordgang gehabt, der direkt vor ihnen lag.

Sie richteten ihre Lampen in den dunklen Korridor, konnten hier aber keinerlei Spuren eines Feuers oder sonst irgendwelche Beschädigungen erkennen. Das war keineswegs ungewöhnlich, weil die Katastrophe hinter dem Maschinenraum ihren Ausgang genommen hatte. Die Sicherheitsleine hinter sich herziehend, schwamm Hilts mit behutsamen Flossenschlägen den Gang hinunter. Eine nach links abzweigende, kleine Sackgasse führte zu den Kabinen 319, 323, 320 und 324. Die Türen standen alle offen, die Kabinen dahinter dunkel und wenig einladend. Außer den Resten der verrotteten Einrichtung gab es dort nichts zu sehen. Als Nächstes kamen drei Einzelkabinen hintereinander, 315, 313 und 309. Auch hier waren alle Türen offen.

»Gleich sind wir da«, sagte Hilts ruhig. Sie schwammen ein Stück weiter. Die Tür von Devereaux' Kabine war fest verschlossen.

»Komisch«, bemerkte Finn. »Den offiziellen Berichten zufolge gingen Besatzungsmitglieder von Kabine zu Kabine, um sich zu vergewissern, dass niemand an Bord zurückgelassen wurde.«

»Deshalb sind auch alle Türen auf«, sagte Hilts.

Finn griff nach der Klinke und drückte sie nach unten. Aber die Tür ließ sich nicht öffnen.

»Klemmt sie?«, fragte Hilts.

»Fühlt sich eher so an, als wäre sie abgeschlossen.« Finn versuchte es noch einmal. Vergeblich.

»Lass mich mal.« Hilts machte sich an der Tür zu schaffen. »Rührt sich nicht.«

»Nimm die Brechstange«, schlug Finn vor.

Hilts nickte. Er nahm die Titanstange aus seinem Gürtel und stieß sie auf Höhe der Klinke in den Türspalt. Dann zog er mit aller Kraft daran, und es ertönte ein schmatzendes Ächzen. Er drückte die Klinke nach unten und schob die Tür nach innen auf.

»Wer schließt auf einem brennenden Schiff seine Kabinentür ab?«, fragte Finn hinter ihm.

»Das werden wir gleich sehen. Wie sind wir zeitlich dran?«

Finn sah auf den Tauchcomputer. »Genau zehn Minuten ab ...« Sie drückte auf den Zeitknopf. »... jetzt.«

Hilts steckte die Brechstange in seinen Gürtel zurück, machte die Lampe an und zog sich am Türrahmen in die Kabine. In den alten Schiffsprospekten war zu sehen gewesen, dass die Kabinen auf dem A-Deck nicht mit den Suiten auf dem Promenadendeck, wie Bischof Principe eine bewohnt hatte, zu vergleichen waren. Sah man jedoch vom Größenunterschied ab, war Devereaux' Kabine ein genaues Abbild von Principes Suite, mit der kleinen Diele auf der linken statt auf der rechten Seite. Das Wohnschlafzimmer dahinter war mit einem großen holzvertäfelten Kleiderschrank und einer Kommode mit Spiegel eingerichtet. Das Bett selbst stand unter zwei kleinen viereckigen Bullaugen, die aufs Meer hinausblickten beziehungsweise den Riffhang hinab auf den Meeresboden. Von einer an der Decke befestigten Schiene hing ähnlich wie bei einem Krankenhausbett ein Nylonvorhang.

Direkt gegenüber waren die Badezimmertür und das zweite Bett. Zwischen den zwei Betten stand eine Sitzgruppe, bestehend aus zwei plastikbezogenen Sesseln und einem kleinen runden Couchtisch, dessen Platte eine Kompassrose zierte – das Logo der Acosta Line, das an Bord überall zu sehen war, angefangen von Getränkeuntersetzern und Speisekarten bis hin zu den Teppichboden der Speisesäle.

»Wahnsinn«, hauchte Hilts, während der Lichtstrahl seiner Lampe durch die Kabine streifte. Der Raum war noch fast genauso erhalten, wie er ein halbes Jahrhundert zuvor gewesen war. Durch die abgeschlossene Tür war die allgegenwärtige Unterwasserflora und -fauna, die sich im Rest des Schiffes breitgemacht hatte, fast ganz ausgesperrt worden und im Gegensatz zu einem älteren Schiff wie der *Titanic* waren die meisten Materialien aus Kunststoff und somit wesentlich dauerhafter. Deshalb war das einzige Anzeichen für die verstrichene Zeit die dünne Schlickschicht, die sich über alles gelegt hatte, fast wie die Schonbezüge auf den Möbeln eines leer stehenden Hauses. Die einzigen augenfälligen Spuren von Verfall waren die sterblichen Überreste auf dem Bett.

Das Knorpelgewebe und die Sehnen, die das Skelett einmal zusammengehalten hatten, waren zwar längst verwest, aber die zusammen-

gekrümmte Embryonalhaltung, die es ursprünglich eingenommen hatte, war noch deutlich zu erkennen. Die langen Ober- und Unterschenkelknochen waren angewinkelt, die Rippen bildeten einen vergilbten Haufen, und die Arme waren angehoben, fast so, als hätte der Mann im Moment seines Todes gebetet.

»Wer ist das?« Finn schwamm auf die sterblichen Überreste zu. Über ihr wallten die Reste des Nylonvorhangs wie alte Leichentücher in der Strömung.

»Höchstwahrscheinlich Devereaux«, sagte Hilts. »Wie es aussieht, hat ihn jemand in seiner Kabine eingeschlossen. Oder er hat Selbstmord begangen. Allem Anschein nach ist er erstickt. Jedenfalls ist er nicht verbrannt oder ertrunken.« Der Fotograf untersuchte die Bullaugen über dem Bett. »Keine Chance, die Dinger aufzukriegen. Außer du hast eine Rohrzange.«

»Er war katholisch. Da hat er wohl kaum Selbstmord begangen.« Finn richtete ihre Lampe auf die gegenüberliegende Wand.

»Wahrscheinlich kommen wir fünfzig Jahre zu spät, um sein Geheimnis zu lüften«, sagte Hilts.

»Nicht unbedingt.« Der Strahl von Finns Lampe fiel auf den kleinen runden Tisch. »Was ist das?«

Die Tischplatte war von einer Haut aus Schlick und Ablagerungen überzogen, unter der sich jedoch eindeutig etwas abzeichnete. Finn wedelte dicht über dem Tisch mit der Hand hin und her, um die dünne Schicht aufzuwirbeln.

»Spielkarten?« Hilts machte ein verdutztes Gesicht hinter seiner Maske.

»Das sind garantiert Kem-Karten«, sagte Finn. »Solche hatte mein Vater immer dabei, wenn er bei Grabungen im Dschungel Bridge spielte. Sie sind aus Acetylzellulose oder so was Ähnlichem. Deshalb haben sie sich nicht aufgelöst.«

Die Karten waren in zwei Gruppen in den Aluminiumrand der Tischplatte gesteckt, wie beim Poker – mit der Bildseite nach oben. Ein Blatt war am oberen Rand des Tisches, das andere auf der linken Seite. Das eine Blatt bestand aus sechs Karten, das andere aus fünf. »Aber

Poker hat er nicht gespielt, so viel steht fest«, bemerkte Hilts mit einem Blick auf die Karten.

»Er hat auch sonst kein Spiel gespielt.«

»Eine Nachricht?«

»Er war hier eingeschlossen, und er wusste, dass er sterben musste, trotzdem hat er sich dafür Zeit genommen. Das muss einen Grund gehabt haben.«

»Hier eine Drei, eine Acht, noch eine Drei, ein Paar Zweien und eine Fünf, und hier ein Paar Achten, der Karobube und ein weiteres Paar Zweien, Kreuz und Pik.« Er hielt inne. »Was soll das für eine Botschaft sein?«

»Die einzige, die er hinterlassen konnte. Wir können sie nur nicht entschlüsseln.« Finn sah wieder auf ihren Tauchcomputer. »Außerdem ist die Zeit um. Mach noch schnell ein paar Fotos, und dann nichts wie raus hier.« In der Kabine begann sich der Sog des Gezeitenhubs bemerkbar zu machen. Er wirbelte mehr und mehr Schlick auf und beeinträchtigte die Sicht.

Hilts nickte, öffnete den großen Brustbeutel an seinem Jacket und nahm die DC500 Digitalkamera heraus, die ihm Mills in Nassau besorgt hatte. Nachdem er mit dem integrierten Blitz mehrere Fotos von der ganzen Kabine gemacht hatte, wandte er sich dem Tisch mit den Spielkarten zu. »Da ist noch etwas.« Er deutete auf die Mitte des Tisches. Finn wedelte mit der Hand mehr von dem braunen sandigen Schlick weg, und eine blitzende Linie aus Gold erschien.

»Eine Kette.« Finn hob sie hoch. Sie war gut sechzig Zentimeter lang, die einzelnen Glieder kunstvoll gearbeitet. Der Verschluss war noch intakt, aber zwei Glieder waren kaputt. »Als ob sie jemandem vom Hals gerissen worden wäre«, sagte Finn.

»Steck sie ein, und dann bloß weg hier.« Hilts machte ein Foto von der Kette, und Finn verstaute sie in ihrer Weste. Dann packte er die Kamera weg und verließ die Kabine. Finn folgte ihm und leuchtete mit ihrer Lampe über seine Schulter, während er auf dem Rückweg die Sicherheitsleine aufspulte. Selbst so weit unten im Schiff war das Zunehmen des Gezeitenhubs jetzt deutlich zu spüren. Dazu kam

das stete Wummern der Wellen, die über dem Wrack gegen das Riff schlugen. Bis sie das Foyer auf dem Hauptdeck erreicht hatten, war die durch die offenen Luken hereindringende Brandung so stark geworden, dass sie von einer Seite auf die andere getrieben und gegen die Schotten geschleudert wurden. Da oben braute sich offensichtlich etwas zusammen. Finn musste an das Schlauchboot und die halbe Meile offenen Meeres denken, die zwischen ihnen und dem Leuchtturm lag.

Mühsam gegen die starke Strömung ankämpfend, die sie mit aller Macht zurücktrieb, durchquerten sie das Foyer. Finn wusste, sie hatten ihr Sicherheitslimit fast ausgeschöpft. Noch einmal zehn Minuten, und sie kämen in ernste Schwierigkeiten. Sie hatte unzählige Geschichten von Tauchern gehört, die bereits in Sichtweite der Wasseroberfläche gekommen waren und sie trotzdem nicht mehr erreicht hatten, weil sie ihre Tauchzeit überzogen hatten. Keine Luft hieß keine Luft, und der menschliche Organismus konnte nur sehr begrenzte Zeit überleben, bevor die Lungen eine tödliche Menge Meerwasser einsogen. Aber wenigstens müssten sie mit den Rebreathern nach einem so langen Tauchgang in dieser Tiefe keine Dekompressionsstopps einlegen.

»Ganz schön heftig.« Unter erheblichen Anstrengungen erreichte Hilts schließlich den Ausgang. Finn hatte es kurz nach ihm geschafft und hielt sich an der Oberkante der breiten Schiffsluke fest. Draußen hatte sich das Meer merklich verdunkelt und der Sonneneinfall von oben war mindestens um die Hälfte reduziert. Der Gezeitenhub zerrte an ihren Tarierwesten, und die starke Strömung zog sie von einer Seite auf die andere. Zwischen den einzelnen Intervallen war immer nur eine Pause von etwa zehn Sekunden relativer Ruhe. »Wir müssen den Aufstieg sehr genau timen, wenn wir es zur Ankerleine zurück schaffen wollen«, sagte Hilts. Die Leine war um den Rettungsbootdavit vier Decks über ihnen geschlungen. Wenn sie das Ruheintervall zwischen zwei Strömungsphasen nicht genau abpassten, würden sie beim Aufstieg entweder mit voller Wucht gegen den Schiffsrumpf geschleudert oder in den Kanal hinausgetrieben. Finn hatte immer schon mal Kuba

sehen wollen, wenn auch nicht als Wasserleiche, die an einen der weißen Sandstrände der Insel gespült wurde.

»Wie wär's mit einem Sicherungsseil?«, schlug Finn vor.

Hilts schüttelte den Kopf. »Zu viel Zug. Es würde uns nur bremsen. Du wartest einfach die ruhige Zwischenzeit ab, und dann los, aber Vollgas. Wenn du merkst, der Umkehrsog setzt ein, siehst du nur noch zu, dass du dich irgendwo festhalten kannst, aber schnell. Alles klar?«

»Ja.«

Sie warteten an der Luke, während das Wasser nach drinnen floss und sie nach hinten zog. Als die Strömung nachließ, pumpte Hilts um des besseren Auftriebs willen Luft in sein Jacket, schoss durch die Öffnung und schwamm, stumm bis zehn zählend, rasch nach oben. Bei Zehn wartete er nervös. Die Strömung setzte wieder ein, allerdings bewegte sie sich diesmal auf die Steilwand des Riffs zu und ließ dann wieder nach. Jetzt pumpte auch Finn ihre Tarierweste auf und begann unter heftigem Strampeln den Aufstieg. Angespannt nach Hilts Ausschau haltend, tauchte sie an der gekrümmten Außenwand des mächtigen Schiffsrumpfs nach oben. Falls er nicht an der Ankerleine wäre, bliebe ihr nichts anderes übrig, als ohne ihn aufzutauchen und zu hoffen, dass sie nicht zu weit vom Schlauchboot entfernt an die Oberfläche käme. An die hundert anderen, allesamt unerfreulichen Möglichkeiten versuchte sie erst gar nicht zu denken.

Als sie, den Blick steil nach oben gerichtet, an der von Muscheln und Korallen bedeckten Seite des Schiffs entlang nach oben schoss, versuchte sie, dem Rumpf möglichst nicht zu nahe zu kommen. Wenn nämlich die wieder einsetzende Strömung sie gegen die Schiffswand drückte, hätten sie die messerscharfen Muschelschalen und die Feuerkorallen mit ihren giftigen Wehrpolypen und ihrem stacheligen Exoskelett übel zugerichtet. Endlich tauchte die Kante des Hauptdecks über ihr auf, und da war auch Hilts, der ihr gerade in dem Moment seine Hand entgegenstreckte, als die Strömung erneut einsetzte und sie beide zurückschleuderte. Finn bekam gerade noch die Ankerleine zu fassen, um nicht abgetrieben zu werden, und dann wurde es wieder kurz ruhig.

»Ich dachte nicht, dass ich es schaffen würde«, stieß sie atemlos hervor.

»Ich hatte auch so meine Zweifel.« Die Anspannung in Hilts' Stimme war unüberhörbar. »Und das war erst der Anfang.« Er deutete nach oben. Finn wandte den Kopf. Bis an die Oberfläche waren es noch etwa fünfzehn Meter. Das Wasser über ihnen war stark aufgewühlt, und die Wellen wirbelten schäumend in alle Richtungen. Finn gab sich keinen Illusionen hin: Binnen Kurzem wäre dort oben der Teufel los. Der aufziehende Sturm hatte sie fast erreicht; wenn sie es nicht schleunigst an Land schafften, würde es extrem ungemütlich.

»Wir müssen unbedingt auftauchen«, stieß sie hervor. »Und zwar sofort.«

»Auf jeden Fall.« Hilts nickte. »Los.«

Sie warteten das nächste Intervall ab und, sich mit einer Hand an der Ankerleine festhaltend, begannen den Aufstieg. Erstaunlicherweise war das Schlauchboot trotz der rauen See nicht vollgelaufen. Als Finn auftauchte, stellte sie fest, dass die Lage noch ernster war, als sie befürchtet hatte. Durch die Wasserperlen auf ihrer Maske konnte sie den Horizont erkennen. Es war der blanke Horror, eine schwarze Wolkenwand, die wie eine alles zermalmende Masse auf sie zuwalzte. Sie waren mitten in einen heulenden Sturm geraten, und der Horizont verhiess, dass das erst ein Vorgeschmack war auf das, was ihnen noch bevorstand. Sie zog die Maske von ihrem Gesicht, als Hilts neben ihr auftauchte. Beide klammerten sich an den Seilen des Schlauchboots fest, und dann prasselte mit eisigen Gischtkrallen ein kalter Regenguss auf sie nieder. Im selben Moment ertönte aus unmittelbarer Nähe, es war eigentlich nicht möglich, ein Megafon. Sie drehten sich um und starrten ungläubig in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Es war Rolf Adamson, fünfzig Meter entfernt, er stand breitbeinig auf dem heftig schaukelnden Achterdeck einer Viking 56-Motorjacht, auf deren Heck *Romans XII* stand. In einer Hand hielt er ein Megafon, in der anderen eine Pumpgun. »Mr. Hilts, Miss Ryan! Bitte! Ich muss Sie dringend auffordern, sofort aus dem Wasser zu kommen! Wenn Sie nicht aufpassen, holen Sie sich noch eine Erkältung!«

Adamson trug eine weiße Segeltuchhose, ein blaues Jeanshemd und schwarze Topsider ohne Socken. Er saß in einem großen braunen Lederclubsessel auf einer Seite der geräumigen, luxuriös eingerichteten Kajüte, in einer Hand ein Kristallglas mit Single Malt Whisky, in der anderen das Luzifermedaillon. An seiner Seite, in Jeans und einem Harvard-Sweatshirt, war Jean-Baptiste Laval, der angebliche Experte für koptische Inschriften. Finn und Hilts, beide in langen, flauschigen Bademänteln, auf deren rechte Brust *Romans XII* gestickt war, saßen nebeneinander auf einer der Ledercouchen, die an den Schotten standen. Adamson deutete mit der Hand, in der er das Medaillon hielt, auf die Bademäntel. »Sie verstehen doch die Bedeutung des Namens, oder?«, fragte er.

Finn antwortete, bevor Hilts dazu kam, den Mund aufzumachen. »Natürlich. Eine Bibelstelle. Römerbrief Kapitel zwölf, Vers neunzehn. »Die Rache ist mein«, spricht der Herr.«

Adamson war beeindruckt. »Nicht übel, Miss Ryan. Ich wusste gar nicht, dass Sie aus einer so religiösen Familie kommen.«

»Komme ich auch nicht«, konterte Finn. »Nur aus einer halbwegs gebildeten.«

»Um genau zu sein, handelt es sich hier schon um die zweite *Romans XII*«, sagte Adamson lächelnd. »Die erste gehörte meinem Großvater. Eine 50-Fuß-Boeing Bridgedeck. Er kam immer mit Joe Kennedy und Kardinal Spellman nach Cay Sal Bank zum Fischen, bevor sie nach Havanna weiterfuhren.«

»Ihr Großvater. Das wäre demnach Schuyler Grand, der durchgeknallte Rundfunkprediger?«, meldete sich Hilts zu Wort. Finn fragte sich, ob es wirklich so klug war, einen Mann so offen zu provozieren, der eine Schrotflinte an seinem Sessel lehnen hatte.

»Ganz richtig, Mr. Hilts.«

»Das hört sich aber gar nicht nach dem Schuyler Grand an, den ich kenne«, entgegnete der Fotograf.

»Genau das ist der springende Punkt, Mr. Hilts. Sie kannten ihn nicht. Wenige taten das. Er war ein Mensch, der sehr unterschiedliche Seiten hatte.«

»Er war verrückt«, konstatierte Hilts nüchtern.

»Das auf jeden Fall.« Adamson lachte auf. »Er war komplett verrückt, aber an seinem Patriotismus war nichts auszusetzen. Er glaubte, Amerika sei die größte Nation auf Erden und nur dazu geschaffen, den Rest der Welt dem gottlosen Kommunismus zu entreißen und ins Licht wahrer Demokratie zu führen.«

»Mit dieser Leier können Sie doch heute keinen mehr hinterm Ofen vorlocken«, sagte Hilts. »Alle, die diese Platte mal aufgelegt haben, sind längst tot und vergessen, angefangen bei Stalin bis herauf zu Richard Nixon.«

»Die Namen haben sich geändert, aber die Feinde nicht«, antwortete Adamson. »Amerika ist wieder einmal ins Straucheln geraten, und zu seiner Rettung braucht es einen starken patriotischen Führer. Einen Mann Gottes. Einen Mann für Gott.«

»Warum werde ich das Gefühl nicht los, dass dieser Mann Sie sind?«, entgegnete Hilts sarkastisch.

»Wissen Sie, was eine Killerkultur ist, Mr. Hilts, Miss Ryan?«

»Dschingis Khan, Attila, der Hunnenkönig. Barbarei als Kultur«, erwiderte Finn.

»Osama bin Laden«, sagte Hilts.

»Die meisten Menschen finden diesen Gedanken verwerflich. Sie denken, ein Barbar ist einfach jemand, der nicht zur wahren Religion gefunden hat. Aber so ist es nicht. Wir sind umgeben von Killerkulturen, aber wir sind zu eitel – oder zu isolationistisch in unserem Denken –, um es zu akzeptieren. Es ist vollkommen ausgeschlossen, dass Islam und Christentum jemals friedlich nebeneinander existieren werden. Wir sind beide Killerkulturen. Kulturen, zu deren grundlegenden Wesensmerkmalen das Bestreben gehört, ihre Feinde zu ver-

nichten. Hitler wusste das, aber er war zu kurzichtig. Hätte er nur gegen seinen wahren Feind – den Kommunismus – Krieg geführt, hätte er die halbe Welt erobert und einen beschaulichen Lebensabend genießen können. Der Prophet predigt, die Ungläubigen niederzumetzeln, und die christliche Lehre fordert uns auf, »den Antichrist zu vernichten«. Also keine Kompromisse. Hier handelt es sich um einen Kreuzzug. Eine Glaubensrichtung muss am Ende gewinnen. Und wir werden verlieren, wenn wir nicht endlich aufhören, unsere Augen vor dieser Tatsache zu verschließen. Wir haben nicht mehr den höchsten Lebensstandard auf der Welt. Arbeiter in Kanada oder Brunei verdienen besser. In Korea haben die Menschen eine höhere Lebenserwartung. Die Bevölkerung Kubas verfügt über eine bessere Bildung. Das Wort Fortschritt hat einen negativen Beigeschmack bekommen, und unser Präsident sähe uns lieber als asexuelle Puritaner. Wir sind zu einer Nation verkommen, die die Missstände im Land auf Sündenböcke projiziert und ihre kulturellen Bedürfnisse in Realityshows befriedigt, welche im Übrigen entgegen ihres Namens nicht das Geringste mit der Realität zu tun haben. Ich habe vor, dem ein Ende zu setzen, und das Luzifer-Evangelium wird mir dabei helfen.«

»Sie sind genauso verrückt wie Ihr Großvater«, knurrte Hilts.

»Wieso gelange ich eigentlich langsam zu der Überzeugung, dass ihr beide verrückt seid?«, stieß Finn aufgebracht hervor. »Da ist ein Hurrikan im Anmarsch, und ihr streitet über Politik?«

Das teppichbespannte Deck unter ihren Füßen neigte sich in gemächlichem Rhythmus immer stärker von einer Seite auf die andere, und das Pfeifen des Windes schien von Sekunde zu Sekunde lauter zu werden. Es war so dunkel, dass in dem großen, niedrigen Raum die Deckenbeleuchtung brannte, und der Regen klatschte schroff gegen die lang gezogenen Fenster. Das Boot gierte an der Ankerkette und hielt den Bug in den Wind.

»Machen Sie sich wegen des Hurrikans mal keine Sorgen, Miss Ryan. Bisher haben ihn die Wetterfrösche nur als tropischen Sturm eingestuft. Sie haben ihm noch nicht einmal einen Namen gegeben. Zudem fürchte ich, dass Sie sein Ende nicht mehr erleben werden. Was mich

und meine Begleiter angeht, hat dieses Boot eine Spitzengeschwindigkeit von über achtzig Stundenkilometern, und damit werden wir dem Sturm davonfahren, sobald wir uns Ihrer entledigt haben.«

»Und was hat er hier mit der Sache zu tun?«, fragte Hilts mit einem Nicken in Richtung Laval.

»Ich glaube nicht, dass Sie das etwas angeht«, entgegnete der Franzose.

»Bruder Laval ist Jesuit«, sagte Adamson. »Und das heißt, in erster Linie ist er ein logisch denkender Mann. Bruder Laval arbeitet nicht mehr für die Kirche. Er arbeitet für mich.«

»Das heißt also, Laval, um einen sattem bekannten Spruch etwas abzuwandeln, ›Gott denkt und das Geld lenkt‹.«

»Sehr witzig, Mr. Hilts«, erwiderte der Mönch. »Vielleicht sollten Sie sich als Actionheld bewerben.«

»Wie haben Sie uns gefunden?«, schaltete sich Finn wieder ein. »Sie können uns unmöglich gefolgt sein.«

»Sind wir auch nicht. Wir haben uns einfach an die Fersen von Ihrem Freund Mr. Simpson geheftet.«

»Ich bin ihm in Kairo zum ersten Mal begegnet«, protestierte Finn.

»Simpson ist der Grund, weshalb wir Sie für die Grabung eingestellt haben, Miss Ryan«, sagte Adamson und lachte. »Er war von Anfang an in die Sache verwickelt. Eigentlich sogar schon vor dem Anfang.«

»Und was soll das jetzt wieder heißen?«

»Gerüchte über ein von Jesus selbst verfasstes Evangelium kursieren schon fast seit der Zeit der Kreuzigung«, sagte Adamson. »Und derartige Gerüchte hatten seit jeher große politische Tragweite. Dessen war sich mein Großvater sehr deutlich bewusst. In den späten Zwanzigerjahren, als der Vatikan in ernsten finanziellen Schwierigkeiten steckte, griff ihm unter anderem mein Großvater unter die Arme. Bei dieser Gelegenheit wurde vereinbart, sämtliche Informationen, die das Luzifer-Evangelium betreffen, uneingeschränkt auszutauschen. Das ist eine lange Geschichte, und ich habe weder die Zeit noch die Absicht, sie jetzt zu erzählen, aber Ihnen soll genügen, dass schließlich auch verschiedene Regierungen in diese Sache verwickelt wurden. Musso-

lini, wir und die Engländer, die damals im Nahen Osten noch das Sagen hatten.«

»Simpson.«

»Simpson«, bestätigte Adamson und nickte. »Wäre das Luzifer-Evangelium schon in dieser Zeit aufgetaucht, hätte es das Machtgefüge vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs massiv durcheinandergebracht. Es hätte die neu ermittelte Steuerbasis des Vatikan gefährden können, und es hätte unter Umständen zur Folge gehabt, dass Amerika mindestens ein, wenn nicht sogar zwei Jahre früher in den Krieg eingetreten wäre.«

»Schnee von gestern«, bemerkte Hilts.

»Keineswegs. Als DeVaux 1959 mit neuen Informationen über das Evangelium auftauchte, befand sich der Kalte Krieg auf seinem Höhepunkt. Die Nachricht von der Existenz dieses Testaments und seinem Aufbewahrungsort in den Vereinigten Staaten hätte eingeschlagen wie eine Bombe. Jack Kennedy, falls ich Sie daran erinnern muss, war Katholik.«

»Hinter Kennedys Ermordung steckt der Papst?« Hilts lachte. »Das ist jetzt wirklich ganz was Neues!«

»Dass er Katholik war, mag bei seinem Tod durchaus eine Rolle gespielt haben.«

»Sie glauben, dieses verschollene Evangelium ist immer noch so wichtig?«

»Unsere Regierung war jedenfalls dieser Ansicht, Miss Ryan. DeVaux ist auf der *Acosta Star* seinetwegen gestorben.«

»Kerzner, der Kanadier?« Finn musste an Lyman Mills' Theorie denken.

»Ihr Vater war sein Führungsoffizier, Miss Ryan. Kerzner war von der CIA. Sein richtiger Name war Joseph Turner. Er war natürlich auch kein Kanadier, aber mittlerweile war DeVaux amerikanischer Universitätsprofessor, und das Mandat des Unternehmens beinhaltete nicht, unsere eigenen Leute auszuschalten, wie Sie sicher wissen, Mr. Hilts. Zumindest damals nicht. Er hatte den Auftrag herauszufinden, was DeVaux dem Bischof verkaufen wollte, und dann, um die Übergabe zu

verhindern, beide zu töten, was er schließlich auch getan hat. So, und jetzt sind Sie an der Reihe.«

»Wir haben auch nichts gefunden«, sagte Finn.

»Das muss sich erst noch zeigen.« Adamson nahm einen kleinen Schluck aus seinem Glas. »Nicht, dass das für Sie noch eine Rolle spielt.« Zwei kräftig gebaute Männer in dunkler Kleidung erschienen in der Tür der großen Kajüte.

»Was werden Sie mit uns machen?«, fragte Finn.

»Ich werde gar nichts machen, Miss Ryan, nur Gott entscheidet, welche Strafe Sie bekommen.«

Als sie aufs Achterdeck der Motorjacht gebracht wurden, goss es in Strömen, und die Sicht war gleich null. Das Meer schaukelte wild aufgewühlt, eine tosende Masse aus schaumiger Gischt und riesigen Wellen, die sich, im peitschenden Regen schon nach wenigen Metern nicht mehr erkennbar, in der Ferne donnernd brachen. Am Himmel wälzte sich eine wild wallende Ansammlung schwarzer Wolken über sie hinweg.

»Die Bademäntel, bitte«, sagte Adamson. Nachdem sie Hilts und Finn abgenommen worden waren, standen sie nur noch in ihren Badeanzügen da. Ihre Tarierwesten und die restliche Ausrüstung waren nirgendwo zu sehen. Auch von Schlauchboot und Flugboot fehlte jede Spur. »Folgen Sie dem Geräusch der Brandung! Dort ist Cay Lobos.« Adamson musste schreien, um das Heulen des Sturms zu übertönen. »Micha, Kapitel drei, Vers drei: *»Ihr esst meines Volkes Fleisch, und streift die Haut ihnen ab, zerbrecht ihr Gebein, zerstückt sie im Kessel wie Fleisch, wie den Braten im Topf.«* Das werden die Korallen mit Ihnen machen, und wenn es nicht genügen sollte, werden Sie einfach Opfer eines bedauerlichen Unfalls. Der höchste Punkt der Insel befindet sich dreieinhalb Meter über dem Meeresspiegel. Bei den letzten Hurrikanen in diesem Gebiet war der Wellengang doppelt so hoch.«

»Warum tun Sie das?«, fragte Finn schauernd. »Sie haben das Me-

daillon. Ohne es können wir nichts beweisen, und Sie haben, was Sie wollten.«

»Ich brauche Ihr Schweigen genauso, wie Ihr Vater DeVaux' Schweigen brauchte und DeVaux das von Pedrazzi. Das Geheimnis des Luzifer-Evangeliums darf man mit niemandem teilen.« Er deutete mit der Flinte in seiner Hand. »Stellen Sie sich bitte auf die Schwimmplattform runter.« Finn warf einen Blick über die Bordwand. Vier Stufen unter ihr ragte aus dem Heck der Motorjacht ein Teakholzvorsprung, der von den hohen Wellen regelmäßig überspült wurde. Das Meer ringsum war eine brodelnde Hölle. Sobald sie über Bord gingen, wären sie rettungslos verloren.

»Und wenn wir uns weigern?«, fragte Hilts.

»Dann verrichte ich das Werk des Herrn für ihn und knalle Sie ab.« Adamson wog die Flinte in seiner Hand. »Die Barrakudas werden sich freuen und die Haie sicher auch. Es liegt ganz bei Ihnen.« Er machte wieder eine Bewegung mit der Pumpgun. »Ab ins Wasser.«

Hilts packte Finn am Handgelenk und zog sie zu sich heran. »Versuch nicht, bei mir zu bleiben, wenn wir über Bord sind, und versuch auch nicht, mir zu helfen, wenn du siehst, dass ich Probleme habe. Kümmere dich nur um dich selbst, vergiss alles andere.« Er drehte sich um, zeigte Adamson den Finger und stieg auf die Plattform hinab. Binnen weniger Sekunden riss ihn eine Welle von den Beinen, und er verschwand. Finn stieg nun ebenfalls auf den Vorsprung und holte tief Luft. Auf der Stelle wurde sie vom Dunkel des Meeres verschluckt.

In einem Moment eiskalten Grauens zog sie die erste der gewaltigen Wellen in die Tiefe. Als Kind wurde sie einmal in den warmen Gewässern Cancúns von einer Unterströmung erfasst, aber sie war ihr sofort wieder entrissen worden, von den starken Armen ihres wachsamem Vaters aus dem Meer gezogen. Jetzt war niemand da, um sie zu retten. Der tödliche Sog hatte sie fest in seiner wässrigen Faust und zog sie unbarmherzig in die Tiefe.

Als sie sich endlich dem schrecklichen Zugriff der Welle entziehen konnte, schnappte sie hektisch nach Luft, erbrach Meerwasser und spürte bereits, wie die nächste Welle sie erfasste und unerbittlich nach

unten zog, bevor sie richtig dazugekommen war, Luft zu holen. Wieder wurde sie nach unten gedrückt und auf das Riff geschleudert, der raue Sand und die spitzen Korallen rissen ihre Haut auf, und erneut strampelte sie sich würgend und völlig entkräftet für einen weiteren Atemzug an die Oberfläche.

Eine dritte Welle erfasste sie, aber diesmal waren keine Korallen mehr auf dem schräg abfallenden Grund, sondern nur noch Sand, und sie kam rasch wieder an die Oberfläche. Sie hatte plötzlich Boden unter den Füßen und taumelte mit letzter Kraft auf den Strand der kleinen Insel zu. Als sich das Wasser wieder zurückzog, war der Sog so heftig, dass sie nur noch auf allen vieren vorwärtskam, aber schließlich gelang es ihr, sich aufzurichten und auf wackligen Beinen weiterzuwanken. Ihr war sehr deutlich bewusst, dass ihr eine zweite Welle, genauso gewaltig wie die erste, das Leben noch einmal entreißen konnte, obwohl die rettende Insel schon zum Greifen nahe war.

Der tückische, heftig an ihren Fersen saugende Sand riss sie fast ein zweites Mal von den Beinen, aber sie schaffte es, einen Schritt nach vorn zu machen und dann noch einen. Durch die peitschenden Wassertropfen blinzend, sah sie ein Stück den hellen Strandstreifen hinauf eine dunklere Linie. Die Stämme der Fächer- und Kokospalmen, die dort standen, beugten sich fort vom heulenden Wind und dem prasselnden Regen, und immer wieder knallten unreife Früchte, losgerissen von den Klauen des Sturms, wie Kanonenkugeln auf den Boden. Finns Atem ging in keuchenden Stößen, und ihre Beine fühlten sich bleiern schwer an, aber wenigstens war sie der tobenden Brandung entkommen, die sich hinter ihr unter ohrenbetäubendem Donnern brach.

Mit letzter Kraft den sandigen Abhang hinauftorkelnd, erreichte sie schließlich einen Punkt, der über dem Wellengetöse lag. Sie drehte sich zum Meer und sank erschöpft in die Knie. Die Träger ihres Badeanzugs waren gerissen. Sie hatte immer noch schreckliche Angst, als sie in den jaulenden Wahnsinn des herannahenden Hurrikans starrte, aber zugleich begann sie vor Erleichterung haltlos zu schluchzen. Sie war noch am Leben.

Durch den Regen konnte sie die wabernde Linie aus weißen Schaum-

kronen erkennen, die den Verlauf des Riffs anzeigte, aber mehr auch nicht. Wie angekündigt war Adamson vor dem Wind in See gestochen und verschwunden. Plötzlich berührte sie etwas an der Schulter, und sie wirbelte mit einem erschrockenen Aufschrei herum. Es war Hiltz, seine Stirn von einer Platzwunde blutüberströmt, das nasse Haar an den Kopf geklatscht, ein irres Grinsen auf den Lippen. Auch er war dem Inferno entkommen.

»Not schafft oft seltsame Bettgenossen!«, brüllte er ihr überschwänglich ins Ohr.

»Was redest du da?«

»Adamson ist nicht der Einzige, der mit Zitaten um sich werfen kann!«, schrie Hiltz. »Wie wär's mit:

*Fünf Faden tief liegt Vater dein.
Sein Gebein wird zu Korallen,
Perlen sind die Augen sein.
Nichts an ihm, das soll verfallen,
Das nicht wandelt Meereshut
In ein reich und seltnes Gut.«*

»Ist das auch aus der Bibel?«, fragte Finn.

»Nein, Shakespeare«, sagte Hiltz. »Neunte Klasse Englisch, bei Miss Slynn. *Der Sturm*. Musste das ganze blöde Stück auswendig lernen. Das war jetzt das erste Mal, dass es mir was genützt hat.« Er holte tief Luft und ließ sie langsam entweichen. »Komm«, sagte er. »Sogar Caliban wusste, dass man sich vor einem Sturm besser verkriecht.«

Finn erwachte von den windzerzausten Schreien der Möwen und hörte das donnernde Echo der am Riff brechenden Brandung. In flüchtigen Bildern und Eindrücken kehrte die verschwommene Erinnerung an die vergangene Nacht zurück: das Brausen des immer stärker werdenden Sturms, die furchteinflößenden Geräusche der entfesselten Natur, der erbarmungslos herabprasselnde Regen, der so stark war, dass er ihr manchmal die Luft zum Atmen raubte. Das Toben des Wassers um ihre Füße. Die Gewissheit, dass es keine Hoffnung mehr gab.

Vor der launischen Willkür des Sturms hatte auch das letzte Bisschen Zuversicht kapituliert. Am frühen Morgen jedoch hatte der Wind um zwei Strich gedreht, das wirbelnde Zerstörungswerk des Hurrikans war weitergewandert und das Wasser endlich zurückgegangen. Die Meteorologen würden vermelden, dass sich der Kreisel der Hurrikanwolke aufzulösen begann.

Finn schlug die Augen auf. Es dauerte einen Moment, bis sie merkte, dass sie am Eingang des verlassenen Schuppens neben dem Leuchtturm lag. Die tote Katze und der größte Teil des Mülls waren weg. Nur der Geist der Katze nahm den Schuppen noch mit seinem ätzenden Verwesungsgeruch in Beschlag. Der Träger ihres Badeanzugs war mit einem ordentlichen Kreuzknoten repariert. Hilts war nirgendwo zu sehen. Plötzlich merkte sie, dass sie stechende Kopfschmerzen hatte. Außerdem war ihr kalt.

Fröstelnd setzte sie sich auf. Sie blickte sich um. Aus irgendeinem Grund war das Wellblechdach des Schuppens an den Dachbalken festgenagelt geblieben, und Adamsons Prognose, die Insel würde vollständig überflutet, hatte sich offensichtlich nicht bewahrheitet, weil sie sich auf dem Trockenen befand.

Immer noch leicht benommen, stand Finn auf und duckte sich unter der Eingangsöffnung hindurch. Der Himmel war stahlblau, die im Osten emporsteigende Sonne eine blendende Scheibe und das Meer wie flüssiges Metall, in dem sich die dunklen Reihen der schweren Brecher an der unsichtbaren Riffkante unter ohrenbetäubendem Donnern auflösten.

In der Luft hing ein eigenartiger, unangenehmer Geruch, wie heißes Blut auf Blech oder so, wie es in Finns Vorstellung riechen musste, wenn jemand auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet wurde. Sie ging zu der Stelle, wo der Strandhaferbewuchs in reinen Sand überging, ließ sich, die Arme um die Knie geschlungen, auf den Boden nieder und starrte aufs Meer hinaus. Erst jetzt merkte sie, dass sie Hunger und vor allem fürchterlichen Durst hatte. Auf ein schwaches Geräusch hin drehte sie sich zur Seite; Hilts kam über den Strand auf sie zu. Wie es schien, schleifte er ihre Trierwesten hinter sich her.

In der anderen Hand hielt er einen großen graubraunen Vogel mit einem langen spitzen Schnabel und stelzenartigen Beinen. Die Wunde auf seiner Stirn hatte sich zu einem hässlichen Schorf verkrustet. Seine Lippen waren aufgeplatzt und mit einer rissigen weißen Salzschrift überzogen. Seine Augen waren blutunterlaufen und fiebrig, aber er lächelte.

»Und, hat dir dein Schönheitsschlaf gutgetan?«

»Ich habe Durst«, krächzte Finn mit brüchiger Stimme.

»Geh zum Leuchtturm. Dort sind ein paar Pfützen. Es ist besser, du trinkst gleich etwas, weil das Wasser bestimmt schnell verdunstet. Ich konnte leider nichts finden, um es dir zu bringen.« Er hob den toten Vogel am Hals hoch. »Ich gehe schon mal zurück zum Schuppen. Feuer machen und den alten Knaben hier kochen. Lag mit gebrochenem Hals am Strand. Selbst wenn wir vor Durst sterben, verhungern werden wir jedenfalls nicht.« Damit stapfte er in Richtung Schuppen weiter. Finn stand auf und ging zum Leuchtturm auf der anderen Seite des schmalen kleinen Streifen Lands.

Bis sie getrunken hatte und zum Schuppen zurückkehrte, hatte Hilts bereits Treibholz gesammelt und mithilfe eines der Leuchtsignale von

den Jackets ein loderndes Feuer entfacht. Er kniete im Sand und nahm mit seinem Tauchermesser den großen reiherartigen Vogel aus. Dann hielt er das blutverschmierte Messer hoch und grinste.

»Damit es noch überzeugender wirkte, muss Adamson sogar die Tauchwesten ins Wasser geworfen haben.«

»Und wenn er noch mal zurückkommt, um sich zu vergewissern, dass wir auch wirklich nicht überlebt haben? Hast du daran schon mal gedacht?«

»Warum sollte er?« Hilts hielt die Innereien des Vogels in der Hand, holte weit aus und schleuderte sie in Windrichtung davon. Die Möwen, die kreischend über ihnen kreisten, stürzten sich auf die Gedärme und begannen wie Geier daran zu zerren.

»Dass wir die gestrige Nacht überlebt haben, ist ein Wunder. Ohne Wasser werden wir allerdings nicht mehr lange durchhalten. Wenn uns nicht bald ein netter Kokainschmuggler oder Fidels Marine findet, können wir einpacken.« Er griff nach einem länglichen Stück Treibholz, stieß sein spitzes Ende in die Bauchhöhle des Vogels und legte ihn über die Flammen. Die Federn begannen heftig qualmend zu brennen. Es stank abscheulich.

»Das ist ja kaum auszuhalten«, protestierte Finn.

»Das ist immerhin unser Mittagessen«, erwiderte Hilts.

Nachdem der Vogel fast eine Stunde im Feuer gelegen hatte, probierte Finn das zur Ungenießbarkeit verkohlte Fleisch und übergab sich prompt. Als sie darauf zu den Regenwasserpfüten zurückkehrte, die wie glitzernde kleine Seen die Betonfläche um den Leuchtturm überzogen, stellte sie fest, dass sie sich umso schneller wie eine Fata Morgana in Nichts auflösten, je höher die karibische Sonne am Himmel stieg. Nachdem sie getrunken hatte, schleppte sie sich zum Schuppen zurück. Die Reste des Reiherkadavers hatte Hilts diskret entfernt. Er hatte die Jackets auf dem Sand ausgebreitet und nahm eine Bestandsaufnahme ihrer Habseligkeiten vor.

»Sechs Leuchtsignale, zwei Messer, eine Spule Sicherheitsleine, die sich vielleicht zum Fischen verwenden ließe, wenn sie nicht so dick wäre, ein Aluminiumspiegel, zwei Erste-Hilfe-Grundausrüstungen,

zwei Tauchcomputer, ein Garmin-Unterwasser-GPS und etwas Haiabwehrmittel. Also, in diesen Realityshows im Fernsehen haben sie irgendwie immer mehr nützliches Zeug dabei.« Er riss in gespielter Entsetzen die Hand an den Mund und machte große Augen. »Oder sollte etwa Reality-TV gar nichts mit der Realität zu tun haben?«

»Ich verstehe nicht recht, weshalb du eigentlich so gut gelaunt bist.«

»Alles ist relativ. Wir könnten tot sein, sind es aber nicht.«

»Wie es aussieht, werden wir es aber bald sein.«

»Vielleicht taucht ja dieser Nackttaucher-Verein aus Texas wieder auf – man kann nie wissen.« Er zuckte mit den Achseln. »Hoffnung wallt immerdar aus den Tiefen der menschlichen Brust«, fügte er dann weise hinzu.

»Wer das gesagt hat, von dem stammt auch: ›Tritt in vernünft'ger Selbstbescheidung ab; bevor kichernd dich ein jugendlicher Alter von der Bühne drängt‹«, entgegnete Finn.

»Angeberin.« Hilts kauerte wie einer der Händler in der Stadt der Toten vor seinem kleinen Haufen Habseligkeiten.

»Ich habe nie so richtig kapiert, wie so ein GPS funktioniert.« Finn schaute auf das Garmin-Gerät, das wie ein zu groß geratenes knallgelbes Handy aus dem Haufen herausstach.

»Das ist eigentlich ganz einfach«, erklärte Hilts. »Ursprünglich wurde das System nur für militärische Zwecke eingesetzt. Sie schossen vierundzwanzig Satelliten in eine feste Umlaufbahn um die Erde hoch, sodass sich immer zwei von ihnen über dem Horizont befanden, egal, wo man auf der Erde gerade war. Mit den von den Satelliten ausgesendeten Signalen, die auf der Erde von Basis-Empfangsstationen aufgefangen wurden, konnte man dann exakt seine jeweilige Position bestimmen. Das System wurde gerade rechtzeitig einsatzfähig, um zu verhindern, dass sich unsere Jungs in der irakischen Wüste verirrten.« Er nahm das Gerät und schaltete es ein. »Die heutigen Geräte sind wesentlich ausgereifter. Wie kleine Computer. Mit dem entsprechenden Kartenchip ist das, als hättest du einen Atlas in der Hand. Dieser hier hat Nordamerika und die Karibik einprogrammiert.« Er sah auf das Display. »Die Position, auf der wir uns befinden ist achtzehn

Grad, fünfundfünfzig Minuten, sechzehn Sekunden nördliche Breite und Sechsendsechzig Grad, vierundfünfzig Minuten, dreiundzwanzig Sekunden westliche Länge.«

»Was hast du da gerade gesagt?«, platzte Finn heraus.

Seufzend wiederholte Hilts alles. »Achtzehn Grad, fünfundfünfzig Minuten, sechzehn Sekunden Nord, Sechsendsechzig Grad, vierundfünfzig Minuten, dreiundzwanzig Sekunden West.«

»Genau.« Finn nickte.

»Was?«

»Die Spielkarten und wie sie auf dem Tisch in Devereaux' Kabine angeordnet waren. Auf der Tischplatte war doch das Logo der Acosta Line, ein Kompass, Erinnerst du dich?«

»Eine Kompassrose, richtig.« Hilts nickte.

Finn schloss die Augen und konzentrierte sich.

»Eine Drei, eine Acht, noch mal eine Drei, zwei Zweien und eine Fünf im Norden. Achtunddreißig Grad, zweiunddreißig Minuten, fünfundzwanzig Sekunden nördliche Breite.« Sie hielt inne und versuchte sich zu erinnern. »Zwei Achten, ein Bube, der für Zehn steht, und zwei Zweien auf der Westseite des Tisches.«

»Achtundachtzig Grad, zehn Minuten und zweiundzwanzig Sekunden westliche Länge«, ergänzte Hilts, der bereits dabei war, die Daten in das Gerät einzugeben. Er sah Finn an. »Du bist ein Genie!«

Draußen auf dem Wasser hörten sie, wie Phil Stubbs von einem Schwarm Kaulquappen sang, die ihren Aufstieg zum Froschtum feierten, das Ganze untermalt von einem Chor quietschiger Mädchenstimmen, die von den Froggies erzählten. Gegen die Sonne anblinzelnd, sah Finn am Riff auf einmal Tucker Noes altes Flachboot auftauchen und am Leuchtturm vorbei auf sie zusteuern. Es sah vom Sturm etwas mitgenommen aus, hielt sich aber tapfer über Wasser. Phils Gesang wurde lauter und drang mühelos über das Wasser zu ihnen herüber.

»Kalik.« Hilts sprach es aus wie ein Einheimischer und leckte sich die Lippen.

»Wofür stehen die Koordinaten?«, fragte Finn, die, wie um sich zu

vergewissern, dass es real war, die Augen keinen Moment von dem alten Boot ließ.

Hilts sah auf das Display des GPS.

Währenddessen sang Phil: »They was hoppin' and skippin' an jumpin' an leapin', come back to the pond, come see.«

»Rutgers Bluff, Illinois.«

35

Rutgers Bluff lag von Fairfield, der Bezirkshauptstadt, etwa zwanzig Kilometer den Winter River abwärts. Diese Gegend von Illinois hatte eindeutig mehr von Provinzlern und Hinterwäldlern als von Oprah Winfrey und der Miracle Mile in Los Angeles, und wenn man nach einem Film suchte, um sie zu beschreiben, fiel einem am ehesten *Beim Sterben ist jeder der Erste* oder vielleicht *Kaltblütig* ein. Der größte Teil der Bevölkerung war deutscher Abstammung, und es gab nicht viele Zugewanderte. Man mochte dort ohne eigenes Verschulden geboren worden und hängen geblieben sein, aber wenn man sich mit dem Gedanken trug, einen kleinen Supermarkt aufzumachen, wären Wayne County und Rutgers Bluff nicht unbedingt erste Wahl.

Die gängigsten Straftaten im County waren Vergewaltigung, Diebstahl, Körperverletzung und Autodiebstahl, und zwar in genau dieser Reihenfolge, und der Polizeidienst beschäftigte mehr Personen als irgendeine andere Behörde des Bezirks. Namen wie Bruner, Ostrander und Koch waren weitverbreitet, und das Landestier war das weiße Eichhörnchen, das auf Polizeiabzeichen und Behördenbriefpapier zu sehen war. Niemand konnte sich erinnern, wer Rutger war, aber das Bluff, die Klippe, war noch da, ein mächtiger, bewaldeter Steilhang, der sich über einer Stelle des Flusses erhob, die von den Einheimischen Third Chute, dritte Stromschnelle, genannt wurde.

Vor langer Zeit hatte die Holzwirtschaft in Wayne County eine wichtige Rolle gespielt, und die Baumstämme waren auf dem Fluss zu den großen Sägewerken in Parkman befördert worden. Man hatte hölzerne Rutschen gebaut, um die Stämme im aufgewühlten Wildwasser an den großen Wehren des Winter River herumzuschleusen. Rutgers Bluff war die dritte dieser Rutschen. Die Fourth Chute lag vier Kilometer flussabwärts auf 38 Grad, 32 Minuten und 25 Sekunden nördlicher Breite und 88 Grad, 10 Minuten und 22 Sekunden westlicher Länge, die Koordinaten also, die ein halbes Jahrhundert zuvor mehrere tausend Kilometer südlich ein Passagier an Bord eines gesunkenen Kreuzfahrtschiffs kurz vor seinem Tod mithilfe von Spielkarten der Nachwelt zu überliefern versucht hatte.

»Das kann nicht stimmen.« Hilts sah erst auf das GPS in seiner Hand, dann auf die trostlose Szenerie vor ihnen. Es regnete in Strömen, und er und Finn waren bis auf die Haut durchnässt, obwohl sie sich in einem Sportgeschäft in Fairfield zwei billige Regenumhänge und Hüte gekauft hatten. Sie standen vor ihrem Mietwagen, einem Ford, auf einer alten Stahlbrücke, die unmittelbar oberhalb der Stromschnellen über den Winter River führte. Von einem Ende zum anderen war die Brücke nicht länger als fünfzehn Meter und gerade breit genug, dass zwei Autos aneinander vorbeikamen. Vor ihnen lag unwirtliches Buschland, Fichten und Kiefern und kilometerweit graues Moor und Brachland. Nicht weit entfernt stand eine verfallene Scheune am Fluss, auf der anderen Seite der Straße sahen sie ein Farmhaus und mehrere Nebengebäude, zu denen ein abzweigender schmaler Weg führte. An einem Tor war ein rustikales großes Schild angebracht, wie man es von Ferienlagern kennt. Auf der gekrümmten Planke stand mit grob zugeschnittenen Fichtenzweigen CAVERNS OF WONDER geschrieben.

Links von der Durchfahrt lehnte gegen den alten Lattenzaun eine aus einer Sperrholzplatte gesägte Jesusfigur, deren gelber Heiligenschein mehr wie ein Strohhut und deren braune Sandalen mehr wie Armeestiefel aussahen. Auf der anderen Seite war eine blauweiß gekleidete Jungfrau Maria. Offensichtlich hatte die Mutter Gottes einmal

blonde Haare gehabt. Die Farbe sah sehr alt und verblichen aus. Unter dem ›of‹ in Caverns of Wonder stand: ›\$10‹. Weiß auf Schwarz.

»Das kann einfach nicht stimmen«, sagte Hilts noch einmal. »Caverns of Wonder? Hier werden – oder wurden – doch nur Touristen abgezockt. Sieht jedenfalls völlig verlassen aus.«

»Stimmen die Koordinaten?«, fragte Finn.

»Haargenau.«

»Dann sind wir hier auch richtig.« Sie deutete mit dem Kopf auf den Sperrholz-Erlöser. »Jesus von Illinois. Das ist kein bloßer Zufall.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Dafür hat es ein bisschen zu viele Tote gegeben. Und wenn es tatsächlich nur ein Witz ist, wird unser Freund Adamson ganz schön angefressen sein.«

»Glaubst du, er hat es auch spitzgekrigelt?«

»Er hat deine Kamera. Wenn er jetzt noch nicht darauf gekommen ist, wird es jedenfalls nicht mehr lange dauern.«

Sie stiegen ins Auto und fuhren unter dem Schild durch. Das Auto parkten sie auf einem gekiesten Platz, an dessen Rand ein kleiner Holzbau stand, der einmal eine Imbissbude oder ein Souvenirladen gewesen sein könnte. Dahinter war eine Reihe provisorischer Plumpsklos. Überall wucherte Gras. Die Scharniere des Imbissbudenvordachs waren durchgerostet, und so hing es herab wie ein Fetzen alte Haut. Links, auf einer kleinen Anhöhe, stand das Farmhaus. Der First war durchgebogen, und der Schornstein eingestürzt. Ein verlassenener und toter Ort. Auf dem von Dornengestrüpp überwucherten Platz vor dem Haus stand das Wrack eines alten Pick-up, ein International Harvester Scout, Blau und Weiß und Rostfarben. Die Reifen waren verrottet, und die zerbrochene Windschutzscheibe war voll Vogeldreck. Im Regen schien alles grau.

»Wie aus *Twilight Zone*«, murmelte Hilts und starrte auf einen ausgebrannten Schulbus im hinteren Bereich des Parkplatzes.

»Ich würde eher sagen *Nightmare – Mörderische Träume*.«

»Folge sechsundzwanzig: *Jason in Rutgers Bluff*.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Finn.

»Uns ein bisschen umsehen. Dann wird sich schon zeigen, ob das alles war, was Devereaux hier vorgefunden hat.«

»Steht in dem Führer irgendwas über den Ort hier?«

Sie hatten in dem Geschäft, in dem sie sich die Regenumhänge besorgt hatten, auch einen Führer für die Gegend gekauft. Hilts nahm das Büchlein vom Armaturenbrett und begann darin zu blättern.

»Fourth Chute, Winter River. 1829 von dem Schreiner und notorischen Säufer Tom Woodward entdeckt. Woodward stürzte in eine Doline und hatte, nachdem er sechs Tage unter der Erde im Dunkel der Höhlen eingeschlossen war, eine Vision von seiner Erlösung. Den Rest seines Lebens widmete sich Woodward voller Inbrunst der Aufgabe, die Höhlen zum Zeichen seiner religiösen Bekehrung und seiner Abkehr vom Alkohol künstlerisch auszugestalten. Der Gottesmutter in der neunten Grotte werden mehrere Wunder und unerklärliche Vorkommnisse zugeschrieben. Eintritt zehn Dollar. Im Preis inbegriffen sind eine Gebetsbroschüre und ein im Dunkeln leuchtender Caverns of Wonder-Schlüsselanhänger. Busse willkommen. Parkmöglichkeiten vorhanden. Erfrischungsstand.« Hilts klappte das Buch zu. »Wunder und unerklärliche Vorkommnisse.«

»Im Dunkeln leuchtender Schlüsselanhänger.«

»Das ist jedenfalls nicht, was Devereaux entdeckt hat.«

»Doch«, sagte Finn. »Zumindest ein Teil davon. Er hinterließ bei seinem Tod einen Hinweis auf diesen Ort. Dafür muss es einen Grund geben.«

Hilts seufzte. Er beugte sich über den Beifahrersitz und nahm eine Taschenlampe aus dem Handschuhfach. »Dann mal los.«

Finn stieg mit ihm in den Regen hinaus. Mit so einer Art Regen musste es Noah zu tun gehabt haben; eigentlich nicht besonders stark, aber unablässig, wie in Nordirland, wo es, abgesehen von gelegentlichen Unterbrechungen, schon tausend Jahre nicht mehr zu regnen aufgehört hat. Unter lautem Knirschen gingen sie über den gekiesten Parkplatz auf die Wand aus Bäumen und den ausgebrannten Bus zu. Hier handelte es sich vermutlich um den im Führer erwähnten Erfrischungsstand. Die Reste eines versengten Blechschilds warben mit Hotdogs,

Stalaktiten-Burgern, Stalagmiten-Chili und frischen Fledermausfritten. Auf einer Seite führte ein steiniger Pfad zwischen den Bäumen hindurch zum Fluss hinunter.

»Hörst du das?« Finn packte Hilts am Arm.

Sie blieben stehen.

»Ich höre nichts«, sagte er. »Nur die Stromschnellen und den Regen.«

»Du musst dich nur anstrengen.« Von den anderen Geräuschen fast vollständig übertönt, war ein stetes Rattern vernehmbar, gedämpft und weit weg. Alle paar Sekunden kam es zu einem stotternden Schlag.

»Was ist das?« Jetzt hörte es auch Hilts. »Ein Generator?«

»Eine Pumpe«, sagte Finn nach einer Weile, »wie man sie zum Beispiel zum Auspumpen von überfluteten Kellern verwendet.«

»Unten in den Wonder Caves?«

»Caverns of Wonder«, verbesserte ihn Finn.

»Ach ja, richtig.« Der Fotograf seufzte erneut.

»Vielleicht schaltet sie sich bei Regen automatisch ein.«

»Das möchte ich mal sehen«, feixte Hilts. »Für diese Klitsche hier interessiert sich doch schon Jahre, wenn nicht Jahrzehnte kein Schwein mehr.«

Inzwischen war der Fußpfad in eine in den Fels gehauene Treppe übergegangen. Hilts sah eine platt gedrückte Getränkedose auf dem Boden liegen und hob sie auf. Coca-Cola. Selbst in diesem Zustand war zu erkennen, dass sie mit einem altmodischen Dosenöffner aufgemacht worden war. »Wie lange ist es eigentlich her, dass es Dosen mit Aufreißverschluss gibt?« Er warf die Dose ins Gebüsch.

»1962 hat Ermal Frazee aus Dayton das sogenannte Ring-Pull-System erfunden. Meine Mutter ging mit ihm in die Grundschule. Ich habe in Archäologie eine Seminararbeit darüber geschrieben: ›Der Ring-Pull-Verschluss – Ornament oder Werkzeug; Deutungshilfen für den Historiker der Zukunft.« Ich bekam volle Punktzahl.«

»Du hättest auf der Stelle abgeworben werden sollen. Ermal Frazee?«

»Ermal Frazee«, wiederholte sie und nickte. »Strickley Elementary School. Laut meiner Mutter haben sie eine Gedenktafel für ihn an-

gebracht. Pfadfinderehrenwort.« Die Treppe endete auf einem kleinen Plateau, von dem man auf die Stromschnellen und das ruhigere Wasser dahinter hinabblickte. Halb verdeckt von jungen, im Regen grün glänzenden Zuckerahornen, war vor ihnen der Eingang zu den Caverns of Wonder. Die gewellten und mit Moos bewachsenen Kalksteinschichten triefen vor Nässe. Die Öffnung selbst war mit Holzbalken eingefasst, so alt, dass sie sich von dem Stein um sie herum kaum abhoben. Die Überreste einer schweren Holztür hingen wind-schief von den verrosteten Angeln. Über dem Höhleneingang war ein Schild ähnlich dem am Zufahrtsweg, nur kleiner, auf Sperrholz genagelte Zweige, von denen der aufrechte Strich des D in WONDER fehlte, sodass da stand CAVERNS OF WONDER. Regenwasser floss in Rinn-salen über die Holzbalkenstufen, die zu der Tür hinabführten. Ein ab-gestorbener grauer, verfaulter Fichtenast diente als Handlauf.

»Sieht nass aus«, bemerkte Hilts.

»Das ist nur, weil es regnet. Drinnen ist es bestimmt trockener.«

»Berühmte letzte Worte.«

»Kommst du nun oder nicht?«

»Geh du voran.«

Sich am Holzgeländer festhaltend, stieg Finn vorsichtig die Stufen hinunter. Hilts folgte ihr. Als Finn durch die Öffnung trat, knipste er die Taschenlampe an. Dahinter kamen weitere Stufen und eine wilde Konstruktion aus Stütz- und Deckenbalken. Die Treppe führte in undurchdringliches Dunkel. Es sah mehr wie in einem aufgelassenen Bergwerk aus als wie in einer heiligen Grotte. Bisher hatte Finn nichts auch nur annähernd Religiöses bemerkt. Ihr Hirn arbeitete auf Hoch-touren bei dem Versuch, einen Zusammenhang zwischen einer alten Kalksteinhöhle im südlichen Illinois und dem Goldmedaillon einer mumifizierten Leiche in der Libyschen Wüste herzustellen.

Der Entschlossenheit, die Adamson und seine Leute an den Tag legten, nach zu schließen, bestand jedoch mehr als nur ein vager Zusammenhang. Im Gegenteil, es musste eine konkrete, bedeutsame Verbindung geben. Bedeutsam genug, um deswegen zu töten, und das nicht nur einmal.

Die Stufen gingen in einen gewundenen Bohlenweg über, der durch eine Reihe von Ausbuchtungen führte, die kaum die Bezeichnung ›Erdloch‹, geschweige denn ›Höhle‹ verdienten. Wie es aussah, hatte sich der Winter River oder einer seiner Seitenarme durch die Felsen gefressen, sodass im Lauf der Zeit ein schmaler Durchlass, kaum breiter als eine Armspanne, entstanden war. Hier und da hatten sich zwar vereinzelte Stalaktiten, Stalagmiten und Tische aus lavaartigem Sinter gebildet, aber für Finn, die in einer Welt voller Maya-Gräber und unterirdischer archäologischer Stätten groß geworden war, machten die Caverns of Wonder von Rutgers Bluff nicht gerade viel her. Eine bescheidene Touristenattraktion wie das riesige Betonei, das sie einmal in Mentone, Indiana, gesehen hatte, oder die sieben Stockwerke hohe Jesusstatue aus Beton in Arkansas. Aber was sollte schon hier sein, das etwas am Verlauf des Zweiten Weltkriegs ändern oder irgendjemanden im Vatikan hätte interessieren können? Einfach absurd.

»Da!«

»Was?« Von Hilts' Stimme aus ihren Gedanken gerissen, blieb Finn stehen. Er machte die Taschenlampe aus, und plötzlich erstrahlten in der schmalen Höhle, wo sie gerade standen, unzählige grün schimmernde Bildnisse.

»Im Dunkeln leuchtende Schlüsselanhänger.«

Von einem Stalaktiten glotzte ein glupschäugiger Jesus herab. Maria betete an einem Teich aus Stein. Über die Decke schwammen Fische mit Zähnen wie Haie und Schwanzflossen wie Guppys. Die Bergpredigt war mit auf kleine Steine gemalten Gesichtern wiedergegeben, Transparente waren ungenlenk mit Bibelziten beschriftet.

»Wie das Spukhaus in Disney World«, sagte Finn. »Nur dass es hier Gott ist, der spukt.«

»Grauenhaft«, sagte Hilts. Sie folgten dem Bohlenweg in die nächste Höhle, die so groß war wie eine Veranda und etwa genauso aufregend. Sie hatte auch etwas Groteskes. Wie ein riesiger fliegender Picknicktisch wellte sich ein gigantisches Abendmahl über die gewölbte Decke, Apostel, Putten und Wolken, Judas mit einem Haaransatz wie Dra-

cula und eine verschlungene Geschichte wie ein schlechter Traum von William Blake. Geschmacklos, ohne Talent ausgeführt und schlecht recherchiert. Christus nach links gewandt statt nach rechts, Simon der Eiferer mit langem Haar statt kahl, ein Kelch vor Christus stehend, obwohl es keinen gab. Dreizehn Jünger, nicht zwölf.

Halt, das ist aber interessant, schoss es Finn durch den Kopf. Selbst ein Analphabet, der auch nur entfernt mit dem Neuen Testament vertraut war, wusste, dass es zwölf Jünger waren, auch wenn sie außer einem Geistlichen so gut wie niemand alle namentlich hätte aufzählen können. Sogar Finn, die sich auf religiöse Kunst der Renaissance spezialisiert hatte, war sich nicht sicher, ob sie auf Anhieb alle zusammenkriegen würde. Sie schaute zu dem riesigen, grauenhaften Mahl an der tropfenden Felsdecke hoch und hakte sie in Gedanken der Reihe nach ab, von links nach rechts. Bartholomäus, Jakobus der Jüngere und Andreas, Judas, Petrus und Johannes – oder für Dan Brown-Fans Maria Magdalena –, gefolgt von Thomas, Jakobus dem Älteren und Philip-pus, dann Matthäus, Thaddäus und zum Schluss Simon der Eiferer. Wer war also die dreizehnte Gestalt, die in dieser unsäglichem Wieder-gabe des berühmtesten Gemäldes der Welt, das unlängst so erfolgreich in der Literatur beschrieben wurde, etwas abseits hinter Simon stand? Sie blickte gebannt nach oben. Die zweieinhalb Meter hohe Figur an der schmutzüberzogenen Decke, die durch den von oben durchsikernden Regen noch wässriger schien, wies nicht sonderlich viele Details auf. Es war ein Mann in einem langen Gewand, bärtig, ein Arm hing an seiner Seite herab, den anderen hatte er gehoben und wies damit auf ... was?

»Die letzte Figur rechts«, sagte Finn.

»Die auf etwas deutet?«

»Ja, die.«

»Was soll damit sein?«

»Worauf zeigt sie genau? Kannst du das erkennen?«

»Wie es scheint, auf diese Ablagerung dort hinten in der Ecke.« Hilts richtete seine Taschenlampe auf die Stelle. Von der Höhlendecke war in all den Jahren unablässig gelöster Kalkstein getropft, und als das

Wasser in der Höhle sank oder ausgepumpt worden war, blieb davon eine Sinterkaskade in Form eines Baldachins zurück.

»Das muss ich mir genauer ansehen«, sagte Finn. Sie schlüpfte unter dem Geländer des Knüppeldamms hindurch und betrat vorsichtig den nassen Höhlenboden. Das kalte Wasser reichte ihr bis an die Knöchel. Jetzt bloß nicht ausrutschen.

»Warum?«

Sie war sich noch nicht sicher, aber plötzlich vernahm sie einen fernen Ruf aus ihrer Kindheit. Die Spannung beim Öffnen der geheimen Schranktür in den *Chroniken von Narnia*, beim Betreten von Merlins Kristallhöhle oder Dr. Whos Telefonzelle sowie Ray Bradburys fiktive Kleinstadt Green Town, das, wenn sie sich richtig erinnerte, im Roman ebenfalls in Illinois lag.

»Wusstest du übrigens, dass dieser Teil von Illinois Klein-Ägypten heißt, ohne dass jemand mit Sicherheit sagen könnte, warum?« Ihre Stimme hallte durch das Halbdunkel. Sie achtete darauf, im Lichtkegel von Hilts' Taschenlampe zu bleiben, und konzentrierte sich auf den glitschigen Untergrund.

»Nein, wusste ich nicht.« Hilts hatte ebenfalls den Bohlenweg verlassen und folgte ihr.

»Einige führen es darauf zurück, dass der Süden von Illinois im harten Winter 1830/31 den Norden mit Getreide versorgte. Andere sagen, es ist, weil der Zusammenfluss von Mississippi und Missouri Ähnlichkeiten mit dem Nildelta aufweist. Aus irgendeinem Grund haben hier auch viele Ortschaften ägyptische Namen: Cairo, Karnak, Dongola und Thebes. Sogar Memphis, wenn du so willst. Und es gibt ein Basketballstadion in Form einer riesigen Glaspypamide.«

»Ich weiß nicht recht, ob ich dir ganz folgen kann.«

»Wo versteckst du in einer Kirche am besten eine Kerze?«

»Unter den anderen Kerzen.«

»Genau.« Finn hatte inzwischen den steinernen Wasserfall erreicht.

»Und?« Hilts folgte ihr vorsichtig.

»Ich glaube, ich habe es gefunden«, flüsterte sie.

»Was?«

»Die Kerze.« Sie fasste sich ein Herz und bewegte sich einen halben Meter nach rechts. Dabei verschwand sie von der Bildfläche. Hilts machte ein ungläubiges Gesicht und leuchtete über die wasserfallartige Kalksinter-Ablagerung. Finn war nirgendwo zu sehen.

»Wo bist du?«

»Direkt vor dir«, ertönte ihre körperlose Stimme. Plötzlich war sie wieder da, ihr strahlendes Gesicht und das vor Nässe stachlige Haar glänzten im Strahl der Taschenlampe.

»Wie hast du das gemacht?«

»Wir sind hier in den Caverns of Wonder. Ein Wunder.«

»Zeig es mir.«

»Gib mir die Hand.«

Er legte seine Hand in ihre und drückte sie. Sie erwiderte den Druck. »Und jetzt die Lampe.«

Kaum hatte er ihr die Taschenlampe gereicht, wurde die Höhle abrupt in totales Blindendunkel getaucht, wie es nur bei kompletter Finsternis der Fall ist. Sie zog ihn in den beängstigend engen Gang hinter der triefenden Felsschürze. Er war so schmal, dass er sich nur seitlich darin vorwärtsbewegen konnte und dabei das feuchte Gestein mit Brust und Rücken berührte. Ein Riss in der Welt.

»Oh, oh.«

»Keine Angst.« Ein Klicken hallte durch die bedrohliche Enge. Der Lampenstrahl schoss nach rechts, und er sah, dass der Weg nach rechts abzweigte. Es war nicht einmal genügend Platz, um sich umzudrehen.

»Das ist doch nicht dein Ernst.«

»Komm schon.«

Sie bewegte sich Schritt für Schritt in dem schmalen Gang weiter, und ihm blieb keine andere Wahl, als ihr zu folgen oder allein in dieser Finsternis zurückzubleiben. Je weiter er ging, desto tiefer rutschte ihm das Herz in die Hose. Ihm gingen hunderterlei Möglichkeiten durch den Kopf: Steinschlag, zunehmender Regen, Schlamm, einfach stecken bleiben, nicht mehr vor- oder zurückkönnen. Eine sehr elementare albs Traumhafte Erfahrung, wie von Freud, Jung und Stephen King gemeinsam ersonnen: die menschliche Urangst, lebendig begraben zu

werden; die Anspannung, wenn ein Zug in einem Tunnel unter den erdrückenden Gesteinsmassen eines Berges hindurchfährt.

Er arbeitete sich weiter voran, konzentrierte sich darauf, wie sich die zarten Hautpolster von Finns Handfläche und ihre um seine Hand gekrümmten Finger anfühlten. Sie war so klein und zierlich wie ein Kind, aber es steckte eine Entschlossenheit in ihr, wie man sie bestenfalls bei einem Drill Sergeant der übelsten Sorte vermutet hätte. Es war, als weckten erst Extremsituationen wie diese die Energie, die in ihr verborgen war. Finn entwickelte dann eine Unnachgiebigkeit, die sie nicht davor zurückschrecken ließ, es selbst mit den schlimmsten Widerigkeiten aufzunehmen, die Mensch oder Natur zu bieten hatten. Ein unbändiger Überlebenstrieb. Etwas in ihrer DNS, was eine Million Jahre zurückreichte.

»Schau«, flüsterte sie. Erst jetzt merkte Hilts, dass er die Augen die ganze Zeit fest geschlossen hatte. Er öffnete sie. Direkt vor ihnen wurde der Gang breiter. Finn streckte ihre freie Hand nach oben und berührte den Fels.

»Hier ist der Stein behauen«, sagte sie.

»Behauen?«

»Nicht natürlich entstanden. Von Menschenhand geschaffen.« Sie machte ein paar weitere seitliche Schritte, und Hilts kam sich vor wie gerade aus dem Gefängnis entlassen. Da war plötzlich wieder Platz, um sich zu bewegen, auf jeder Seite fast ein halber Meter.

Finn hatte recht gehabt. Im schwachen Schein der Taschenlampe waren die Spuren im Stein deutlich zu sehen. Irgendjemand hatte den Schacht in diesem gottverlassenen Loch hier unten aus dem Fels gehauen. Inzwischen kamen sie mühelos voran, und der unterirdische Gang führte mit einer leichten Krümmung nach unten. Manchmal war noch das ursprüngliche unberührte Gestein zu sehen; wer den Schacht geschlagen hatte, war dem Verlauf eines natürlichen Spalts gefolgt. Wegen der wasserfallartigen Sinterablagerung, hinter der sich der Zugang verborgen hatte, äußerte Hilts die Vermutung, der Gang könnte ursprünglich der Abfluss einer Quelle oder ein unterirdischer Wasserlauf gewesen sein.

Sie waren dem unterirdischen Weg etwa eine Stunde gefolgt, als Hilts immer intensiver an das herzhaftes Frühstück zurückdachte, das er sich in dem Denny's Restaurant am Interstate Highway genehmigt hatte. Mittlerweile wäre sogar eine Tasse des schlechtesten Raststättenkaffees der Welt ein Labsal gewesen. Allmählich gingen ihm der Regen und die konstante Fünf-Grad-Kälte hier unten durch und durch. Die Platzangst machte ihm inzwischen nicht mehr so stark zu schaffen, aber sie war noch da. Eine Stunde in die Tiefe bedeutete eine Stunde ins Freie, wenn sie auf demselben Weg, den sie genommen hatten, wieder zurück mussten, und seine Fantasie übertraf sich selbst im Erinnern immer neuer Schreckensvisionen. Wenigstens waren sie bisher keinen Fledermäusen oder sonstigem unterirdischem Getier begegnet. Hilts war kein Freund von Dingen, bei denen man eine Gänsehaut bekam; Wüsten ja, aber keine unterirdischen Wasserläufe. Und dann endete der schmale Gang abrupt. Licht.

»Wahnsinn!«, hauchte Finn.

»Unglaublich!«, entfuhr es Hilts.

Sie übertrieben beide nicht.

Über ihnen spannte sich eine mindestens dreißig Meter hohe steinerne Kuppel, und wenn man vom Boden der riesigen Höhle aus rechnete, die sich vor ihnen auftat, betrug ihre Höhe noch einmal um die Hälfte mehr. Aus tausend Nischen fiel unerklärlicherweise helles Licht auf zehntausend Figuren, allesamt geschaffen von den besten Bildhauern Ägyptens, und das während einer Lebensspanne in dieser Wildnis, die mehr als ein Jahrtausend zurücklag. Größer als die Sixtinische Kapelle und höher als der Petersdom, war es etwas, was kein Mensch in einem einzigen Leben hätte planen, geschweige denn bauen können. Jeder Engel, Patriarch und Heilige war vertreten, jedes Mysterium und jedes Wunder von Maria Verkündigung bis zur Auferstehung, vom Garten Eden bis zur Arche Noah. Und alles in einem atemberaubenden Strudel nach oben wirbelnder Kunst gen Himmel strebend. Es war mehr als ehrfurchtgebietend. Mehr als überwältigend. Ein Geschenk von unbeschreiblicher Schönheit ohne den geringsten Anflug von Rachsucht und Vergeltung, göttlicher oder son-

stiger Natur. An der Basis der gigantischen Kuppel waren ringsum kleine Kammern angebracht, manche mit massiven Holztüren versehen, andere offen stehend wie leere Augenhöhlen. Zellen. Früher einmal, vor langer, langer Zeit, war dieser Ort bewohnt gewesen. Jetzt war er nur noch ein riesiges Grab, erbaut für die Ewigkeit, fernab von den Menschen.

Finn und Hilts waren wie angewurzelt stehen geblieben, überwältigt von den unvorstellbaren Ausmaßen und Dimensionen dieser Konstruktion und mit einem Mal winzig klein angesichts eines Monuments, das mühelos die New Yorker Freiheitsstatue gefasst und selbst das Präsidentendenkmal vom Mount Rushmore in den Schatten gestellt hätte.

»Wo sind wir hier?«, hauchte Finn. Vor ihr führte eine aus dem Stein gehauene Treppe auf den Boden der riesigen Höhle hinab, die sie jetzt mit weit in den Nacken gelegtem Kopf hinabzusteigen begann. Wäre die Cheopspyramide innen hohl gewesen, hätte es dort vielleicht so aussehen können. Eine eigene Welt in einer Welt.

»Vor vielen Jahren, zu Zeiten von Thomas Woodward, hieß dieser Ort die Höhle des Jeremias«, ertönte eine hallende Stimme. Ein alter Mann trat aus dem Dunkel auf der anderen Seite der Kuppel und kam auf sie zu. »Das ist natürlich einer der Namen, der mit dem Grab Christi in Verbindung gebracht wird. Und obwohl es sich hier nicht um den Kalvarienberg handelt, ist es dennoch interessant, dass er solches Ansehen genießt.« Er schlurfte zwischen Ansammlungen und Gestellen mit schmalhalsigen, bauchigen Tonkrügen hindurch, ähnlich denen, in denen die Schriftrollen von Qumran aufbewahrt worden waren. »Woodward hatte es durch einen Zufall an diesen Ort verschlagen, aber weil er ein Säufer und Taugenichts war, glaubte ihm niemand. Deshalb erkaufte sich die Hüter sein Stillschweigen und seine Kooperation einfach mit Alkohol.«

Finn spähte in das flirrende Dämmerlicht, aus dem der alte Mann auf sie zukam. Er war groß, nur leicht gebeugt, und stützte sich locker auf einen schweren Stock. In seiner freien Hand hielt er etwas, was aussah wie ein zusammengerolltes Stück Leder, das von einer glänzen-

den Goldkette gehalten wurde. Sein stahlgraues Haar war militärisch kurz geschnitten. Er trug eine alte Cordhose und einen dunkelblauen Seemannspullover, dazu alte Schnürstiefel und eine Nickelbrille. Seine Stimme war nüchtern sachlich, mit einem Akzent, der eine Herkunft aus dem Mittleren Westen verriet, aber zugleich schwang auch noch ein Anflug von etwas anderem in ihr mit. Eine Welterfahrenheit, die von fremden, vor langer Zeit besuchten Ländern zeugte. Finn versetzte es einen Stich ins Herz, als ihr bewusst wurde, dass sie der alte Mann an ihren Vater erinnerte.

»Wer sind Sie?«

»Der letzte Hüter.«

»Von was?«

»Dieser Stätte. Ihr Verwalter, wenn Sie so wollen.« Er lächelte traurig. »Mehr oder weniger der Hausmeister, der sich um das wahre Wort Jesu kümmert.«

»Das verstehe ich einfach nicht«, sagte Hilts. »An diesem gottverlassenen Ort, am Ende der Welt. Unglaublich.«

»Ist etwa die Libysche Wüste etwas anderes als das Ende der Welt? Verglichen mit Rom auf dem Höhepunkt seiner Macht war auch Jerusalem nicht viel mehr als das Ende der Welt. Für Moses war der Sinai das Ende der Welt. Für einen New Yorker ist dieser Teil von Illinois das Ende der Welt. Einstein hatte recht, Mr. Hilts; alles ist relativ. Ich könnte Ihnen die unglaublichsten Geschichten erzählen, von versunkenen Tempel Schiffen, von der Flotte König Salomos, dessen Tempel in der Sixtinischen Kapelle seine maßstabsgetreue Nachbildung gefunden hat, von Nostradamus oder vom Neuen Jerusalem, das Ihr wahnsinniger Freund Adamson zu gründen hofft.«

»Er ist kein Freund von uns«, protestierte Finn.

»Wenigstens sind wir ihm hier zuvorgekommen«, brummte Hilts.

»Sind Sie gar nicht«, bemerkte der alte Mann. »Er ist gestern eingetroffen. Zur Zeit befindet er sich ein paar Kilometer von hier in Olney, um die nötige Ausrüstung zu kaufen und Informationen zusammenzutragen. Ich rechne jeden Moment mit seinem Erscheinen.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Ich weiß eine Menge, Mr. Hilts. Über Sie und meinen alten Freund Arthur Simpson, Gott hab ihn selig. Und auch über Sie und Ihren Vater, Ms. Ryan.« Er lächelte wieder. »Das bringt dieser Job so mit sich, könnte man sagen.«

Da war er wieder, dieser Anflug eines Akzents aus ferner Vergangenheit. Und mit einem Schlag war ihr alles klar. »Sie sind der Mönch«, platzte Finn heraus. »DeVaux.«

Er nickte mit einem müden Lächeln.

»Pierre DeVaux, Peter Devereaux, mittlerweile Paul Devers. Aber nie ein Mönch, das habe ich nur vorgegeben. Vielmehr ein Priester. Auch in alle Zukunft.«

»Und ein Mörder«, sagte Hilts. »Sie haben Pedrazzi umgebracht. Und wenn der Tote auf der *Acosta Star* nicht Sie sind, wer wurde dann in Ihrer Kabine eingeschlossen?«

»Tod und Geheimnisse sind alles andere als seltsame Bettgenossen, Mr. Hilts. Pedrazzi hat mich an diesem schrecklichen Ort in der Wüste umzubringen versucht. Er hatte herausgefunden, wer ich war, und wusste, dass ich nie zulassen würde, dass er das Geheimnis jemandem wie Mussolini verriete, damit dieser es bei irgendwelchen politischen Machenschaften als Druckmittel einsetzen könnte. Eigentlich wollte er *mich* umbringen; ich habe mich nur gewehrt.«

»Und wer war das also auf dem Schiff?«, fragte Finn.

»In der Kabine? Kerzner, der Mann, der von den Leuten Ihres Vaters, Ms. Ryan, beauftragt worden war, mich zu beseitigen. Der Mann, der von Adamsons Großvater gekauft und bezahlt wurde. Auch der Bischof ist nie wieder aufgetaucht. Das lässt vermuten, dass er in den Flammen umkam.«

»Woher kannte Kerzner die genaue Lage dieses Ortes hier?«, fragte Hilts.

»Weil ich sie ihm verraten habe«, antwortete der alte Mann. »Unmittelbar bevor ich ihn seinem Schicksal überließ. Es war sein letzter Wunsch.«

»Sie sind ein Schwein«, stieß Hilts angewidert hervor.

»Das auch«, sagte der alte Mann achselzuckend. »Das waren die mei-

sten von uns. Findelkinder, Waisen. Gesindel. Aber wir waren nützlich.«

»Wir?«, fragte Finn.

»Die Hüter dieses Ortes und dessen, was er enthält.«

»Und das wäre?«

»Das wahre Wort Gottes.«

»Das Luzifer-Evangelium.«

»Es stammte doch nicht von Luzifer. Er hat es nur gehütet. Quasi war er der erste Hüter des Wortes. Das hier ist sein Ort.« Er breitete die Arme aus und blickte in die Unendlichkeit der steinernen Kuppel über ihm hinauf.

»Es fällt mir zusehends schwerer, Ihnen zu folgen«, sagte Finn.

»Und ich kriege Kopfschmerzen«, flocht Hilts ein. »Ich stehe hier an einem Ort, den es eigentlich gar nicht geben dürfte und der von Lichtern beleuchtet ist, die eigentlich gar nicht brennen dürften, und rede mit einem Mann, der eigentlich tot sein müsste. Das spottet doch jeder Logik.«

»Das Beleuchtungssystem wurde vor tausend Jahren mit unzähligen Spiegeln gemacht, der Fels wurde mit dem Schweiß und der ehrlichen Arbeit gläubiger Männer ausgehöhlt, und der einzige Grund, warum ich am Leben geblieben bin, ist, das Geheimnis dieses Ortes so lange zu hüten, bis es nicht mehr länger geschützt werden kann.«

»Und dann?«, fragte Finn leise. »Was passiert dann?«

»Dann werde ich diesen Bau zerstören«, antwortete der alte Mann ganz selbstverständlich.

»Sie sind ja verrückt«, sagte Hilts.

»Vielleicht. Aber die Zeiten für Jesus' Wort sind inzwischen vorbei. Jetzt gibt es neue Götter, fürchte ich.« Er hielt das in Leder gewickelte Bündel hoch. »Wenn dieser Moment gekommen ist, muss der Ort der Geheimnisse zerstört werden und mit ihm das Evangelium des Lichts. Die diesbezüglichen Anweisungen sind unmissverständlich«, fügte er traurig hinzu.

»Aber warum?«, bestürmte ihn Finn. »Warum das alles zerstören?«

»Weil es, wenn es nicht alle haben können, auf keinen Fall nur ein

Einziger haben soll. Licht ist da, um für alle zu leuchten. Es sollte nicht den Machtinteressen eines Einzelnen dienen.«

»Dann erzählen Sie doch einfach allen davon.«

»Schon die bloße Bekanntgabe seiner Existenz würde sich letztlich gegen es selbst kehren. Es würde Adamson und seinen Leuten als Kampfaufruf dienen. Dafür war dieser Ort, Sein Wort, nicht bestimmt. Kreuzzüge werden mit Blut und Schwertern geführt, nicht mit Glauben und Opfern.«

Ein Schuss krachte und erschütterte die Harmonie, die der Ort ausstrahlte. Er hatte den alten Mann getroffen, bevor er überhaupt zu hören gewesen war, ihn herumgewirbelt und zu Boden sinken lassen. Es folgten mehrere kleine Explosionen, so scharf und hart, dass sie in den Ohren schmerzten, und dann, fast wie auf ein Zeichen hin, ging das Licht in der riesigen Höhle aus und vollkommene Dunkelheit breitete sich aus. So blieb es kurze Zeit, bis dünne, leuchtend grüne Lichtstrahlen die Finsternis durchdrangen.

»Nachtsichtgeräte«, zischte Hiltz. Er tastete nach dem alten Mann, der sich stöhnend auf dem Boden krümmte.

»Sind Sie getroffen worden?«, flüsterte Finn.

»An der Schulter. Aber ich werde es überleben. Vorerst jedenfalls. So lange, wie es nötig ist.«

»Wir schaffen Sie hier raus«, sagte Hiltz.

»Nein, sehen Sie lieber zu, dass Sie selbst verschwinden, bevor es zu spät ist.«

»Sie müssen ins Krankenhaus.«

»Wir befinden uns hier zweiundsiebzig Meter unter der Erdoberfläche. Auf der anderen Seite der Höhle ist ein Ausgang, der direkt zum Winter River führt. Er ist nur durch eine brüchige Felsplatte verschlossen, die ich jederzeit entfernen kann. Adamson glaubt, er ist am Ziel. Er denkt, er hat gewonnen. Er ist überzeugt davon, dass er endlich das gefunden hat, was ihm die ganze Nation in die Arme treiben wird. Dabei hat er nichts gefunden. Nur Finsternis.«

»Nimm ihn an den Beinen«, forderte Hiltz Finn auf. Inzwischen zuckten überall um sie herum die grünen Lichtstrahlen durch das Dunkel.

»Die Dolinen«, stieß der alte Mann mühsam hervor, als sie ihn über den Boden der Höhle schleiften. »Er ist durch die alten Zugänge oben hereingekommen.«

Plötzlich hallte Adamsons megafonverstärkte Stimme durch die Höhle.

»Ich weiß zwar nicht, wie Sie es geschafft haben, aber diesmal werden Sie nicht überleben!«

»Er ist verrückt.«

»Das ist ja nichts Neues«, zischte Finn.

Endlich erreichten sie die Basis der Kuppel. Sie standen mit dem Rücken zu der leicht geneigten Höhlenwand. Finn spürte, wie der alte Mann an ihrem Jackenärmel zog.

»Sie müssen unbedingt von hier fort.«

»Und wie sollen wir das anstellen?«, fragte Hilts.

»Das Medusa-Tor.«

»Was ist das schon wieder?«

»Über jeder Mönchszelle wurde ein Gesicht in den Stein gehauen. Medusa war die Schutzgöttin von Luzifers Legion. An der Stelle, wo sie ist, geht es nach draußen.«

Im selben Moment ertönte ein Geräusch wie von reißendem Stoff. Über ihnen explodierte eine Leuchtpatrone und tauchte die Höhle in grelles Licht. Aus der Kuppel seilten sich an schlenkernden Seilen mindestens ein Dutzend Männer ab. Alle waren bewaffnet.

»Da!« schrie Adamson. Gewehrfeuer krachte auf. Von den Felswänden neben ihnen prallten Querschläger ab.

Das gleißende, sengende Licht der Leuchtpatrone begann zu verblasen. In diesem Moment entdeckte Finn, wonach sie fieberhaft Ausschau hielt.

»Die Medusa!« Sie riss ihren Arm nach oben und deutete auf das steinerne Relief über einer Zelle.

»Los, fass an!« Hilts packte den alten Mann wieder unter den Armen. Im letzten Lichtschimmer der Leuchtpatrone konnte Finn seine Wunde sehen. Sie befand sich ein Stück unterhalb der Schulter, und das austretende Blut warf Blasen. Ein Lungenflügel oder noch schlimmer.

»Lassen Sie mich«, stieß Devereaux mühsam hervor. »Wenn Sie mich zu retten versuchen, werden Sie es nicht schaffen. Gehen Sie jetzt!«, befahl er.

»Wir holen Hilfe!«, sagte Hilts.

»Bitte! Schnell!«

Sie rannten los. Die Leuchtpatrone war inzwischen ganz erloschen und hatte sie in tiefem Dunkel zurückgelassen, das kreuz und quer von grünen Linien durchzogen war. Sie stolperten über den unebenen Boden der Höhle davon.

»Wenn wir einen von denen streifen, sind wir geliefert«, zischte Hilts.

Wieder dieses Geräusch wie von reißendem Stoff und ihre Umgebung explodierte in hellem Licht. Nur wenige Meter von ihnen entfernt war die kleine zellenartige Vertiefung und darüber das gleiche Medusenhaupt wie auf dem Medaillon.

»Lauf!«, brüllte Hilts und stieß Finn vor sich her auf die dunkle Öffnung zu. Als sie sich umblickte, sah sie den alten Mann gegen die Wand der Höhle gelehnt, für die er so viele Jahre zuständig gewesen war. Sie glaubte, ein Lächeln auf seinen Lippen zu sehen.

Sirrend wie ein wütender Hornissenschwarm, schwirrten Kugeln an ihnen vorbei. Den Kopf unter dem furchteinflößenden Haupt der schlangenhaarigen Göttin einziehend, warf sich Finn in die kleine Nische. Im Schein der Leuchtpatrone sah sie, dass es keine Zelle war, sondern der Zugang zu einer Steintreppe.

»Schnell nach oben!«, drängte Hilts.

Als sie die Stufen hinaufstapelte, folgte er ihr so dicht auf den Fersen, dass sie seinen keuchenden Atem in ihrem Nacken spürte.

Minutenlang ging es immer noch weiter nach oben. Zu ihrem Entsetzen hörten sie von unten Schritte den engen Schacht heraufhallen. Und dann, mit einem grässlichen Geräusch, als würde das Innerste der Erde unter ihnen entzweigerissen, fauchte ein gewaltiger Luftzug an ihnen vorbei.

»Was war das?«

»Lauf einfach!«

Sie hetzten weiter die Treppe hinauf, aber das Geräusch wurde lauter, ein tiefes, heiseres Rauschen, und plötzlich hatte es sie erreicht, ein wirbelndes Chaos aus Steinen und Trümmern, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt erfasste und, sie unnachtsichtig gegen die rauen Steinwände schleudernd, mit sich nach oben riss. Die eisige Flut war wie ein Rammbock, der sie schließlich in einem sprudelnden Geysir auf einen kalten Steinboden spuckte. Heftig würgend und um Atem ringend, richteten sie sich auf allen vieren auf, als sich die Kammer, in der sie sich befanden, mit dem von unten heraufdringenden Wasser füllte.

»Wo sind wir?«, stieß Finn keuchend hervor. Sie hielt sich an Hilts fest, als sie sich aufrichtete.

»In einer Art Keller.« Hilts sah sich hustend um. Dann deutete er über das immer höher steigende Schmutzwasser hinweg auf eine Treppe. Er packte Finn an der Hand, und sie wateten durch das gurgelnde Wasser und stiegen die Stufen hinauf. Am Ende der Treppe war eine einfache Holztür. Hilts stieß sie auf, und sie traten in eine modrig riechende Landhausküche. In einer Ecke waren ein Holzherd und eine alte Spüle, in der Mitte stand ein massiver hölzerner Tisch mit ein paar Stühlen. Durch ein schmutzigtrübes Fenster konnte Finn auf den Parkplatz der Caverns of Wonder hinaussehen. Sie waren in der Küche des verfallenen Farmhauses.

»So ist der alte Mann wahrscheinlich in die Höhle gekommen.« Hilts ließ sich auf einen der Stühle sinken. »Gott sei Dank, haben wir es geschafft.«

»Ich würde es mir noch nicht zu gemütlich machen«, sagte Finn plötzlich. Um sie herum ertönte ein bedrohliches Knirschen, und dann begann der Boden unter ihren Füßen zu zittern und zu wanken, als wären sie in ein Erdbeben geraten. Hilts sprang auf. Die Decke bekam Risse, Putz regnete auf sie herab. Der Fußboden bebte erneut, und das Fenster zersprang, als sich der Rahmen aus der Wand drehte.

Sie stürzten zu der Tür, die auf die Veranda hinausführte, und waren kaum draußen, als hinter ihnen das Dach nachgab und unter lautem Krachen einstürzte. Sie rannten in den Regen hinaus, wo bereits don-

nernd der Asphalt unter ihren Füßen aufbarst und die Luft aus der einstürzenden Höhle durch die mächtigen Risse im Erdboden entwich.

»Der ganze Fluss wird seinen Lauf ändern«, flüsterte Finn. »Nichts wie weg hier!«

Sie rannten zu ihrem Auto und erreichten es gerade in dem Moment, als sich die Erde auf tat und den ausgebrannten Schulbus verschluckte. Hilts sprang hinters Steuer, fummelte den Schlüssel ins Schloss und startete den Motor. Dann legte er den Gang ein, trat aufs Gas und schoss davon. Sie passierten das Tor wenige Sekunden, bevor es einstürzte und bogen schlingend in die Landstraße. Als sie die Caverns of Wonder weit genug hinter sich gelassen hatten, ließ Finn erschöpft den Kopf gegen die Nackenstütze zurücksinken. Doch plötzlich setzte sie sich stirnrunzelnd wieder auf.

»Was hast du denn?«, fragte Hilts.

Sie fasste in ihre Jacke und zog die Lederrolle heraus, die Devereaux bei sich gehabt hatte. Dann streifte sie die Kette herunter und sah, dass ein Medaillon daran hing, ähnlich dem, das sie an Pedrazzis Leiche gefunden hatten. Finn nahm die Lederhülle ab und sah nach, was sich darunter verbarg. Eine Schriftrolle auf einer Metallspule, das Kupfer alt, grün und oxidiert, aber die Schriftzeichen deutlich erkennbar. »Das Luzifer-Evangelium.«

»Er muss es mir in die Jacke gesteckt haben, als er mich am Ärmel gepackt hat«, hauchte sie. »Das habe ich gar nicht mitbekommen.«

»Und was machen wir jetzt damit?«, fragte Hilts.

Finn lehnte erschöpft den Kopf zurück und schloss die Augen. Was wohl die Schriftrolle enthielt? Welches Versprechen, welche Worte, welche Macht?

»Ich habe schon eine Idee.« Sie lächelte.

NACHWORT

Finn beugte sich auf dem Promenadendeck der *Freedom of the Seas* über die Reling und blickte auf das ruhige grüne Wasser der Karibik hinab, das sich unter dem mächtigen Rumpf des 158.000-BRT-Schiffs teilte. Für Finn zählte das riesige Ding eigentlich gar nicht richtig als Schiff, sah man einmal davon ab, dass es einen relativ spitzen Bug und ein halbwegs abgerundetes Heck hatte.

Sie wusste, sie war altmodisch, aber ein Schiff sollte bei ihr ein gewisses Gefühl von Ortsveränderung und Abenteuer hervorrufen und etwas mehr sein als ein schwimmendes Einkaufszentrum und ein kopflastiger, gigantomantischer Vorwand für Kletterwände und Surf-Wellenbecken. Die *Freedom of the Seas* hatte sogar einen eigenen Fernsehsender, der die Passagiere in regelmäßigen, höchst aufschlussreichen Sendungen darüber aufklärte, wie viel Trinkgeld man den einzelnen Mitgliedern des Bordpersonals zu geben hatte.

Finn, die den Atlantik einmal mit ihren Eltern auf der stattlichen und eleganten *Queen Elizabeth 2* überquert hatte, war nicht sonderlich angetan von einem Ozeanriesen mit der gestalterischen Raffinesse einer Cornflakesschachtel und der Vermarktungsstrategie eines Wal-Mart. Wenn so ein Schiff einen Eisberg rammte, sank es nicht, sondern zerfiel, als wäre es aus Legosteinen gebaut, in lauter Einzelteile.

Trotzdem war es die einzige Möglichkeit, ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen, und zugleich lieferte es ihnen einen Anlass, um noch einmal Lloyd Terco, Tucker Noe und Lyman Mills auf Hollaback Cay zu besuchen, bevor sie auf der gerade vom Stapel gelaufenen *Freedom* von Nassau zu ihrer Jungfernfahrt durch die Karibik in See stachen. Sie waren jetzt über der Tongue of the Ocean. Finn fragte sich, wie viele der Passagiere, die an Bord ihre Konten mit Kreditkarten abräumten,

auch nur ansatzweise eine Vorstellung von der Tiefe des Wassers unter der dünnen Metallhaut des großen weißen Kreuzfahrtschiffs hatten. Gerade mal anderthalb Meter finnisches Aluminium und Stahlblech zwischen ihnen und einem 3.000-Meter-Abfall ins Nichts.

Sie blickte über das glitzernde Wasser und dachte an den von Algen und Korallen überwucherten Geist der *Acosta Star*, die nicht weit entfernt dort draußen lag und unter den Wellen des Ozeans verborgen ihre Geheimnisse und Toten hütete. Würde auch die *Freedom of the Seas* einmal ein solches Ende finden, ein Begräbnis auf See? Wahrscheinlich nicht. In ein paar Jahren, wenn ihre absurden Innovationen passé und nicht mehr rentabel wären, würde sie wahrscheinlich im Schiffsfriedhof von Alang an der indischen Küste landen und wieder in ihre Bestandteile zerlegt werden.

Die karibische Brise strich sanft über Finns Wange, und unwillkürlich musste sie an Devereaux und ihren Vater und den armen alten Arthur Simpson denken. Simpson war mit durchgeschnittener Kehle in einem Straßengraben in Nassaus berüchtigtem und wenig einladendem Stadtteil Over the Hill aufgefunden worden; ein Viertel, in dem ein alter Weißer eigentlich nichts zu suchen hatte. Obwohl ihm Brieftasche und Uhr gestohlen worden waren, bestand für Finn kein Zweifel, dass er Adamsons Männern zum Opfer gefallen war.

Über Adamsons Verschwinden und Ableben war nichts zu erfahren gewesen, sah man einmal von einer kurzen Pressemitteilung ab, der zufolge der Milliardär bei der Grabung in Libyen in einem Sandsturm verschollen war. Das Luzifer-Evangelium oder Finns und Hilts' Beteiligung an seiner Entdeckung fanden mit keinem Wort Erwähnung. Laut Angaben ihres gemeinsamen Freundes Michael Valentine in New York war ihre vermeintliche Beteiligung an der Ermordung Vergadoras in Italien auf eine Verwechslung zurückgeführt und zu den Akten gelegt worden. Für Hilts verstand es sich von selbst, dass dahinter nur Mikkey Hearts' italienische Kontakte stehen konnten.

»Na«, sagte Hilts, der zu Finn an die Reling kam. »Bist du so weit?«

»Ich glaube schon.« Sie nickte und lächelte.

»Du willst es also wirklich tun?« Über Hilts' Gesicht legte sich ein

besorgter Ausdruck. Seine Augen waren hinter den bernsteinfarbenen Gläsern seiner Sonnenbrille verborgen, aber seine Stirn lag in tiefen Falten. »Hier handelt es sich um einen enorm wertvollen historischen Fund.«

»Devereaux hatte Recht«, sagte Finn besonnen. »Egal, in welche Hände das Evangelium oder auch nur Teile davon fielen, es wären immer die falschen.« In dem Wellenpool hinter ihr versuchte eine Zwölfjährige in einem Bikini auf ein Surfbrett zu steigen. Das Ganze hörte sich an wie eine Waschmaschine, bei der gerade der Schleudergang einsetzte. »Manche Geheimnisse sollten Geheimnisse bleiben. Manche Rätsel sollten Rätsel bleiben.«

»Warum hat er es dir dann überhaupt gegeben?«, fragte Hilts.

»Um mir die Wahl zu lassen. Um mir die Gelegenheit zu geben, das Richtige zu tun.« Sie hob die Schultern. »Vielleicht wollte er die endgültige Entscheidung auch einfach nur jemand anderem überlassen.«

»Dann bist also du jetzt die letzte Hüterin«, sagte Hilts.

Finn nahm die Lederrolle mit der Goldkette aus ihrer Umhängetasche. Sie hielt sie kurz fest in der Hand, dann holte sie aus und warf sie über Bord. Gemeinsam beobachteten sie, wie sie in hohem Bogen durch die klare Morgenluft segelte, auf der smaragdgrünen Wasseroberfläche aufschlug und unter den Wellen verschwand.

»Gewesen«, sagte sie schließlich. »Gewesen.«